

2601

LANDOR AUF VERBOTENEN WEGEN



Aquarellstudie von H. N. Landor.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

42

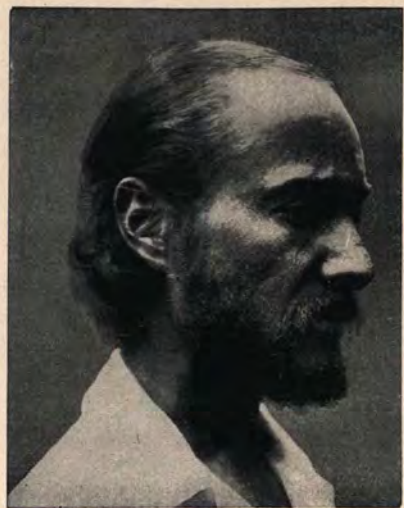
12

Graf Magnis
Eckersdorf.

Auf verbotenen Wegen.

Reisen und Abenteuer in Tibet.

Graf Magnis
Eckersdorf.



Februar 1897.

Oktober 1897.

Der Verfasser vor und nach seiner Reise.

Auf verbotenen Wegen.

Reisen und Abenteuer in Tibet.

Von

Henry S. Landor.

Mit 202 Abbildungen, 8 Chromotafeln und einer Karte.

Zweite Auflage.



Leipzig:
F. V. Brockhaus.

1898.

*Graf Magnis
Bokarndorf.*

CBGIÓŠ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5162789



2601

Vorwort.

In diesem Buche habe ich den Bericht über eine Reise nach Tibet niedergelegt, die von mir während des Frühjahrs, Sommers und Herbstes 1897 ausgeführt worden ist. Der Bericht ist theils nach Photographien, theils nach Skizzen, die ich an Ort und Stelle aufgenommen habe, illustriert. Nur die Folterungsscenen hatte ich aus dem Gedächtniß zu zeichnen, man wird mir aber zugeben, daß diese Eindrücke in mir lebendig genug bleiben konnten!

Die Karte ist nach meinen Aufnahmen entworfen, die sich im eigentlichen Tibet auf ein Gebiet von über 22000 Quadratkilometer erstrecken. Die Höhen von indischen Gipfeln wie Nanda Devi und Trisul sind der trigonometrischen Landesvermessung entnommen, ebenso die astronomisch festgelegten Anfangs- und Endpunkte meiner Aufnahmen an den Stellen, wo ich Tibet betrat und verließ.

In der Schreibweise geographischer Namen folgte ich dem System der Royal Geographical Society, die Laute genau so wiederzugeben, wie sie an Ort und Stelle gesprochen werden.

In aller Bescheidenheit bezeichne ich als geographische Resultate meiner Reise:

Die Entscheidung der noch offenen Frage, ob der Manjarowar-See und der Rakastal wirklich voneinander getrennt sind.

Die Ersteigung einer Höhe von 6700 Meter und die photographische Aufnahme einiger großer Himalaja-Gletscher.

Den Besuch und die Festlegung der zwei Hauptquellen des Brahmaputra, die vor mir von keinem Europäer erreicht worden sind.

Endlich die Thatsache, daß ich mit nur zwei Mann Begleitung in dem bevölkertsten Theile von Tibet reisen konnte.

Im Anschluß an Obiges freue ich mich mittheilen zu können, daß infolge meiner durch die „Daily Mail“ weit verbreiteten Berichte über die auf britischem Boden sich abspielenden Schändlichkeiten der Tibetaner die indische Regierung in diesem Jahre den tibetanischen Behörden zu verstehen gegeben hat, daß es ihnen in Zukunft nicht mehr gestattet sein wird, Grundsteuer von britischen Unterthanen zu erheben. Dies ist mir eine besondere Genugthuung wegen der außerordentlichen Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit, die mir die bergbewohnenden Schokas erwiesen haben.

September 1898.

H. S. L.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	v
Erstes Kapitel. Zum Himalaja	1
Zweites Kapitel. Unter den Waldmenschen	12
Drittes Kapitel. Berggeister	26
Viertes Kapitel. Die ersten Schokas	34
Fünftes Kapitel. Eine Theevisite	42
Sechstes Kapitel. Der wasserlose Pfad. Tibetansische Uebergriffe	52
Siebentes Kapitel. Als Gast unter den Schokas	64
Achtes Kapitel. Der erste tibetansische Spion	80
Neuntes Kapitel. Aus dem Leben der Schokas	89
Zehntes Kapitel. Abschied von Indien	106
Elftes Kapitel. Zum Dach der Welt	122
Zwölftes Kapitel. Im Schnee begraben	139
Dreizehntes Kapitel. Der Einmarsch in Tibet	151
Vierzehntes Kapitel. Die Grenzwachen	160
Fünfzehntes Kapitel. Der Tarjum von Barka	170
Sechzehntes Kapitel. Ein rascher Entschluß	179
Siebzehntes Kapitel. Die Flucht aus dem Teufelslager	188
Achtzehntes Kapitel. Das Schreckenslager	201
Neunzehntes Kapitel. Ein Mordanschlag	213
Zwanzigstes Kapitel. Der Teufels- und der Heilige See	223
Einundzwanzigstes Kapitel. Unter den Räubern	233
Zweiundzwanzigstes Kapitel. Am Manjarowar-See	246
Dreiundzwanzigstes Kapitel. In der Lamaserei	253
Vierundzwanzigstes Kapitel. Die Lamas	267
Fünfundzwanzigstes Kapitel. Tibetansische Heilkunst	276
Sechsendzwanzigstes Kapitel. Räuber	287
Siebenundzwanzigstes Kapitel. Die letzten Getreuen	303
Achtundzwanzigstes Kapitel. Ungebetene Gäste	316
Neunundzwanzigstes Kapitel. Auf dem Boden Gottes	328

	Seite
Dreißigstes Kapitel. Ein gefährlicher Flußübergang	336
Einunddreißigstes Kapitel. Im Zeltlager	343
Zweiunddreißigstes Kapitel. Heirath und Tod	356
Dreiunddreißigstes Kapitel. Das Moskitolager	365
Vierunddreißigstes Kapitel. Ein harter Schlag	376
Fünfunddreißigstes Kapitel. Gefangen	385
Sechsenddreißigstes Kapitel. Das Verhör.	395
Siebenunddreißigstes Kapitel. Hoffnungslos.	405
Achtunddreißigstes Kapitel. Ein qualvoller Ritt	413
Neununddreißigstes Kapitel. Die Folterung	421
Vierzigstes Kapitel. Ein Fluchtversuch	430
Einundvierzigstes Kapitel. Der Tanz des Pombo	440
Zweiundvierzigstes Kapitel. Plöbliche Wendung meines Schicksals	447
Dreiundvierzigstes Kapitel. Wieder bei den Freunden	457
Vierundvierzigstes Kapitel. In die Heimat	471
Anhang	483
1. Zeugniß des Dr. Wilson	485
2. Zeugniß des Dr. Wilson	486
3. Aussage des Rev. Hartua Wilson	488
4. Aussage des Charak Sing	490
5. Aussage des Punditen Gobaria	491
6. Brief des Oberst Grigg, Commissar von Kumaon	492
7. Brief des politischen Peshkar Charak Sing	493
8. Ärztliches Zeugniß des Dr. med. Turchini	494
9. Brief von Sir William Lee Warner	496
10. Amtlicher Bericht von J. Larkin	496
11. Privatbrief des Herrn J. Larkin	504
Register	506

Abbildungen.

	Seite
Der Verfasser vor und nach seiner Reise	(Titelbild) 3
Mein chinesischer Paß	8
Aufbruch der Trägercolonne	(Separatbild) 8
Mein treuer Begleiter Tschanden Sing	9
Mein Heim in Askot	13
Junger Raot	15
Alter Raot auf einem Baume	16
Unter den Waldmenschen	(Separatbild) 16
Kopf eines jungen Raot	18
Raots mit Kindern	19
Junger Raot	21
Raot-Weiber	22
Der Rajiwar, sein Bruder und dessen Sohn	26
Fakir auf der Rückkehr vom Mansarowar-See	27
Der Rajiwar und sein Bruder in Dandies	31
Darma-Schokas und Tibetaner	35
Himalaja-Kette mit Nanda Devi und Trisul. Chromotafel nach Aquarell von H. S. Landor	(Separatbild) 36
Der Lehrer von Pungo	39
Webendes Schoka-Weib	40
Grab und fliegende Gebete	43
Ein alter Schoka	48
Ein Zelt für einen „Sahib“	50
Totudar Lal Sing und sein Bruder	51
Der Nerpani-Pfad	54
Am Abgrund	55
Der Tschai-Lek-Paß	56
Der Nerpani-Pfad. Chromotafel nach Aquarell von H. S. Landor. (Separatbild)	56
Schoka-Häuser	57

	Seite
Mein Haus in Garbhang	67
Morgentoilette eines jungen Schoka	68
Haus eines vornehmen Schoka	69
Schoka-Haus mit einem rauchenden alten Weibe	72
Straße in Garbhang (Separatbild)	72
Der Rabi Schankom bei Gungi	73
Gungi Schankom	74
Gefährliche Kutschpartie	75
Der Gräberplatz Tschiram	77
Schneebrücke über den Kuti-Fluß (Separatbild)	81
Kuti	81
Mein Bantier in Almora	86
Das Thal von Garbhang	87
Eine Schoka-Schönheit	89
Auf dem Wege zum Rambang	90
Schoka-Dhrringe	92
Schoka-Tibetanerin, Halblut (Separatbild)	92
Rambang-Mädchen mit Schmuck	93
Klageweiber an die Bahre gebunden	94
Ausbruch des Leichenzugs	95
Leichenverbrennungsöfen der Schokas	97
Die Frauen umtanzen die Todtenpuppe	98
Die Ziege mit den Kleidern des Todten	99
Die Ziege wird zum Dorf hinausgejagt	100
Tanz der Männer um die Todtenpuppe	101
Der Ziege wird das Herz herausgerissen	103
Tödtung des geopfertem Yaks	105
Katschi und seine Verwandten	107
Die Tschongur-Brücke vor der Zerstörung	111
Die gefährlichste Stelle am Kali	113
Schoka-Haus mit primitiver Leiter	116
Die Photographie, die den Tod des Kindes verursachte	118
Schloßruine in Kuti	119
Ausfällige	123
Man Sing, der Ausfällige	126
Der Verfasser und seine zwei treuen Gefährten (Separatbild)	128
Der Jolinkan- oder Lebung-Paß	129
Unser Lager im Schnee	133
Die Schneelinie in 4870 Meter Höhe	137
Der Mangschan-Gletscher	143
Mein Rebelbild in einer Aureole. Chromotafel nach Aquarell von H. S. Landor (Separatbild)	146
„Ich weckte den Kongba“	149
Aufstieg zum Lumpiya-Paß (Separatbild)	151

	Seite
Mühseliger Aufstieg	153
Verdächtige Fußstapfen!	(Separatbild) 157
Begrüßung des heiligen Berges Kelas	(Separatbild) 161
Wilde Pferde	164
Ankunft des Tarjum von Barka	171
Verhandlung mit dem Tarjum von Barka	(Separatbild) 176
„Wie die Blinden gingen wir vorwärts“	191
Eingeschneit!	197
Dakoi mit erbeuteter Schafsheerde	203
Zu Schreckenslager	(Separatbild) 211
Der heilige Berg Kelas	224
Dakru	228
Tibetanisches Weib mit schwarzer Salbe beschmiert	229
Teufelssee mit dem heiligen Berge Kelas	230
Rakastal- und Mansarowar-See	231
Blößliche Unterwürfigkeit der Banditen	(Separatbild) 234
Wollener Rock und Gürtel	236
Meine zwei schwarzen Daks	237
Tasche mit Stahl und Feuerstein	239
Gürtel mit verschiedenen Utensilien	239
Tibetanischer Hirte	240
Frauentiefel	241
Stiefel aus Lhasa	241
Männertiefel aus Schigatse	241
Schneestiefel	241
Tibetanische Wahrsagerin. Chromotafel nach Aquarell von H. S. Landor. (Separatbild)	243
Silbermünzen aus Lhasa	254
Tibetanische Kupfermünzen	254
Tibetanische Ohrringe	254
Inneres eines Serai	255
Tibetanischer Ohrring	257
Ohrring eines hohen Beamten	257
Goldene Malachitbroche	258
Silbernes Amulett	258
Töpfe vom Mansarowar-See	259
Lama-Kloster in Luder	(Separatbild) 260
Eingang in den Lama-Tempel von Luder	261
Lama	269
Junger Lama	270
Mani-Stein mit zweimaligem „Om mani padme hum“	272
Gebetsräder	274
Der Wunderdoctor	285
Tschokden	288

	Seite
Gomba von Pangbu	290
Eine natürliche Festung (Separatbild)	291
Schleuder	292
Tibetanisches Zelt	293
Junger Tibetaner	295
Amulettkapsel	296
Tibetanische Schwerter	297
Tibetanischer Sattler	298
Sattel	299
Doppelsack	300
Meine Packsättel für Yaks	301
Unser Lager im Schutze einer Felswand mit der Inschrift: „Om mani padme hum“ (Separatbild)	304
Yak mit wissenschaftlichen Instrumenten	306
Mit nur zwei Mann unterwegs	308
Kata	310
In strömendem Regen	311
Tibetanischer Räuber	318
Geisterhafte Besucher	322
Tibetanische Luntenslinten	324
„Ich bin nur ein Abgesandter“	325
Der Gunkho=See (Separatbild)	328
Obo	331
Flatternde Gebete auf dem Maium=Paß. Chromotafel nach Aquarell von H. S. Landor. (Separatbild)	333
Landor's Quelle des Brahmaputra	334
Tibetanischer Hund	339
Straße nach Dhassa (Separatbild)	340
Luftspiegelung	341
Schwarzes Zelt	344
Im Innern eines tibetanischen Zeltes	345
Tongbo	347
Tongbo, auseinandergenommen	348
Zeltaltar	349
Tibetanische Weiber und Kinder (Separatbild)	350
Tibetanerin mit Tschukki	352
Frau aus Dhassa	353
Tibetanerin mit Kind	359
Tibetanische Kinder (Separatbild)	360
Die Witwe aus Taklafot	361
Becher aus einem Menschenschädel	363
„Und ich gebe dir dies, damit du zurückgehst“	366
Lastziege	369
Die Yaks in Schlammlöchern	371

	Seite
Alte Tibetanerin	373
Versuch der Rettung meines Yaks	377
Eine gründliche Labung	381
Tibetanisches Wacht haus	383
Der verhängnißvolle Pferdekauf (Separatbild)	385
Gefangen!	387
Wir werden zum Verhör geschleppt (Separatbild)	391
Durchsuchung meiner Habe	391
Das Zelt des Pombo	393
Der Pombo	396
Tschanden Sing wird von den Lamas gepeitscht (Separatbild)	396
Tibetanischer Soldat	397
Tibetanischer Soldat	399
Offizier	401
„Beide Beine werden dir gebrochen werden“	409
Handschellen	410
Hängeschloß und Schlüssel	411
Mein Versuch, zu Tschanden Sing zu gelangen	414
Sattel mit Stacheln	415
Tibetanischer Fahnen träger	417
Nerba's Mordanschlag	418
Grausamer Sport meiner Wache (Separatbild)	419
Mein Rock mit den Spuren der Stacheln des Sattels	419
Die Lamas mit den Folterwerkzeugen	422
Die Musikanten	423
Das Taram	424
Die Folter mit dem glühenden Eisen. Chromotafel nach Aquarell von H. S. Landor. (Separatbild)	424
Ein grausames Spiel	427
In der Streckfolter	433
Der tanzende Pombo	444
Finale des Tanzes	445
Tschanden Sing gefesselt (Separatbild)	449
Reiter aus unserer Escorte	451
Mit meinem Blute gezeichnete Kartenskizze	453
Soldat, eine Biege durch Ersticken tödtend	455
Bettelmusikanten	459
Ein Unglücksbote	463
Unser plötzlicher Angriff auf die tibetanische Wache (Separatbild)	465
Lapsang und der Privatsecretär des Jong Pen	465
Das Höhlendorf Dagmar (Separatbild)	467
Tschofden bei Taklakot	469
Die Festung Taklakot. Chromotafel nach Aquarell von H. S. Landor. (f. Einbanddecke)	

	Seite
Beschkar Charak Sing	472
Dr. H. Wilson	473
Der Larjum von Toktschim. Chromotafel nach Aquarell von H. S. Vandor. (Separatbild)	474
Bundit Gobaria	475
Meine Füße	476
Tschanden Sing's Beine	477
Dorf Tinker (Separatbild)	478
Palast des Rajiwar in Askot	478
Z. Larfin	479
Die Schokas auf der Flucht	480
Mein Bad in 5000 Meter Höhe	481
Der Unglücksprophet	482

Karte.

Südwestliches Tibet nach eigenen Aufnahmen von H. S. Vandor, 1897. Maßstab
1 : 1 000 000.

Mit einer Nebenkarte:

Uebersichtskarte zu H. S. Vandor's Reise. Maßstab 1 : 12 500 000.

Erstes Kapitel.

Zum Himalaja.

Als ich London verließ, beabsichtigte ich, über Deutschland nach Rußland zu gehen, das russische Turkestan, Buchara und das chinesische Turkestan zu durchqueren und von dort aus Tibet zu betreten. Die russische Regierung hatte mir bereitwilligst die Erlaubniß gewährt, daß meine Feuerwaffen, Munition, Vorräthe, photographischen Apparate, Vermessungs- und andern wissenschaftlichen Instrumente zollfrei durch ihr Gebiet befördert würden, und hatte mich überdies benachrichtigen lassen, daß mir gestattet sein solle, die Militäreisenbahn durch Turkestan bis zu ihrer Endstation Samarkand zu benutzen. Die Benutzung jener Route würde mir wahrscheinlich viel von den Leiden und Enttäuschungen erspart haben, die ich auf dem Wege durch Indien zu erdulden hatte.

Ich war mit Empfehlungsbriefen und Beglaubigungsschreiben seitens des Marquis of Salisbury, der Naturhistorischen Abtheilung des Britischen Museums u. s. w. versehen, führte wissenschaftliche Instrumente für die Royal Geographical Society mit mir und war im Besitze eines englischen und zweier chinesischer Pässe.

Nachdem ich alle meine Explosivstoffe auf einem Munitionsschiffe nach Rußland abgeandt hatte (die deutschen Eisenbahnen weigerten sich entschieden, Patronen zu befördern), erfuhr ich wenige Tage vor meiner Abreise von London zu meinem größten Schrecken, daß der

Dampfer gerade vor dem Einlaufen in seinen Bestimmungshafen Schiffbruch erlitten habe und daß man ernstliche Zweifel hege, ob es überhaupt möglich sein werde, auch nur einen Theil der Ladung zu retten. Gerade in jenen Tagen erfolgte der Ausbruch des Griechisch-Türkischen Krieges, und die Zeitungen berichteten, daß die Russen ihre Truppen längs der afghanischen Grenze mobilisirten.

Ich wollte meine Reise trotzdem nicht aufschieben. Obgleich ich alle meine Vorkehrungen für den Weg durch Rußland getroffen und beendet hatte, entschloß ich mich, diesen Plan aufzugeben und zunächst nach Indien zu gehen, um von dort über den Himalaja nach Tibet vorzudringen. So schiffte ich mich denn am 19. März 1897 auf dem Dampfer „Peninsular“ ein und langte drei Wochen später in Bombay an.

Es war das erstmal, daß ich nach Indien kam, und mein erster Eindruck war gerade kein vortheilhafter. Die Hitze war furchtbar, und überall machten sich Anzeichen der Pest bemerkbar. Die Straßen waren verödet und die Hotels schlecht und schmutzig infolge des Mangels an Dienstoffoten, welche die Stadt aus Furcht vor der Seuche verlassen hatten.

In Begleitung eines befreundeten Parsen begab ich mich in mehrere der von dieser Geißel am meisten heimgesuchten Stadttheile; aber überall, wohin ich auch kam, war außer einem starken Geruche nach Desinfectionsmitteln wenig von der Pest zu bemerken. Freilich gab es nur wenige Häuser, die nicht mit zehn, zwanzig und noch mehr rothen Kreisen bezeichnet waren, welche die Anzahl der Todesfälle angaben; an einer Thür, die ich photographirte, zählte ich sogar nicht weniger als 49 solcher Zeichen. Doch war ich nicht im stande, persönlich über die Natur der Seuche mit irgendwelcher Sicherheit zu urtheilen, außer daß ich in den Hospitälern einige bössartige Fälle von Beulenpest sah.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft in Bombay fuhr ich mit der Eisenbahn weiter nach Bareilly, welches ich in drei Tagen erreichte,

und von dort brachte mich noch eine Nachtfahrt nach Rathgodam, dem Endpunkte der Bahnlinie.

Theils im Tonga, einem zweiräderigen, von zwei Pferden gezogenen Wagen, theils zu Pferd, gelangte ich nach Naini-Tal, einer Station in den Vorbergen des Himalaja, dem Sommerfize der Regierung der Nordwestprovinzen und Dudsch.

大清欽差出使英國大臣額爾德納木圖等叩

給發護照事照得現准

英外部尚書侯爵沙

擬即日由俄市及科丹地方前往

中國新疆游居兼為南肯新登博物院採辦各物請給護

照以利進行等因為此給護交書師蘭道爾收執凡

游居新疆地方仰地方官員加意妥為保護毋得留難

阻滯如須呈報候旨

舊照給英紳畫師蘭道爾收執

光緒貳拾貳年拾壹月

奏

大臣龍其

龍其

印

Mein chinesisches Paß.

Von hier aus schrieb ich an den Stellvertreter des Gouverneurs und benachrichtigte ihn von meiner Absicht, nach Tibet vorzudringen. Ich machte auch dem dortigen Regierungsbefullmächtigten meine Aufwartung und theilte ihm meine Pläne ausführlich mit. Es ist bemerkenswerth, daß keiner der beiden Herren gegen die von mir geplante Reise in das „heilige Land der Lamas“, der buddhistischen Priester Tibets, auch nur den geringsten Einwand erhob.

Ich wußte, daß von Naini-Tal aus (1953 Meter über dem Meer) mein ganzes Gepäck durch Kulis transportirt und deshalb in gleich-

mäßige Lasten vertheilt werden müsse, von denen keine das Gewicht von 25 Seers (etwa 23 Kilogramm) übersteigen dürfe. Instrumente, photographische Platten und alle andern leicht zu beschädigenden Gegenstände verpackte ich in Kisten eigener Erfindung, die ich speziell für einen Transport eingerichtet hatte, bei dem mit den Sachen nicht gerade schonend umgegangen wird.

Solche Kisten aus gut ausgetrocknetem Holze, die sorgfältig zusammengefügt, mit Zink ausge schlagen und mit einer eigens von mir zubereiteten Lösung imprägnirt und dadurch wasser- und luftdicht gemacht waren, konnten zu den verschiedensten Zwecken verwendet werden.

Einzelne konnten sie als Sitz dienen; zu viere in eine Reihe gestellt, gaben sie eine Bettstelle ab; drei waren als Stuhl und Tisch verwendbar, und vier, auf bestimmte Art verbunden, lieferten schnell ein Boot von solider und bequemer Construction, mit dem man einen nicht zu durchwatenden Fluß passiren oder Lothungen im ruhigen Gewässer eines Sees vornehmen konnte.

Auch als Badewannen für mich und für meine Leute, wenn ich diese zu solchem Luxus würde überreden können, ließen sie sich verwenden, sowie ferner zum Entwickeln meiner photographischen Negative und zum Waschen der Platten.

Ich stellte mir sogar vor, daß sie mir im Nothfall in wasserlosen Wüsten, wenn ich solche zu passiren haben würde, auch als Wasserfässer gute Dienste leisten würden. Vollgepackt bildete jede dieser Kisten genau eine Kuliast, und je zwei ließen sich bequem mit Riemen und Ringen auf beiden Seiten eines Packfattels befestigen.

Nur der Stärke und Dauerhaftigkeit dieser Kisten hatte ich es zu verdanken, daß trotz des vielen Rüttelns und Schüttelns, das sie aushalten mußten, meine Photographien und Zeichnungen sowie meine Karten und Instrumente in keiner Weise beschädigt wurden, — bis wir in die Hände der Tibetaner fielen.

Mein Proviant war von der Bovril-Company nach meinen eigenen Angaben hergestellt worden, mit besonderer Rücksicht auf das

strenge tibetanische Klima und die beträchtlichen Höhen, in die wir gelangen würden. Die mitgeführten Nahrungsmittel enthielten daher einen bedeutenden Procentsatz an Fett und Kohlehydraten, waren leicht verdaulich und geeignet zur Erhaltung der Körperkräfte selbst in Augenblicken ungewöhnlicher Anstrengung. Ich hatte sie in Zinkkisten und Lederbeutel verpacken lassen.

In einer wasserdichten Kiste führte ich 1000 Patronen für mein Repetirgewehr System Mannlicher, außerdem 500 Patronen für meinen Revolver mit; dazu eine Anzahl von Jagdmessern, Werkzeuge zum Abbalgen von Thieren, Drahtfallen verschiedener Größe zum Fangen von kleinen Säugethieren, Schmetterlingsnetz, Flaschen zur Aufbewahrung von Reptilien in Alkohol, sowie andere zum Tödten von Insekten mittels Cyankalium, einen Vorrath von Arsenikseife, Knochenzangen, Scalpelle und andere für den Sammler naturhistorischer Gegenstände nothwendige Geräthschaften.

Zu meiner Ausrüstung gehörten überdies drei photographische Apparate mit 158 Duzend Trockenplatten und dem ganzen Zubehör zum sofortigen Entwickeln, Fixiren u. s. w. der Negative.

Das Material zum Sammeln war mir von der Naturhistorischen Abtheilung des Britischen Museums geschenkt worden, der ich alle Thiere und Pflanzen, die ich auf meiner Reise sammeln würde, versprochen hatte zu übergeben.

Ich besaß zwei vollständige Ausrüstungen von Instrumenten für astronomische Beobachtungen und für topographische Aufnahmen, von denen die eine mir von der Royal Geographical Society geliefert worden war: unter anderm einen sechszölligen Sextanten, ein Instrument zur Höhenmessung mit Siedepunkt-Thermometern, die eigens für sehr große Höhen construirt waren; zwei Aneroidbarometer, eins für 6000 Meter, das andere für 7500 Meter; drei künstliche Horizonte (einer mit Quecksilber, die andern aus Spiegelglas mit Wasserwagen), ein starkes Fernrohr mit astronomischem Okular und Stativ, einen prismatischen, einen leuchtenden, einen schwimmenden und zwei Taschen-

Kompasse; Maximum- und Minimumthermometer, einen Kasten mit Zeichengeräth; Transporteure, Winkel und Bandmaße, ein silbernes wasserdichtes Halbchronometer und drei andere Uhren, Millimeterpapier in Büchern und großen Bogen, einen Raper'schen sowie den Nautischen Almanach für 1897 und 1898.

Um auch den künstlerischen Zweck meiner Expedition nicht zu vernachlässigen, hatte ich mich reichlich mit Mal- und Zeichenutensilien versehen, und ich hoffe, daß die diesem Buche beigelegten Skizzen einen Beweis dafür liefern werden, daß ich sie nicht vergebens mitgenommen habe.

Ich hatte mich mit einem sehr leichten Gebirgsschutzzelt von circa 2 Meter Länge, 1,20 Meter Breite und 1 Meter Höhe versehen.

Da ich an Reisen dieser Art, wie ich sie vorhatte, schon gewöhnt war, beschloß ich, als Bettzeug für mich nur eine Kamelhaardecke mitzunehmen.

Auch meine Kleidung beschränkte ich auf ein Minimum und änderte auf der ganzen Reise nichts daran. Das einzige Stück, dessen Verlust ich beklagte, war mein Strohhut, den ich auf den Höhen des Himalaja ebensowol trug wie früher in den glühenden Tiefen, weil er mir immer als die bequemste Kopfbedeckung erschien. Er wurde mir durch das Ungeschick eines meiner Leute verdorben, dem ich ihn gegeben hatte, um darin das Geschenk eines befreundeten Schoka, einige Schwaneneier, zu tragen. Er fiel mit ihm oder auf ihn, und die Beschädigung und Vernichtung des Fahrzeugs wie der Ladung war die Folge. Daraufhin ging ich gewöhnlich barhäuptig, da ich nur noch eine kleine unbequeme Mütze hatte. Ich trug mittelstarke Schuhe ohne Nägel und ging immer ohne Stock. Dieser großen Leichtigkeit meiner persönlichen Ausrüstung habe ich es, wie ich glaube, zu danken, daß ich im stande war, eine der größten Höhen zu ersteigen, die jemals von Menschen erreicht worden ist.*

* Siehe Anhang. Brief von Rev. S. Wilson.

Für meine Ausrüstung mit Arzneimitteln gab ich nur 2 Mark 50 Pfennig aus, da ich überzeugt bin, daß ein Mensch, der unter natürlichen Bedingungen naturgemäß lebt und sich viel körperliche Bewegung macht, von Arzneien nur sehr wenig Nutzen haben kann.

* * *

So machte ich mich denn auf den Weg.

Am ersten Tag ritt ich von Raini-Tal nach Almora.

Almora (1680 Meter über dem Meer) ist die letzte Bergstation nach der Grenze zu, wo europäische oder vielmehr anglo-indische Gesellschaft zu finden ist. Ich machte es für einige Tage zu meinem Hauptquartier. Es war meine Absicht, einige zuverlässige Bergbewohner, vielleicht Gurkhas, als Begleiter zu engagiren. Vergebens wandte ich mich zu diesem Zweck an den Kommandeur des 3. Gurkha-Regiments, das hier in Garnison liegt, legte in aller Form Briefe, Empfehlungsschreiben und Dokumente der höchsten Autoritäten und Institute Englands vor und erklärte ausführlich den wissenschaftlichen Zweck meiner Reise nach Tibet.

Die obersten Behörden schienen für Unterhandlungen zugänglich, wenn ich mehrere Monate warten wollte. Dies hätte aber ein Verzögern meiner Reise um ein ganzes Jahr zur Folge gehabt, da gegen Ende des Sommers die nach Tibet führenden Pässe ungangbar werden. So beschloß ich, den Marsch ohne die Gurkhas anzutreten.

Ein günstiger Zufall ließ mich in Almora mit einem Herrn J. Larkin zusammentreffen, der sich mir sehr gefällig erwies und mir viele nützliche Auskünfte gab über die Wege auf der britischen Seite der tibetanischen Grenze, über die beste Art zu reisen u. s. w. Er selbst war im vergangenen Jahre bis nahe an die Grenze gereist und wußte in diesem Theile von Kumaon besser Bescheid als irgendein anderer Anglo-Indier der Provinz. In der That ist Mr. Larkin, mit Ausnahme des obersten Regierungsbeamten von Kumaon, Oberst Grigg, der einzige Beamte, der überhaupt einige Kenntniß des von der

Regierung der Nordwestprovinzen jetzt so vernachlässigten nordöstlichen Theiles von Kumaon besitzt!

Schwer lastete auf meinem Gemüth die Frage der Erlangung von muthigen, ehrlichen, elastischen und gesunden Trägern, die gegen guten Lohn und gelegentliche Geschenke bereit sein würden, sich den vielen Unbequemlichkeiten, Entbehrungen und Gefahren auszusetzen, die meine Reise im Gefolge haben würde. Sowol in Naini-Tal als auch hier boten sich mir Dutzende von Trägern und Schifaris (Jägern) an. Alle wiesen sie „Zeugnisse“ auf über gutes Betragen, tadellose Ehrlichkeit, Gutmüthigkeit, Arbeitswilligkeit, mit unbegrenztem Lob aller erdenklichen Tugenden, die ein guter Diener besitzen soll. Jedes Zeugniß war regelrecht geziert mit der Unterschrift eines Generals, eines Hauptmanns, eines Gouverneurs oder sonst einer angesehenen Persönlichkeit. Aber jeder Träger eines derartigen Attestes schien von denen, die er durch seine Dienste so begeistert und beglückt hatte, jämmerlich vernachlässigt worden zu sein, denn unfehlbar begann er mit der Bitte um ein Darlehn von einigen Rupien, um Stiefel und Decken kaufen und für den Unterhalt einer Frau mit oder ohne Familie, die er zurücklassen würde, sorgen zu können.

Ich entschied mich dahin, daß meine Mittel mir nicht erlaubten, „die theuern Hinterbliebenen“ der zwei oder drei Duzend Kulis, die ich brauchen würde, zu unterhalten, und fügte mich darein, abzuwarten, ob ich nicht Leute finden würde, die mir auf meinem Wege folgen würden, ohne mir die Verbindlichkeit aufzuhalsen, die ganze Bevölkerung, die ich zurückließ, zu ernähren. Nur eine Ausnahme machte ich.

Eines schönen Tages saß ich in meinem Zimmer im Dak Bungalow, dem Kasthause, als ein seltsames Geschöpf eintrat und mich begrüßend seine Dienste anbot.

„Wo sind deine Zeugnisse?“ fragte ich.

„Sahib, hum «certificates» ne hai!“ „Herr, ich habe keine Zeugnisse.“

„Gut, dann will ich dich anstellen.“



Aufbruch der Trägercolonne.

Ich hatte mir den Burschen vorher gut angesehen. Seine Gesichtszüge zeigten viel mehr Charakter und Kraft, als ich in dem Gesicht irgendeines andern Ortsbewohners wahrgenommen hatte. Sein Anzug war eigenthümlich. Er trug einen weißen Turban; unter einer kurzen Sammtweste schaute ein grolles Flanellhemd mit gelben und schwarzen Streifen hervor, das er seltsamerweise über seinen Pyjamas, den weiten indischen Hosen, trug, statt in ihnen. Schuhe hatte er nicht an, aber in der rechten Hand trug er einen alten Cricketpfahl, mit dem er, so oft ich das Zimmer verließ oder betrat, jedesmal präsentirte. Ich entschied mich sofort, es mit ihm zu versuchen.

Da es ungefähr neun Uhr morgens war und ich noch viele Leute zu besuchen hatte, übergab ich Tschanden Sing — dies war sein Name — ein Paar Schuhe und etwas Wicse.

„Sorge dafür, daß ich sie rein finde, wenn ich wiederkomme!“

„Atscha, Sahib.“ „Gut, Herr.“

„Bürsten findest du in meinem Zimmer.“

„Bahut atscha, Sahib.“ „Sehr gut, Herr.“

Ich ging fort. Bei meiner Rückkehr um sechs Uhr abends fand ich Tschanden Sing noch immer beschäftigt, meine Fußbekleidung mit aller Macht zu wicshen. Er war den ganzen Tag dabei gewesen und hatte meine besten Haar- und Kleiderbürsten dazu benutzt!



Mein treuer Begleiter Tschanden Sing.

„O du budmasch! crab log, pagal!“ „O du Tropf, du schlechter Kerl, du Narr!“ rief ich entsetzt aus, und indem ich so mit den drei oder vier Worten Hindustanisch, die ich wußte, paradierte, riß ich ihm die geschwärzten Toilettegegenstände aus der Hand, während er mit tiefverletzten Gefühlen das von ihm erreichte wundervolle Resultat vorwies.

So viel war klar, Tschanden Sing war gerade kein Kammerdiener; ebensowenig war er Meister im Oeffnen von Sodawasserflaschen. Er brachte es fertig, einem dabei eine Douche zu appliciren, wenn er es nicht vorzog, mir den herausfliegenden Kork ins Gesicht zu schießen. Einem dieser Unfälle war es zuzuschreiben, daß Tschanden Sing, nachdem er mich einige Tage später mit dem Stöpsel getroffen hatte, zur Bordertür des Hauses hinausflog. Ich bin ein entschiedener Gegner der unüberlegten und ungerechten Bestrafung der Eingeborenen, aber ich glaube, daß eine zur rechten Zeit gehandhabte feste, nicht zu harte Bestrafung der eingeborenen Diener durchaus nothwendig ist und meist viele spätere Unannehmlichkeiten und Aerger erspart. Nichtsdestoweniger kam Tschanden Sing am folgenden Tage zurück, um seinen Cricketpfahl abzuholen, den er bei seinem eiligen unfreiwilligen Abschied vergessen hatte. Er ergriff die Gelegenheit, die demüthigsten Entschuldigungen seiner plumpen Ungeschicklichkeit vorzubringen, und producirte folgenden Brief, den er sich von einem Babu (Dolmetscher) im Bazar in englischer Sprache hatte schreiben lassen:

„Geehrter Herr!

Ich bin ein dummer Mensch, aber ich höre, daß Sie die Absicht haben, zwei Gurkha-Soldaten mit nach Tibet zu nehmen. Ich bin ein guter und sehr «starker» Mann und deshalb jedem Gurkha weit überlegen. Bitte, nehmen Sie mich!

Ihr getreuer Diener

Tschanden Sing.“

Das war rührend; und so verzieh ich ihm und erlaubte ihm zu bleiben. Mit der Zeit besserte er sich und wurde sogar allmählich ganz erträglich. Eines Morgens besuchte mich Mr. Larkin, als Tschanden Sing zufällig zugegen war.

„Wer ist das?“ fragte Larkin.

„Mein Träger.“

„Aber das ist kein Träger. Er war einmal Polizist, und zwar ein durchtriebener. Er spürte in seinem Dorfe eine Sache aus und ließ viele Leute festnehmen, die dann des Diebstahls überführt wurden. Zum Dank dafür bekam er — seinen Abschied!“

„Ich denke, ich nehme ihn mit.“

„Es ist ein guter Bursche“, erwiderte Larkin. „Sie können ihn jedenfalls bis zur Grenze mitnehmen, aber ich rathe Ihnen nicht, ihn mit nach Tibet zu nehmen.“

Larkin ermahnte Tschanden Sing, gut und aufmerksam zu sein. Der Expolizist strahlte vor Freude, als ich ihm definitiv sagte, daß er mich bis Bhot begleiten solle. Er war der muthigste von meinem ganzen Gefolge und hat bei mir ausgehalten durch dick und dünn.

Zweites Kapitel.

Unter den Waldmenschen.

Das Land bis Bhot ist verhältnißmäßig gut bekannt, weshalb ich auf dem ersten Theile meiner Reise nicht zu lange verweilen will.

Am 9. Mai ging mein ganzes Gepäck, von zwei Tschaprassis begleitet, nach der Grenze ab; ich folgte am nächsten Tage. Zwei Tagesmärsche von je 46 Kilometer brachten mich nach Schor, auch Pitthagoragh genannt.

Der Weg ist auf der ganzen Strecke gut; er führt durch dichte Tannen- und Fichtenwäldungen und bietet hier und da hübsche Ausblicke auf bewaldete Gebirgszüge. Nichtsdestoweniger ist er infolge des vielen Auf- und Absteigens ermüdend; die nachstehenden Zahlen geben ein Bild davon. Von 1680 Meter stiegen wir zu 2330 Meter Höhe empor, dann wieder auf 750 Meter hinunter, kletterten bei Gangoli Hat wieder auf 1835 Meter hinauf und stiegen abermals einen steilen Hang bis auf 750 Meter hinab. Die ungeheure Hitze hinderte mich, meinen gewöhnlichen Schritt zu gehen, und so erreichte ich meinen Bestimmungsort nicht vor Sonnenuntergang. Im Dunkeln weiter wandernd, sahen wir in der Ferne Waldbrände, die wie leuchtende Schlangen hier und dort an den Bergen entlang oder an Abhängen hinauf krochen und die durch das Abbrennen von Gras, Gesträuch und Unterholz seitens der Eingeborenen verursacht werden. Nicht selten greifen die Flammen weiter um sich und richten arge Verwüstungen unter den schönsten Waldbeständen an.

In Pithoragarh (2025 Meter über dem Meer) ist ein altes Fort, das auf dem Gipfel eines Hügels liegt, ein gut gehaltenes Hospital für Ausfäzige, eine Schule und ein Missionshaus.

Abends spät am nächsten Tage kamen wir in Askot an, wo es weder ein Dak Bungalow noch ein Daramsalla, eine gemauerte Unterkunftshütte, gibt, und ich fand zu meinem Aerger, daß noch keiner meiner Träger angekommen war. Vom Pundit Zibanand wurde ich gastfreundlich aufgenommen und in seinem Schulzimmer untergebracht, einem Bauwerk aus Brettern, die ohne Rücksicht auf Breite, Höhe, Länge oder Form zusammengefügt waren und ein Dach von Stroh und Gras trugen. Die Ventilation meiner Wohnung ließ nichts zu wünschen übrig, und während ich, in meine Decke eingewickelt, unter dem schützenden Dache lag, konnte ich durch die Lücken der schlechtgefügtten Wände den Glanz des sternbesäeten Himmels droben bewundern.



Mein Heim in Askot.

Als die Sonne aufging, wurden kleine Stückchen Landschaft zwischen den Brettern sichtbar, bis nach und nach sämtliche Lücken durch die Gesichter von Eingeborenen verschlossen wurden, die Besitz von diesen guten Aussichtspunkten ergriffen, um nach Herzenslust den Sahib (Herr) anzustarren, der sich, während seine Zuschauer Zeichen ängstlicher Spannung von sich gaben, rasirte. Große Heiterkeit erregte es, als ich mich während des Badens über und über mit Seife beschmierte. Bewunderung folgte, als ich mein letztes gestärktes Hemd und andere geheimnißvolle Kleidungsstücke anzog. Aber die Aufregung erreichte fast Fieberhöhe, als ich mich der täglichen Plage unterzog, meine Uhren aufzu-

ziehen und die Temperatur und andere Beobachtungen einzutragen. Die Spannung war zu groß geworden, und eine allgemeine wilde Flucht folgte in dem Augenblick, als ich mein ungeladenes Gewehr berührte.

Die Stadt Askot ist nicht unähnlich einem jener alten Feudalschlösser, wie man sie in vielen Gegenden Mittelitaliens findet. Hoch oben auf dem Gipfel eines centralen Hügels gelegen, beherrscht der Palast des Rajiwar (Haupt eines Königreichs) ein schönes, ihn von allen Seiten umschließendes Bergpanorama. Unter den höhern Gipfeln, die von dem Palaste aus sichtbar sind, befinden sich die Berge Tschipla und Dafia; jenseits des Kali-Flusses, der die Grenze von Nepal bildet, erhebt sich der Berg Duti.

Die Stadt (gown) selbst zählt ungefähr 200 über den Abhang des Hügels verstreute Häuser und besitzt eine Schule, ein Postamt und zwei muhammedanische Kaufläden. Kurz vor meiner Ankunft hatte der Rajiwar den Bau eines neuen Palastes vollendet, eines einfachen, würdigen Gebäudes aus braunem Stein mit schönen Holzschnitzereien an den Fenstern und Thüren und mit Kaminen nach europäischer Art in jedem Zimmer. Eine Wand jedes Zimmers war offen gelassen und dadurch eine reizende Veranda gebildet, von der man eine prachtvolle Aussicht hatte, nach welcher Seite man auch blickte.

Der Rajiwar von Askot nimmt in Kumaon eine ganz einzigartige Stellung ein. Nachdem er sein Recht auf die Pachtung von Land in der Pargana von Askot noch im Jahre 1855 zurückgekauft hatte, besitzt er jetzt das Recht eines Zamindar (wörtlich „Grundbesitzer“); er ist die einzige Person, der im Bezirke von Kumaon die Beibehaltung dieses Rechts gestattet worden ist. —

Wir hatten 145 Kilometer in drei Tagemärschen zurückgelegt, und da meine Leute wunde Füße bekommen hatten, gestattete ich ihnen einen Rasttag, den ich dazu verwendete, die Wohnorte der „Waldbmenschen“ oder, wie sie sich selber nennen, der Raots oder Rajis, aufzusuchen. Sie leben mehrere Kilometer entfernt in Wäldern.

Um zu ihnen zu gelangen, hatte ich einen steilen Abhang hinab-

zu steigen, der mit einem außerordentlich schlüpfrigen Teppich von trockenem Gras und Fichtennadeln bedeckt war. Beim Abstieg mußte ich Schuhe und Strümpfe ausziehen, und sogar barfuß fand ich es noch schwer, mich aufrecht zu halten. Ich hatte einen meiner Tschapraffis und einen Mann von Askot als Begleiter.

Schneller, als uns angenehm war, kamen wir hinunter. Wir bemerkten einen kaum sichtbaren Pfad, den wir verfolgten, bis wir auf einen Mann stießen, der sich hinter den Bäumen versteckte. Es war ein wild aussehender Kerl, nackt und ungekämmt, mit lang herabhängendem Haar und spärlichem Bart, der uns mißtrauisch anblickte und sich sehr abgeneigt zeigte, uns den Weg nach den Wohnstätten seines Stammes zu zeigen.

Er war ein Raot, und sein Widerwille gegen den Besuch seines Heims erschien mir wohl berechtigt, als er zu meinem Führer sagte:

„Kein weißer Mann hat jemals unsere Heimat besucht, und sollte einmal einer kommen, werden wir alle sterben. Die Berggeister werden euer Vordringen hindern, nicht wir! Ihr werdet Schmerzen erleiden, denn der Geist, der über den Raots wacht, wird niemand ihre Wohnstätten betreten lassen!“

Ich gab dem Manne eine Kupie, die er in der Hand umwendete und wog.

„Ihr könnt kommen“, murmelte er, „aber ihr werdet es bereuen. Ihr werdet großes Unglück haben!“

Es lag etwas so Unheimliches in dem Tone, mit dem der Mann wie in einer Verzückung sprach, als ob er das Medium wäre, durch welches die Drohung eines verborgenen Wesens zu uns dränge, sodaß mir seine Worte mehrere Minuten lang nicht aus dem Sinn kommen wollten.



Junger Raot.

Ich folgte ihm so gut ich konnte, denn mit der Gewandtheit eines Affen erkletterte er ungeheure Felsblöcke. Es war keine leichte Aufgabe; wir sprangen und hüpfen von Fels zu Fels und voltigirten über umgestürzte Bäume. Der Pfad wurde sichtbarer und führte an dem Abhange einer steilen Schlucht empor. Wir drangen vorwärts, bis wir erhitzt und keuchend an einer großen Höhle hoch oben in dem lehmigen Abhange anlangten.



Alter Raot auf einem Baume.

Dort, auf einer halbkreisförmigen Plattform mit Verschanzungen von gefällten Bäumen, befand sich etwa ein Dutzend fast ganz unbekleideter Männer, von denen einige auf den Hacken saßen, die Arme auf die Knie gestützt, während andere platt am Boden lagen. Einer rauchte getrocknete Blätter aus einer Hindu-Pfeife.

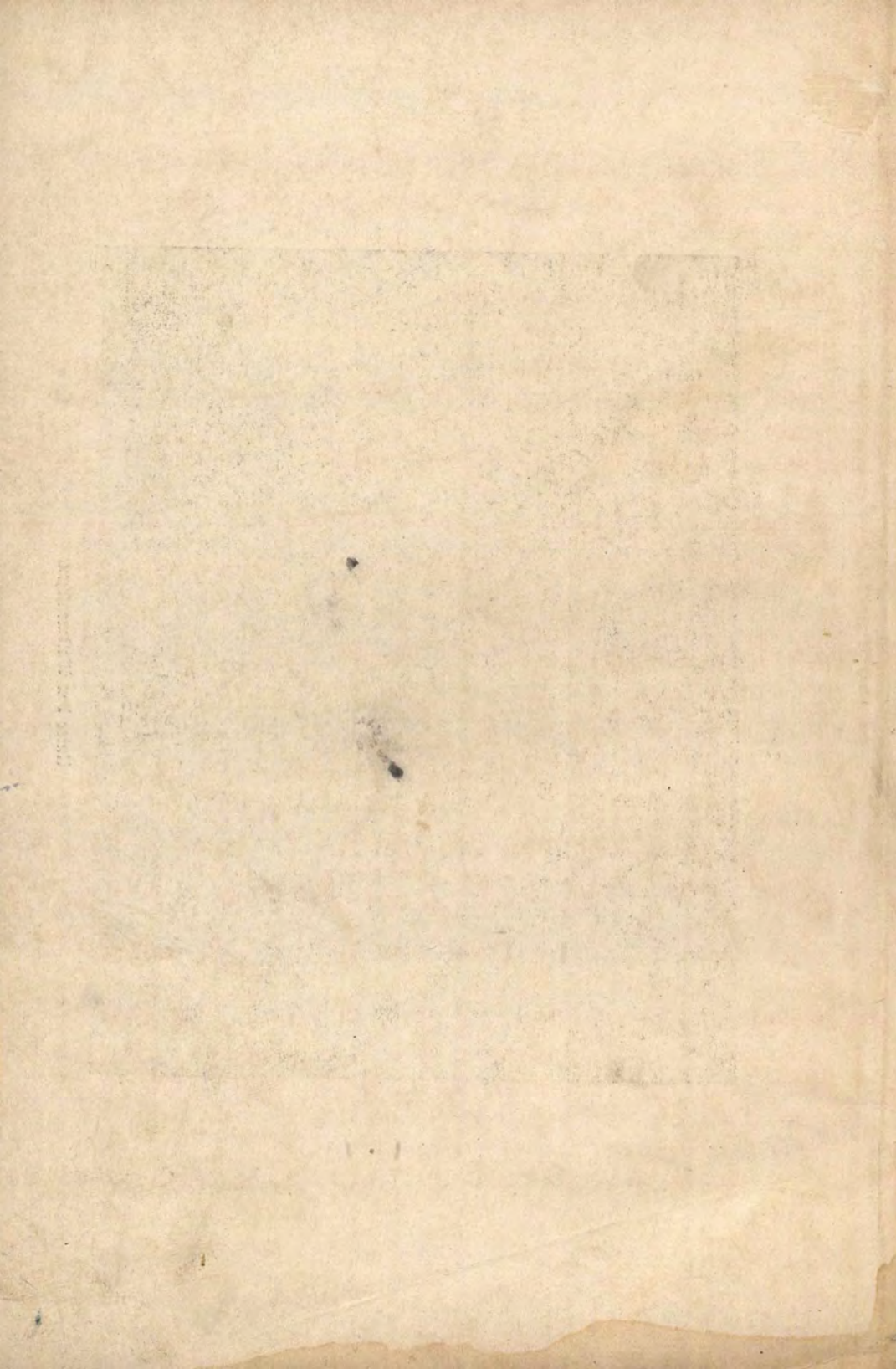
Ich nahm schnell ein Bild der Gruppe auf, wie sie mit einem Ausdruck von Mißtrauen, in das sich Erstaunen und Betrübniß, aber kein Zeichen von Furcht mischte, den unerwarteten Besucher anstarrten.

Als zwei der ältern Männer die erste Verblüffung überwunden hatten, sprangen sie auf und verboten mir mit tollern Gestikulationen, näher heranzukommen. Ich aber drang mitten in ihren Kreis hinein und fand mich nun von einer mürrischen, zornigen Schar umgeben.

„Kein Mensch ist je hier gewesen außer einem Raot. Ihr werdet bald sterben! Ihr habt Gott beleidigt!“ kreischte ein alter Mann, ganz außer sich vor Zorn. Er beugte die Knie, krümmte das Rückgrat und streckte mir den Kopf entgegen. Er schüttelte die Fäuste vor



Unter den Waldmenschen.



meinem Gesicht, schwang sie in der Luft hin und her, öffnete und preßte sie dann wieder fest zusammen, wobei er die Nägel wüthend in die Handflächen bohrte. Anstatt die Stirnhaut zusammenzuziehen, zog der alte Raot die Augenbrauen empor und verwandelte seine glatte Stirn in eine Reihe tiefer Runzeln, die sich in wagerechten Linien fast von Ohr zu Ohr zogen und nur eine dunkle Vertiefung über der Nase erscheinen ließen. Seine zuerst flachen und breiten Nasenlöcher dehnten sich weit aus und reckten sich in die Höhe, sodaß sich zwei tiefe Linien bildeten, die von der Nase auseinanderlaufend sich die Backen entlang zogen. Sein Mund war geöffnet, und ein eigenthümliches Beben der Unterlippe ließ deutlich erkennen, daß ihr Besitzer die Sprache und Artikulation nur wenig beherrschte. Seine Augen, die ursprünglich braun gewesen sein mochten, waren farblos, wahrscheinlich infolge des Mißbrauchs übermäßiger thierischer Anlagen, auf deren Vorhandensein seine Schädelbildung unverkennbar hinwies, aber sie nahmen einen außerordentlichen Glanz an, als seine Wuth höher stieg. Mit sichtlicher Anstrengung öffnete er sie weit, sodaß der ganze Kreis der Iris sich zeigte. Trotzdem starkes Licht auf sein Gesicht fiel, waren die Pupillen weit ausgedehnt.

Seinem Beispiel folgend trugen einige der andern ihr Mißvergnügen in gleicher Weise zur Schau; andere jedoch, und unter ihnen bemerkte ich namentlich zwei Jünglinge mit traurigen, matten Gesichtern, großen, niedergeschlagenen Augen und üppigem schwarzem Haarwuchse, standen apathisch bei Seite, den Kopf auf die rechte Schulter geneigt, mit vollkommen ruhigem Gesichtsausdruck, das Kinn auf die Hände gestützt. Wenn sie auch ihre erste Bestürzung nicht überwunden haben mochten, so verriethen sie dieselbe doch nicht, sondern erschienen, soweit man nach ihren Gesichtern urtheilen konnte, nicht aufgeregt.

Ein Bursche mit einem ungewöhnlichen Kopfe, der eine Mischung von mongolischem und Neger-Typus zu sein schien, beruhigte sich zuerst unter denen, die vorher in so toller Aufregung gewesen waren. Mit durchdringenden, aber unruhigen Augen und mit nervös zuckenden

Bewegungen musterte er mein Gesicht genauer als die andern und schien sie dann alle zu beruhigen, daß ich nicht gekommen sei, ihnen Schaden zuzufügen. Er machte den übrigen Zeichen, daß sie mit ihren Drohungen aufhören sollten; dann, sich niederkauernnd, forderte er mich auf, seinem Beispiel zu folgen und mich ebenfalls auf meine Hacken niederzulassen.

Als die Aufregung sich gelegt und die ganze Gesellschaft sich gesetzt hatte, zog ich einige Münzen aus der Tasche und gab jedem von ihnen eine; nur einen Mann ließ ich aus, an dem ich die Leidenschaft der Eifersucht in ihrer primitivsten Form studiren zu können glaubte. Aufmerksam beobachtete ich ihn und sah bald, daß er abseits von den andern trat und mürrisch wurde. Die andern waren jetzt schon stillvergnügt. Sie schienen zum Trübsinn zu neigen, und nur mit Mühe konnte ich überhaupt einem von ihnen mehr als den schwachen Schimmer eines Lächelns entlocken.



Kopf eines jungen Raot.

Sie drehten und wendeten die Münzen in den Händen hin und her, verglichen sie untereinander, schwatzend und augenscheinlich zufrieden. Der eifersüchtige Mann hielt den Kopf entschieden von ihnen abgewandt und that, als ob er nicht sähe, was um ihn vorging; dann stimmte er, das Kinn auf die Hand stützend, einen unheimlichen melancholischen Gesang an, wobei er, namentlich wenn die andern ihn verhöhnten, eine verächtliche Miene annahm. Nachdem ich ihn lange genug hatte leiden lassen,

gab ich ihm anstatt der einen zwei Münzen und damit zugleich die Befriedigung dessen, der zuletzt lacht.

Nun machte ich den Versuch, die Gruppe zu photographiren; aber sie betrachteten meine Camera mit Mißtrauen, und als dann Platte nach Platte exponirt wurde, um Bilder von einzelnen Individuen oder Gruppen aufzunehmen, schauderten sie bei jedem Knipsen der Feder.



Naots mit Kindern.

„Die Götter werden dir zürnen, weil du das thust“, sagte einer, indem er auf die Camera wies, — „wenn du uns nicht eine große weiße Münze gibst!“

Ich benutzte dies und versprach ihnen, so gut ich es durch meine Führer konnte, „zwei große Münzen“, wenn sie mich nach ihren Hütten führen würden, die einige hundert Meter unter dem hohen Horst auf der Klippe lagen; aber für diese Summe sollte mir erlaubt sein, nicht

nur alles anzusehen, sondern es auch zu befühlen, und über alles, was ich wollte, Erklärungen zu bekommen.

Sie willigten ein, und wir begannen unsern Abstieg auf dem steilen Pfade, der zu ihren Wohnstätten hinabführte, einem Pfade, der wirklich nur für Affen passend ist. Mehrere Frauen und Kinder, die, durch den Anblick von Fremden herbeigelockt, heraufgekommen waren, verbanden sich mit den Männern, um uns hülfreich Hand zu leisten, und ich glaube, daß es wirklich keine einzige Pfote in der Gesellschaft gab, die mich während des Hinabkletterns nicht ein oder das andere mal in freundlichster Absicht an den Kleidern gepackt hätte. Einer am andern sich haltend, gingen wir alle zusammen, nicht immer im angenehmsten Tempo, die gefährliche Klippe hinab. Zwei- oder dreimal glitt ich oder einer der Eingeborenen aus und zog den übrigen Theil der Gesellschaft am Abgrund mit fort, während das durchdringende Kreischen und Schreien der Frauen meilenweit in der Runde wiederhallte. Ich bedauerte es nicht, als wir endlich die kleinen Hütten am Flusse erreichten, die ihr Dorf bildeten.

Die Wohnungen waren über alle maßen schmutzig. Aus einem rohen Gerüst von Baumstäben errichtet, durch hölzerne Pfähle und Sparren versteift, mit einem Dache von trockenem Grase gedeckt, maßen die meisten etwa drei Meter. Sie waren gegen den Abhang des Hügels gebaut; ein starker, gegabelter Pfahl in der Mitte des Bauwerks trug das Dach, und gewöhnlich waren die Hütten in zwei Abtheilungen getheilt, sodaß jede zwei Familien beherbergen konnte. Möbel waren nicht vorhanden und es gab nur wenig Geräthe primitivster Art. Sie hatten runde hölzerne Schalen, früher vermittelst scharfkantiger Steine, seit einiger Zeit aber mit billigen Messern indischen Fabrikats ausgehöhlt. Für diejenige Art von Ackerbau, die sie betreiben konnten, benutzten sie primitive Hacken; sie hatten auch plumpe Holzhämmer, Stöcke und Netzbeutel, in denen sie ihre Vorräthe aufbewahrten. In früherer Zeit bildeten Flußfische, Fleisch von wilden Thieren und Wurzeln gewisser Pflanzen ihre hauptsächlichste Nahrung,

jetzt aber essen sie auch Getreide und sind wie alle Wilden gierig nach Schnaps. Das Innere der Behausungen der Raots wäre leicht zu beschreiben, aber man kann es ebenso gut der Phantasie überlassen, sich eine Vorstellung davon zu machen, wie auch von den Gerüchen, die aus ihnen dringen.

Als ich eine der Wohnungen betrat, fand ich darin eine Anzahl von Frauen und Männern um ein Holzfeuer kauend. Die Frauen trugen silberne Armringe und Halsbänder von Glasperlen; die Männer wenig mehr als Ohrringe aus Schnüren; nur einer der Männer hatte ein winziges Lendentuch, und die Frauen dürftige Kleider aus indischem Stoff, die in Astot gekauft waren.

Bei genauer Prüfung ihrer Züge fielen mir manche Punkte auf, die auf entfernte mongolische Abstammung schließen ließen, freilich durch das Klima, die Natur des Landes und wahrscheinlich durch Mischheirathen stark modificirt.

In der Scala der menschlichen Rassen stehen die Raots auf außerordentlich tiefer Stufe, wie aus den hier beigefügten Abbildungen zu erkennen ist.

Die Frauen haben anormal kleine Schädel mit niedriger, schmaler Stirn; aber trotzdem sie aussehen, als fehlte ihnen selbst der leiseste Schimmer von Verstand, sind sie doch nicht unintelligent. Sie haben vorstehende Backenknochen und die langen, platten, breiten und gerundeten Nasen des mongolischen Typus. Das Kinn ist in den meisten Fällen rund und sehr zurücktretend, obgleich die Lippen sich in normaler Lage befinden und dünn und sehr fest geschlossen erscheinen, dazu die Mundwinkel emporgezogen. Der Unterkiefer ist kurz und schmal, der obere aber erscheint ganz außer Verhältniß zu der Größe des Schädels. Die Ohren sind groß,



Junger Raot.

abstehend und wenig modellirt, wohl geeignet, Geräusche aus großen Entfernungen aufzufangen.

Die Köpfe der Männer sind besser geformt, unentwickelt zwar, doch harmonischer in den Verhältnissen. Sie haben höhere und breitere Stirnen, ähnliche, doch kürzere Nasen; das Kinn tritt nicht ganz so weit zurück, der ganze Unterkiefer ist außerordentlich schmal, aber die Oberlippe, wie bei den Frauen, sehr groß und außer jedem Verhältniß.

Ohne Zweifel sind die Raots keine reine Rasse, und selbst unter den



Raot - Weiber.

wenigen, mit denen ich zusammenkam, bestanden so beträchtliche Verschiedenheiten, daß es unmöglich ist, auf ihren Ursprung zu schließen. Sie haben alle üppiges, kohlschwarzes Haar, das nur eine mäßige Länge erreicht; es ist nicht grob, aber gewöhnlich so schmutzig, daß es gröber erscheint, als es ist. Sie haben sehr wenig Körperhaare außer in den Achselhöhlen; ihre Bärte und Schnurrbärte verdienen kaum diese Namen.

Die Männer tragen das Haar gewöhnlich in der Mitte gescheitelt, sodaß es zu beiden Seiten des Kopfes herabhängt und die Ohren bedeckt. Ich fand bei ihnen denselben seltsamen Brauch, den ich vor Jahren bei den Minus von Jesso beobachtet hatte: daß sie ein rautenförmiges Stück der Kopfhaut in der Mitte der Stirn direkt über der Nase glatt rasiren. Die Frauen ziehen ihr Haar nach dem Hinterkopfe, wobei sie die Finger als Kamm gebrauchen, und binden es in einen Knoten zusammen.

Die Körper der besser entwickelten Individuen, die ich sah, waren schwächlich und beweglich, ohne überflüssiges Fett oder Fleisch, in ge-

wissem Grade geschmeidig, doch stämmig und muskulös, mit gut proportionirten Gliedmaßen und einer zwischen Bronze und Terracotta warm getönten Haut. Schmutzig und unbekleidet, hatten diese Wilden durch ihr majestätisches Auftreten besondere Anziehungskraft für einen Künstler. Ihr regelmäßiges Athmen fiel mir auf, das durch die Nase erfolgte, während sie den Mund fest geschlossen hielten. Eine merkwürdige Eigenthümlichkeit wiesen auch ihre Füße auf, an denen die zweite Zehe besonders lang war und beträchtlich über die andern hinausragte, was sie ohne Zweifel befähigt, die Zehen fast ebenso zu benutzen wie wir die Finger. Die innern Flächen ihrer Hände waren fast ohne Linien, die Fingernägel flach und die Daumen abgestumpft mit auffallend kurzem letztem Gliede.

Wenn die Raots heute einige Kleidungsstücke und Schmuck angenommen und daneben ihre Nahrungsweise bis zu einem gewissen Grade geändert haben, so ist dies ausschließlich dem Rajiwar von Askot zu verdanken, der ein großes Interesse für die von ihm beherrschten Stämme hegt und sie in patriarchalischer Weise mit allen möglichen Lebensbedürfnissen versorgt. Nur sehr wenige Raots sind in den letzten Jahren nach Askot gekommen, da sie von Natur sehr scheu sind und augenscheinlich mit ihren primitiven Wohnstätten in den Wäldern von Tschipula zufrieden sind; sie beanspruchen diese Wälder als ihr Eigenthum. Ihre einzige Beschäftigung sind Fischfang und Jagd, und es heißt, daß sie eine besondere Vorliebe für das Fleisch der größern Affen des Himalaja haben, während ich, nach eigener Beobachtung, sagen möchte, daß sie fast alles essen, was sie bekommen können.

Man hat gemeinhin angenommen, daß die Raot-Weiber in strenger Abgeschlossenheit und vor Fremden verborgen gehalten werden. Das Unzutreffende dieser Behauptung kann ich nicht besser beweisen, als indem ich in diesem Buche eine der verschiedenen Photographien von Raot-Weibern wiedergebe, zu denen sie mir auf meine Bitte und ohne den geringsten Einspruch der Männer gestanden haben. Sie werden im

allgemeinen für keusch gehalten; meine Photographien zeigen übrigens, daß, welche Reize sie auch für die Raot-Männer besitzen mögen, ihre Schönheit doch für andere wenig Verführerisches hat.

Die Zahl der Raots ist in schneller Abnahme begriffen, hauptsächlich infolge häufiger Ehen zwischen Blutsverwandten. Mir wurde versichert, daß die Frauen nicht unfruchtbar seien, aber daß unter den kleinen Kindern enorme Sterblichkeit herrsche. Die Raots begraben ihre Todten und bringen mehrere Tage lang dem Geiste des Abgeschiedenen Speise und Trank dar.

Es war mir nicht möglich festzustellen, worin ihre Cereemonien bestehen, oder ob sie überhaupt welche haben, die der Erwähnung werth sind, aber es scheint, daß ein starkes Familiengefühl zwischen den in ehelicher Verbindung lebenden Paaren besteht. Sie sind abergläubisch und haben eine merkwürdige Furcht vor den Berggeistern, vor der Sonne, dem Monde, Feuer, Wasser und Wind. Ob sich diese Furcht zu einer bestimmten Form der Verehrung erhebt, kann ich nicht sagen; jedenfalls sah ich nichts, was auf Gebet oder Opfer schließen läßt.

Die Raots erheben den Anspruch, Nachkommen von Königen zu sein, und wollen niemand unterthan sein. Sie grüßen weder, noch verneigen sie sich.

„Andere Leute müssen uns grüßen; unser Blut ist das Blut von Königen, und wenn wir uns auch aus freien Stücken seit Jahrhunderten in das Dschungel zurückgezogen haben, so sind wir doch Söhne von Königen.“

Nach einiger Zeit, als ich schon ziemlich lange unter ihnen gewesen war, schienen diese königlichen Wilden unruhig und furchtsam zu werden. Ich hatte jedes Stück ihres Haushalts, was mir vor die Augen gekommen war, umgedreht, untersucht, gezeichnet oder photographirt, hatte alle, Männer und Weiber, die eingewilligt hatten, sich messen zu lassen, gemessen und ihnen den vereinbarten Geldbetrag gezahlt. Als ich im Begriff war fortzugehen, trat der grauhaarige Mann noch einmal auf mich zu:

„Du hast die Wohnstätten der Raots gesehen, du bist der erste

Fremde, der das gethan hat, und du wirst viel leiden; die Götter sind erzürnt gegen dich.“

„Ja“, fügte ein anderer hinzu, indem er auf die Schlucht wies, „wer diesen Pfad betritt und kein Raot ist, wird von einem großen Mißgeschick betroffen werden.“

„Kusch paruani, sahib! Macht nichts, Herr!“ unterbrach ihn der Führer, „sie sind nur Barbaren, sie wissen es nicht besser; ich selbst bin noch nie hier gewesen und setze voraus, daß auch ich meinen Theil davon abbekommen werde.“

„Auch du wirst leiden!“ jagte der alte Mann mit Selbstbewußtsein.

Die Raots standen schweigend um mich, während ich meine Camera einpackte, und ich fühlte, daß sie mich als einen ansahen, dessen Geschick beschlossen war. Sie beachtetten meinen Abschiedsgruß nicht, und wäre ich nur im mindesten abergläubisch gewesen, so hätten sie es mir mit ihrer feierlichen, thörichten Ernsthaftigkeit ganz unbehaglich machen können. —

Später, als ich Todesqualen der Hölle litt und in einem Augenblick mein ganzes früheres Leben noch einmal zu durchleben glaubte, kam mir dies alles mit entsetzlicher Deutlichkeit in das Gedächtniß zurück!

Drittes Kapitel.

Berggeister.

Als ich mit Sagat Sing Pal, dem Neffen des Rajiwar von Askot, durch die Stadt ging, sah ich in einem niedrigen steinernen Schuppen neben dem Palast die große hagere Gestalt eines Mannes, der aus einer Rauchwolke herausragte.

„Wer ist das?“ fragte ich meinen Begleiter.



Der Rajiwar, sein Bruder und dessen Sohn.

„Ein Fakir, der von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen See Mansarobar in Tibet zurückkehrt. Während des Sommers kommen viele dieser Fanatiker auf ihren Wallfahrten hier durch.“

Meine Neugier zog mich zu dem unheimlichen Individuum. Er war über sechs Fuß hoch; sein schlanker Körper war mit Asche bedeckt

gewesen, die der dunkeln Haut eine gespenstische graue Färbung gegeben hatte. Ich veranlaßte ihn herauszutreten. Das massenhafte lange Haar war in kleine Zöpfe geflochten, die nach Art eines Turbans um seinen Kopf gelegt waren. Das Haar war weiß gefärbt, während der lange dünne Bart glänzend roth gefärbt war. Seine

Augen waren eingesunken, und Stirn und Wangen waren dick mit einer weißen Farbe bemalt, was offenbar den schauerlichen, geradezu abstoßenden Eindruck erhöhen sollte. Er schien halb betäubt und wußte wenig zu sagen. Er war nur spärlich bekleidet, aber er trug das Kamarjuri oder die Fakirkette um seine Lenden und hatte ein messingenes Armband über den Ellenbogen um den Arm geschmiedet. Seine Hüften waren mit einem Kranze von Holzperlen umgürtet,



Fakir auf der Rückkehr vom Mansarobar-See.

und ein Halsband von geflochtenen Haaren schmückte seinen Hals. Seine Tage verbrachte er damit, sich in der Asche herumzuwälzen und selbstauferlegte leibliche Entbehrungen zu erdulden, um dadurch in den Zustand der Heiligkeit zu gelangen.

Ich hatte von abergläubischen Vorstellungen unter diesem Volke gehört.

„Gibt es“, fragte ich Jagat Sing, „in diesen Gebirgen auch Berggeister, und glaubt das Volk wirklich an sie?“

„Ja, Herr“, antwortete der junge Mann, „gewiß gibt es viele und sie sind oft sehr lästig, besonders für gewisse Leute. Doch hört man nur selten, daß sie jemand tödten.“

„Dann sind sie nicht ganz so böse wie manche menschliche Wesen“, erwiderte ich.

„O, Herr; sie sind sehr böse. Wie mit eisernen Klauen packen sie schlafende Leute am Halse und sitzen auf der Brust ihrer Opfer.“

„Das sieht eher so aus, als hätten sich die Leute den Magen überladen!“

„Nein; die Geister der Berge sind Geister von Leuten, die nicht in den Himmel gekommen sind. Man findet sie nachts in Schwärmen im Walde; die Leute werden von ihnen erschreckt. Sie halten sich auf den Gipfeln und Hängen der Berge auf und sie können die Gestalt einer Katze, einer Maus und eines jeden andern Thieres annehmen; in der That sollen sie ihr Aussehen häufig ändern. Da, wo kein Mensch hin kann, zwischen Felsen und Abgründen, oder in dem dichten Dschungel suchen die Geister ihre Zuflucht, aber oft verlassen sie ihre Wohnungen, um Menschen zu suchen. Wer von ihnen besessen ist, bleibt in einem halb bewußtlosen Zustande und stößt wahnsinnige Schreie und unverständliche Laute aus. Es gibt Leute, die vorgeben, Zaubermittel zu kennen, um sie auszutreiben. Mit mehr oder weniger Erfolg gebrauchen die Eingeborenen einige Heilmittel zu dem Zwecke. Ein «Witschna» (Nessel) genanntes Gras hat die Kraft, die Geister fortzuschrecken, wenn es auf den Körper des Leidenden gelegt wird, aber das Wirksamste ist, zu thun, als ob man den Besessenen mit einem rothglühenden Eisen schläge. Dies scheinen die Geister mehr als alles andere zu fürchten.“

„Sprechen die Geister jemals?“ fragte ich, voll Interesse für die seltsamen Vorstellungen dieser Bergbewohner.

„Nein, nicht oft, auch gewöhnlich nicht direct, aber sie thun es durch Leute, die von ihnen besessen sind. Solche Leute erzählen viele merkwürdige Geschichten über die Geister. Eine sonderbare Eigenschaft

der Geister ist, daß sie nur Leute ergreifen, die Furcht vor ihnen haben; wenn man ihnen Troß bietet, verschwinden sie.“

„Wenden die Eingeborenen irgendeine besondere Methode an, sich gegen diese Bergdämonen zu schützen?“

„Der einzig sichere Schutz ist Feuer. Jeder, der neben einem Feuer schläft, ist sicher, und solange eine Flamme brennt, bleiben die Geister fern.“

„Kennst du irgendjemand, der sie gesehen hat?“

„Ja, ein Tschaprassi, Namens Zoga, erzählte, daß er einmal bei Nacht durch einen Wald reisen mußte; dabei habe er eine Stimme gehört, die ihn beim Namen rief. Erschrocken stand er still, und einige Augenblicke lang versagte ihm die Stimme. Endlich antwortete er, am ganzen Leibe zitternd, und sofort erschien ein Schwarm von Geistern und forderte ihn heraus. Zoga rannte um sein Leben, und die Dämonen verschwanden. Man weiß auch von Geistern, die mit Steinen nach Vorübergehenden geworfen haben.“

„Hast du jemals einen Geist gesehen, Jagat Sing?“

„Nur einmal. Ich ging spät abends nach dem Palast, als ich auf dem steilen Wege die Gestalt einer Frau bemerkte. Es war eine schöne Mondnacht. Ich schritt aufwärts, und als ich vorüberging, erschien das Gesicht des seltsamen Wesens schwarz, unmenschlich, grausig. Ich wich erschrocken zurück, und als ich die unheimliche Erscheinung näher kommen sah, stockte mir vor Furcht das Blut in den Adern. Ich führte einen mächtigen Hieb mit meinem Stock, aber, siehe da! das Rohr fuhr durch die Luft und traf nichts. In demselben Augenblick verschwand der Geist.“

„Ich hätte es gar zu gern, Jagat Sing, daß du mir einige von diesen Geistern zeigen könntest; ich würde alles darum geben, eine Zeichnung von ihnen zu entwerfen.“

„Man kann sie nicht immer sehen, wenn man will, Herr, aber man muß sie immer vermeiden. Sie sind böse Geister und können nur Schaden thun.“ —

Als ich Askot (1400 Meter) auf dem in Windungen durch einen dichten Wald führenden Wege verlassen hatte, überschritt ich bei Gargia (750 Meter) auf einer Hängebrücke den Fluß Gori. Der Pfad lief durch das tiefe, unbehaglich heiße Thal des Kali, eines reißenden Stromes, der mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit in der meinem Wege entgegengesetzten Richtung floß; er bildet die Grenze zwischen Nepal und Kumaon.

Hütten und Strecken bebauten Landes zeigten sich auf dem nepalesischen Ufer, während wir auf unserer Seite an verlassenem und ihrer Dächer beraubten Winterwohnungen von Schokas (gewöhnlich, aber unrichtig, Botihäs genannt) und von Tibetanern vorbeikamen, die in den kältern Monaten des Jahres in diese wärmern Gegenden auswandern, um hier ihre Schafe zu weiden. Die Sommerwohnstätten der Schokas befinden sich in bedeutendern Höhen, zumeist längs der Landstraßen, die nach Tibet führen, und näher an der tibetanischen Grenze.

Bei meiner Ankunft in dem Daramsalla von Kutzia überbrachte mir ein Bote die Nachricht, daß der Rajiwar, den ich in Askot nicht angetroffen hatte, jetzt hier sei, um gewissen Gottheiten Opfer darzubringen. Er würde mich um drei Uhr nachmittags besuchen.

Pünktlich um drei Uhr nachmittags kam der Rajiwar in einem Dandy getragen an, von seinem Bruder gefolgt, der in einem Bergdandy saß. Des Rajiwar's Sohn und Erbe ritt auf einem prächtigen grauen Pony. Ich war dem alten Rajiwar, welcher seit einigen Jahren gelähmt war, beim Aussteigen behülflich. Wir schüttelten uns herzlich die Hände, und ich führte ihn in das Daramsalla, wo wir uns in Ermangelung von Möbeln auf Kisten niederließen. Sein vornehmes, schön geschnittenes Gesicht, sein anziehendes Benehmen und die sanfte, würdevolle Stimme, mit der er sprach, ließen deutlich den Mann von edelm Blut und ungewöhnlichen Fähigkeiten erkennen. Seine Bescheidenheit und Einfachheit waren entzückend.

„Ich hoffe, daß Ihr bei guter Gesundheit seid und auf Eurer

Reise nicht zu viel gelitten habt. Es hat mich betrübt, daß ich Euch nicht in Askot empfangen konnte. Leben Eure lieben Eltern noch? Habt Ihr Brüder und Schwestern? Seid Ihr verheirathet? Ich würde England gern besuchen. Es muß ein wundervolles Land sein, und ich bewundere es so sehr, daß ich meinen Neffen eine englische Erziehung gegeben habe. Einer von ihnen dient jetzt der Maharanee (Königin) Victoria als politischer «Beschar».“



Der Rajiwar und sein Bruder in Dandies.

Mit Hilfe eines hindostanischen Wörterbuchs, ausdrucksvoller Geberden und flüchtiger Skizzen beantwortete ich seine Fragen so gut ich konnte. —

Auf dem Wege nach Dartichula durch das tiefgelegene Thal war die Hitze unerträglich, obgleich die Sonne schon nahe dem Horizont stand. Wir kamen an einem Wasserfall vorüber, der aus großer Höhe über eine Gruppe von mit Moos bewachsenen schirmförmigen Stalaktiten hinabstürzte. Die letzten Strahlen der Sonne fielen auf die Wassertropfen, die gleich einem Diamantregen funkelt.

Ich rastete eine Weile an diesem kühlen, herrlichen Orte. In den Bäumen sangen Vögel, und Affen trieben ihr Spiel im Geäste. Weiterhin, wo der Fluß eine Biegung macht, befinden sich zwei große

Höhlen in den Felsen; ihre rauchgeschwärzten Decken zeigen an, daß sie von reisenden Schokas und Hunya-Tibetanern als Lagerplätze benutzt werden. Große Affen mit schwarzen Gesichtern und weißen Bärten schwärmten überall umher, dreist und voll boshaften Muthwillens. Sie werfen oder rollen Steine auf die Vorübergehenden hinab und verursachen dadurch nicht selten Unfälle, da der Pfad ziemlich schmal ist und hart über dem Flusse entlang führt.

Noch bevor man die Stelle erreicht, wo der Tsuagar in den Kali mündet, kommt man an zahlreichen tibetanischen, Humli- und Kongba-Lagerplätzen vorbei.

Ich hatte Sorge, so schnell als möglich durch das heiße Thal zu kommen; deshalb weckte ich meine Leute schon um drei Uhr morgens und trat, trotzdem wir erst spät in der Nacht Rast gemacht hatten, den Weitermarsch an. Hier und da sahen wir am Wege verlassene Winterwohnungen der Schokas liegen, fast alle mit eingefallenen Grasdächern. Nur einige waren mit Schiefer gedeckt und dadurch als Wohnstätten der Darma-Schokas gekennzeichnet.

Bemerkenswerth waren die einfachen Wassermühlen der Schokas. Vermöge einer sehr sinnreichen Vorrichtung trieb das Wasser eines Baches einen schweren cylindrischen Stein, der sich auf der obern Seite eines andern umdrehte. Das Korn fiel langsam aus einer darüberliegenden Kammer in ein in den Mittelpunkt des obern Rades gebohrtes Loch und von da durch eine Rinne zwischen die beiden Steine, wo es zu feinem Mehl zerrieben wurde.

Dartschula (1080 Meter), die größte Winterniederlassung der Schokas, liegt in einer schönen Ebene, wenige hundert Meter über dem Flusse. Das Dorf besteht aus zwölf langen Reihen von dächerlosen Häusern, die einander in Größe und Form sehr ähnlich sind. Vier größere Gebäude an dem äußersten Ende der Niederlassung ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Eine derselben ist ein Daramsalla, die andern, zwei hohe Steinbauten, sind eine Schule, ein Hospital und eine Apotheke, die der Bischöflichen Methodisten-Mission gehören und

unter der sorgfältigen Aufsicht von Miß Sheldon (Dr. med.), Miß Brown, die ich später im Bungalow von Sirka antraf, und des Doctor H. Wilson, eines vortrefflichen Pioniers, stehen.

Nachdem ich den Rankuti-Fluß überschritten hatte, stieg ich im Zickzack noch höher, einen Gebirgszug nach dem andern jenseits des Flußthales hinter mir lassend, während auf der Seite von Nepal hinter drei Bergketten Schneegipfel von großer Höhe und Schönheit sich zum Himmel erhoben. Der höchste Punkt des Weges lag 1660 Meter hoch; danach stiegen wir wieder auf 1607 Meter hinab bis zum Darumfalla von Chela, das wir erst spät abends erreichten.

Nahe bei Chela erhob sich auf dem Gipfel eines hohen Berges ein großer quadratischer Felsblock, der einem Thurme nicht unähnlich war. Die Eingeborenen sagen, daß eine bloße Berührung ihn ins Schwanken und Drehen bringe; aber dieser Glaube ist nicht allgemein, denn andere leugnen, daß er sich jemals bewege. Ich konnte mir weder die Zeit nehmen, die Sache zu untersuchen, noch konnte ich zuverlässigen Bericht von irgendjemand erlangen, der wirklich aus Erfahrung hätte darüber sprechen können. Soweit ich mit Hülfe meines Fernglases sehen konnte, schien der Fels fest auf einer sehr soliden Basis zu stehen. Ebenso war es mir zu meinem Bedauern nicht möglich, die merkwürdigen heißen Schwefelquellen am Darma-Ganga und die seltsame Höhle, in welcher durch die aus dem Boden steigenden schädlichen Gase viel Thiere das Leben verlieren, zu besuchen. Aus verschiedenen Berichten erfuhr ich nur, daß diese Höhle oder Grotte mit Skeletten von Vögeln und Vierfüßern angefüllt sei, die zufällig in diese Kammer des Todes gerathen waren.

Viertes Kapitel.

Die ersten Schokas.

Von Chela nach Hundes oder Tibet führen zwei Hauptstraßen, die eine durch das Thal des Doli oder Darma, die andere längs des Kafi und über den Lippu-Paß.

Die Handelsstraße durch das Darma-Thal wird weniger benutzt als die über den Lippu, aber sie ist trotzdem wichtig, da über sie ein gewisser Theil des Handels zwischen Südwest-Tibet und Indien durch die Vermittelung der Darma-Schokas läuft. Die Hauptartikel dieses Handels sind Borax, Salz, Wolle, Häute, Tuch und Werkzeuge, wogegen die Tibetaner Silber, Weizen, Reis, Satu, Ghur, Krystallzucker, Pfeffer, Glasperlen aller Art sowie Manufacturwaaren indischer Herkunft eintauschen. Für einen Gebirgsweg und in Anbetracht der großen Höhen, zu denen er sich erhebt, ist der Darma-Weg verhältnißmäßig gut und sicher, trotzdem der schmale Pfad, der sich immer dicht am Doli-Flusse hinaufzieht, an vielen Stellen an tiefen Schluchten und Abgründen entlang führt.

Der Doli entspringt aus einer Reihe ziemlich kleiner Gletscher im Nordosten eines Gebirgszuges, der ein Ast der höhern Himalaja-Kette ist und sich in südöstlicher Richtung bis zum Vereinigungspunkte der beiden Flüsse hinzieht. Er nimmt in seinem reißenden obern Laufe viele kleine, durch Schneewasser genährte Nebenflüsse auf, von denen die aus den Schneefeldern von Kax und vom Nui-Gletscher kommenden die bedeutendsten sind.

Die Gletscher im Nordosten und Osten sind zahlreicher als die im Westen, doch gibt es hier einen sehr bedeutenden, der in seinen verschiedenen Theilen die Namen Kala Baland, Schun Kalpa und Tertscha führt. Längs der nördlichsten 28 Kilometer des Bergzuges, südlich von dem Punkte, wo er sich mit der Himalaja-Kette vereinigt, befinden sich andere Gletscher von beträchtlicher Größe und Bedeutung; doch



Darma-Schokas und Tibetaner.

konnte ich ihre Namen nicht feststellen, mit Ausnahme des Lissar Seva, des nördlichsten von allen, der die Quelle des Lissar bildet.

Das Zwischengebirge zwischen dem Lissar und Gori ist geographisch von großer Bedeutung, und zwar nicht nur, weil es die Grenze zwischen Darma und Zohar, den beiden Theilen von Yhot, bildet, sondern auch wegen seiner prachtvollen Berggipfel, die im Bambadura eine Höhe von 6328 Meter erreichen.

Westlich von dem erwähnten Bergrücken findet sich noch eine zweite, bedeutendere Kette, die mit jenem parallel laufend von dem Kamme des großen Himalaja-Systems sich abzweigt. Diese zweite Kette enthält die höchsten Berge des britischen Reiches, den Nanda Devi von 7820 Meter, mit seinem zweiten Gipfel von 7430 Meter, ferner den Trisul mit 7134 Meter, den östlichen Trisul mit 6815 Meter und Nanda Kot mit 6867 Meter Höhe. Dieser Bergzug und seine Verzweigungen trennen die Thäler des Gori (das Pargana von Johar) von dem westlichsten Theile von Bhot, dem Pargana von Painchanda.

Die drei alpinen Parganas, Painchanda, Johar und Darma (Darma, Tschaudas und Bias), werden von Volksstämmen bewohnt, die mit denen des eigentlichen Tibet eng verbunden und verwandt sind. Das ganze Gebiet wird mit dem gemeinsamen Namen Bhot bezeichnet, obgleich diese Bezeichnung von den Eingeborenen Indiens speciell nur für den Theil des Landes gebraucht wird, der Darma, Bias und Tschaudas umfaßt und im Südosten als natürliche Grenze den Kali-Fluß hat, der ihn von Nepal trennt, im Nordosten dagegen die große Himalaja-Kette, die sich von der Bissar-Spitze ungefähr in Ost-Südost hinzieht.

Das Wort Bhot, das auch Bod, Pote, Tüpöt, oder Taipöt ausgesprochen wird und das der Name dieser interalpinen Region ist, bedeutet Tibet. In der That ist Tibet nur corrumpt aus Tüpöt. Die hochgelegenen „Pattis“ von Darma, Bias und Tschaudas sind, dem Namen nach, ein Theil des Britischen Reiches und unsere geographische Grenze gegen Mari Chorsum oder Hundes (Groß-Tibet), indem die Hauptkette des Himalaja die Wasserscheide zwischen den beiden Ländern bildet. Trotz des thatsächlichen Besitzrechts fand ich, daß man den Eingeborenen in der Ansicht recht geben muß, daß das britische Prestige und der britische Schutz in diesen Gegenden nur Mythe sind, daß tibetanischer Einfluß allein herrschend ist und tibetanisches Gesetz aufgezwungen wird und gefürchtet ist. Die Eingeborenen zeigten den Tibetanern gegenüber unwandelbare, tiefste Unterwürfigkeit und knechtischen Gehorsam, während sie zu gleicher Zeit von diesen gezwungen wurden,



Aquarellskizze von H. S. Landor.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

HIMALAJA-KETTE MIT NANDA DEVI UND TRISUL.



gegen die britischen Beamten thatsächliche Nichtachtung zur Schau zu tragen. Man zwang sie sogar, die Mehrzahl bürgerlicher und criminelles Vergehen vor die tibetanischen Behörden zu bringen, anstatt dieselben vor einem britischen Gerichtshofe verhandeln zu lassen.

In der That beanspruchen die Tibetaner offenkundig den Besitz der „Battis“ an der Grenze von Nari Chorsum, und um unsern Eingeborenen noch augenfälliger mit ihrer, der britischen überlegenen Macht zu imponiren, kommen sie zum Ueberwintern auf unsere Seite herüber und machen sich in den wärmern Thälern und in den größern Märkten ganz heimisch. Sie bringen ihre Familien mit und treiben Tausende und Abertausende von Schafen vor sich her, um sie auf unsern Weideplätzen grasen zu lassen. Sie zerstören allmählich unsere Waldungen in Bias, um das südwestliche Tibet mit Brennholz für die Sommermonate zu versorgen, und dafür bezahlen sie nicht nur gar nichts, sondern unsere eingeborenen Unterthanen müssen sogar dieses Holz ohne jeden Lohn über die hohen Pässe transportiren. Natürlich entblöden sich so gewissenlose Eindringlinge nicht, unter allen Vorwänden Nahrungsmittel, Kleider und alles, was sie sonst noch erhalten können, von den Eingeborenen zu erpressen. Einige von ihnen gehen alljährlich weit nach Süden, bis Lucknow, Kalkutta und Bombay.

Das sind die sanften Tibetaner! Ein Volk von Eremiten, das in einem verschlossenen Lande wohnt! —

Tschanden Sing, stets bemüht, höflich und hilfreich zu sein, wollte nichts davon hören, daß ich meine Skizzen- und Notizbücher, wie ich es stets gewohnt gewesen, selber trüge. Er bestand darauf, dies für mich zu thun.

„Hum pagal neh, ich bin kein Narr“, sagte er mit der Miene einer tiefgefränkten Seele, „ich werde gut auf sie Acht geben.“

Nachdem wir zuerst bis zum Doli-Flusse hinabgestiegen waren, der 240 Meter tiefer als Chela liegt, und den Fluß auf einer hölzernen Brücke überschritten hatten, stiegen wir einen steilen Weg hinauf. Das Zickzack bergaufwärts schien kein Ende zu nehmen. Hin und

wieder löschten wir an dem krystallklaren Wasser einer Quelle unsern Durst, die hochwillkommen war bei diesem langweiligen Aufstieg unter glühender Sonne. Elf Kilometer hinter Chela waren wir schon wieder zu 2171 Meter Höhe emporgelangt. Von hier aus wurde der Aufstieg weniger ermüdend. Doch stiegen wir noch $3\frac{1}{2}$ Kilometer weiter bis zu 2272 Meter, wo wir in Bungo im Schatten herrlicher alter Bäume eine Frühstückskraft machten.

Hier kamen wir in das erste bewohnte Dorf der Schofas, die gewöhnlich, aber fälschlich Botiya genannt werden. Der Theil ihres Landes, in dem ich mich jetzt befand, führt den Namen Tschaudas.

Eine angenehme Ueberraschung erwartete mich hier. Ein schmuck aussehender Bursche in halbeuropäischer Kleidung trat ungenirt vor mich hin, streckte mir die Hand entgegen und schüttelte die meine lange Zeit recht jovial und freundschaftlich.

„Ich bin ein Christ“, sagte er.

„Das konnte ich mir nach der Art deines Handschüttelns denken.“

„Ja“, fuhr er fort, „ich habe etwas Milch, etwas Tschapati (Brot der Eingeborenen) und einige Nüsse für dich bereit; bitte, nimm sie an.“

„Ich danke dir“, sagte ich, „du scheinst kein schlechter Christ zu sein. Wie heißt du?“

„G. B. Walter, mein Herr. Ich unterrichte in der Schule.“

Eine Menge Schofas hatte sich inzwischen zugesellt. Als ihre erste Schüchternheit überwunden war, zeigten sie sich höflich und freundlich. Die Naivetät und das anmuthige Benehmen der Schofa-Mädchen fiel mir bei dieser meiner ersten Bekanntschaft mit ihnen besonders auf. Viel weniger scheu als die Männer, kamen sie näher, scherzten und lachten, als ob sie mich ihr Leben lang gekannt hätten. Ich schickte mich an, zwei oder drei der hübschesten von ihnen zu zeichnen.

„Wo ist mein Skizzenbuch, Tschanden Sing?“ fragte ich meinen Träger.

„Hazur hum mallum neh! Ich weiß es nicht, Herr“, lautete seine melancholische Antwort, während er seine leeren Taschen durchsuchte.

„So, du Schurke! Hast du so auf meine Tagebücher und Skizzen auf! Was hast du mit ihnen gemacht?“

„O, Sahib, als ich am Doli Wasser trank, hatte ich das Buch noch in der Hand. Ich muß es auf einem Stein haben liegen lassen, als ich mich bückte, um zu trinken“, erklärte der arme Kerl.

Selbstverständlich wurde Tschanden Sing schleunigst nach der angegebenen Stelle zurückgeschickt, mit der strengen Weisung, sich ohne das Buch nie wieder vor mir sehen zu lassen.

Ich brachte zwei angenehme Stunden damit zu, mir die primitiven Webstühle der Schokas, ihre Art des Spinnens und der Herstellung von Stoffen erklären zu lassen. Die Webstühle der Schokas gleichen in jeder Hinsicht den bei den eigentlichen Tibetanern üblichen.

Ihre Construction ist einfach. Der Zettel wird in sehr starker Spannung gehalten, und der Baum, auf den das fertige

Gewebe aufgerollt wird, liegt während des Webens auf dem Schoße der Weberin. Tretschemel, vermittelst deren die beiden Lagen der Fäden nach dem jedesmaligen Durchgange des Einschlagfadens gehoben oder niedergedrückt werden, befinden sich an dem Webstuhl der Schokas nicht, die ganze Arbeit wird mit der Hand gethan. Der Einschlagfaden wird mit einem schweren Holzstück von prismatischer Form durchgezogen.

Das zum Weben verwendete Material ist Yak- oder Schafwolle, die entweder in ihrer natürlichen Farbe gelassen oder in den Grund-



Der Lehrer von Fungo.

farben roth, blau und gelb und nur in einer einzigen Mischfarbe, grün, gefärbt wird. Blau und roth werden fast in gleichem Maße verwendet, dann grün. Gelb wird sehr sparsam benutzt. Der Faden ist gut gezwirnt und wird vor dem Spinnen keiner Aufbereitung unterzogen, so daß der festgewebte Stoff etwas fettig ist, wodurch er wasserdicht wird.

Die Schofa-Frauen sind in dieser alten Kunst sehr erfahren und



Webendes Schofa-Weib.

sitzen geduldig Tag für Tag im Freien, damit beschäftigt, mit mehrern Säzen von Einziehnadeln höchst verwickelte, kunstvolle Muster zu weben. Diese farbigen Gewebe, mit Ausnahme der einfachern blau-gründig gestreiften, die zu Frauenkleidern gebraucht werden, sind gewöhnlich sehr schmal, während die weniger sorgfältig gearbeiteten, wie z. B. der weiße Stoff, aus dem Männerkleider gemacht werden, ungefähr 40 Centimeter Breite haben.

Die Muster der mehrfarbigen Gewebe werden aus dem Kopfe gearbeitet; sie enthalten weder Bogentlinien noch Kreise, sondern weisen

nur aus geraden Linien zusammengesetzte Ornamente auf, Zusammenstellungen von kleinen Rauten und Quadraten, die durch lange, dreifarbige parallele Streifen voneinander getrennt sind und die Hauptideen der Schokas in der Ornamentik der Weberei darstellen.

Die begabtern unter den jungen Schoka-Weibern besitzen viel Geschick im Weben von Teppichen oder vielmehr groben Wolldecken. Das Vorbild dazu haben sie von alten chinesischen Decken genommen, die über Thassa ihren Weg hierher gefunden haben. Wenn das Gewebe der Schokas bei genauerer Prüfung auch in Güte und Arbeit beträchtlich von jenen abweicht, so sind die Decken doch hübsch anzusehen. Sie werden auf groben, geflochtenen Zwirnmatten gewebt, die farbigen Fäden vertikal eingelassen. Die weiche Oberfläche der Decke ist im Aussehen dem der persischen Teppiche nicht unähnlich, aber sie fühlt sich nicht so angenehm an wie diese. —

Nach und nach wurde ich bei dem Gedanken an das verlorene Buch doch sehr besorgt, da es ja alle meine Reisenotizen enthielt. Der Gedanke, daß es auf einen Felsen gelegt worden war, der vom reißenden Wasser bespült wurde, daß es hinuntergeglitten und fortgerissen sein konnte, versetzte mich in einen Zustand größter Aufregung.

Endlich sah ich eine taumelnde Gestalt näher kommen; es war Tschanden Sing, der das Buch triumphirend in der Luft schwenkte. Er war den viele Kilometer langen Weg zum Flusse hinab und wieder zurück so schnell gelaufen, daß er völlig erschöpft war, als er bei mir anlangte. Er händigte mir das Buch ein, und dann brachen wir wieder auf, von Walter und der ganzen Gemeinde den steilen Abhang nach dem Flusse hinunter begleitet. Hier ergriffen einige der Schokas meine Hände und legten sie an ihre Stirn, indem sie sich feierlich verneigten. Andere umschlangen meine Füße, während das Weibervolk mir das übliche hindostanische „Atscha giao! Gehe gut!“ zurief.

Fünftes Kapitel.

Eine Theeviste.

Um nach Schoscha zu gelangen, mußte ich noch weitere fünf Kilometer auf einem Bergpfade emporklettern, der sich fast ebenso steil erwies als der Aufstieg nach Pungo.

Ein seltsamer, wahrscheinlich von den Tibetanern entlehnter Gebrauch herrscht unter den Schokas; es ist ihre Art, unter Benutzung des Windes zu beten. Die Tibetaner, deren religiöses Gefühl stärker ist als das der Schokas, gebrauchen nicht nur den Wind zu diesem Zwecke, sondern lassen ihre Gebetsmaschinen sogar durch Wasser treiben.

Ich gebe hier eine Erklärung dieser sehr einfachen Vorrichtungen zum Beten. Einer oder mehrere Stofflappen, gewöhnlich von weißer Farbe, gelegentlich aber auch roth oder blau, werden mit einem Ende an einer Schnur befestigt und aufgehängt, die quer über einen Weg, einen Paß oder einen Fußpfad gespannt wird. Wenn die Schokas einen Paß zum ersten mal überschreiten, so schneiden sie jedesmal einen Streifen Stoff ab und hängen ihn so auf, daß er im Winde hin- und herflattert. Ebenso ist es bei ihnen Sitte, wenn Stoff zu einem neuen Gewande gekauft oder angefertigt worden ist, einen schmalen Streifen des Zeugens abzureißen und ein fliegendes Gebet daraus zu machen. Solange sich der Lappen bewegt, ist es ein Gebet; deshalb binden die Eingeborenen sie sehr fest an Stöcke, Pfähle oder Baumäste. Gewisse Sträucher und Bäume an unheimlichen, romantischen Orten in den Bergen sind mit diesen religiösen Zeichen ganz bedeckt. Eine große

Zahl ähnlicher kleiner Flaggen sieht man auf den Dächern fast aller Schofa-Wohnungen, neben den Gräbern und an den Außenthoren der Dörfer.

Ich quartierte mich in dem Daramsfalla von Titela ein, circa zwei Kilometer oberhalb Schofscha. Das Wetter hatte schon seit einigen Tagen mit Regen gedroht, und während des Abends ging ein Regenschauer auf uns nieder. Die Arbeit hatte sich Tag für Tag angehäuft. Ich beschloß, die zahlreichen Negative, die ich auf meiner Reise auf-



Grab und fliegende Gebete.

genommen hatte, zu entwickeln, eine Beschäftigung, die einem auf dem Marsche über alle maßen zuwider ist. Nachdem ich alle Schalen zum Entwickeln ausgepackt hatte, machte ich mich daran, die Hütte vollständig zu verdunkeln. Das wichtigste Erforderniß hierauf war Wasser, und davon gab es in diesem elenden Schuppen vollauf. Ich hatte eben ein halbes Duzend Negative entwickelt und war über die ausgezeichneten Resultate hoch erfreut, als in Folge des heftiger gewordenen Sturmes der Regen durch das lecke Dach des Daramsfallas auf meinen Kopf zu tröpfeln begann. Alle die Schalen mit den Entwicklern, Bädern und der Fixirlösung an eine andere Stelle zu bringen, wäre

sehr lästig gewesen; überdies war ich in meine Arbeit viel zu sehr vertieft, als daß solche unbedeutende Kleinigkeiten mich hätten stören können; so bot ich geduldig dieser neuen Unbequemlichkeit Trotz. Ich veränderte unaufhörlich meinen Standpunkt, aber nur mit dem Erfolg, daß der Regen je nach meiner Stellung abwechselnd auf meinen Rücken, meine Beine oder meine Schultern floß. Es goß in Strömen, und das Dach über mir war so durchlässig, daß ich ebenso gut hätte im Freien arbeiten können. Ein Glück, daß meine Kasten und Kisten wasserdicht waren, sonst würden alle Instrumente und Platten beschädigt worden sein.

So ärgerlich es mir auch war, mußte ich die Arbeit schließlich doch aufgeben. Das Beste, was ich thun konnte, war schlafen zu gehen. Dies war aber leichter gesagt, als gethan: mein Lager und meine Decke waren völlig durchweicht. Der Versuch, unter einem wasserdichten Laken zu liegen, bewährte sich nicht, denn es kam mir vor, als müßte ich darunter ersticken. So überließ ich diese Bedeckung meinem Diener, der, nachdem er sich fest eingerollt hatte, bald in Morpheus' Armen lag. Müde und ärgerlich kauerte ich mich zusammen und schlummerte schließlich auch ein. Am Morgen erwachte ich mit einem stechenden Schmerz in den Beinen. Ich hatte mit dem Gesicht nach unten gelegen und während der Nacht unwillkürlich die Beine ausgestreckt. Jetzt entdeckte ich zu meinem Schrecken, daß der eine Fuß in dem Entwicklungsbade, der andere aber in der Fixirlösung gelegen, die ich vergessen hatte aus den großen Celluloidschalen auszugießen!

Als ich erfuhr, daß zwei Missionarinnen in dem dreieinhalb Kilometer von hier entfernten Orte Sirka lebten, machte ich mir das Vergnügen, ihnen einen Besuch abzustatten. Sie besitzen ein hübsches Bungalow, das auf einer Höhe von etwa 2700 Meter liegt; neben ihm steht ein zweites Gebäude, das zur Aufnahme von Bekehrten und Dienern bestimmt ist.

Es waren die schon erwähnten Damen Miß Sheldon und Miß Brown, die mich mit größter Liebenswürdigkeit empfingen. Ich bin

in meinem Leben mit vielen Missionaren aller Bekenntnisse in fast allen Erdtheilen zusammengekommen, aber nie habe ich das Glück gehabt, zwei so liebenswürdigen, aufrichtigen und wirklich ernst arbeitenden Damen zu begegnen wie diesen.

„Kommen Sie nur herein, Mr. Landor!“ sagte Miß Sheldon mit ihrem allerliebsten amerikanischen Accent, und dabei schüttelte sie mir herzlich die Hand.

Die Eingeborenen hatten mir die Barmherzigkeit und stete Hilfsbereitschaft dieser Dame hoch gepriesen, und ich fand dieses Lob mehr als berechtigt. Weder bei Tag noch bei Nacht verweigerte sie den Kranken je ihre Hülfe, und ihre edeln Thaten, von denen mir berichtet wurde, sind viel zu zahlreich, um hier eingehend geschildert werden zu können. Vielleicht ihre schätzenswertheste Eigenschaft ist aber ihr vollkommener Tact, eine Eigenschaft, die nach meinen Erfahrungen unter den Missionaren nicht zu häufig ist. Ihre Geduld, ihr freundliches Wesen gegen die Schokas, ihr gutes Herz, die gelungenen Curen, die sie an den Kranken ausführte, waren Dinge, für die sie von diesen ehrlichen Bergbewohnern unaufhörlich gepriesen wurde.

Ein Schoka erzählte mir, daß es für Miß Sheldon nichts Ungewöhnliches sei, alle für sie selbst bestimmten Nahrungsmittel und sogar die Kleider vom Leibe zu verschenken, da sie nichts auf Bequemlichkeit gibt und ihr Glück in guten Werken findet.

Hand in Hand ging damit eine bezaubernde Bescheidenheit. Kein Wort über ihre eigene Person oder über ihre Thaten kam je über ihre Lippen. Als Pionier in diesen Gegenden muß sie zuerst sicherlich auf viele Schwierigkeiten gestoßen sein. Heute ist ihr guter Einfluß auf die Schokas sehr bedeutend. Dasselbe kann auch von Miß Brown gesagt werden, die in jeder Weise eine würdige Gefährtin von Miß Sheldon ist.

Beide haben sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit der Schokasprache völlig vertraut gemacht und können sich in ihr ebenso fließend

unterhalten wie im Englischen. Diese Thatsache allein schon macht sie bei den Eingeborenen sehr beliebt.

Die beiden Damen waren so liebenswürdig, mich zu Tisch einzuladen.

„Es ist Sonntag“, sagte Miß Sheldon, „und wir werden alle unsere Christen zum Essen bei uns haben. Sie werden gewiß nichts dagegen haben?“

Ich versicherte, daß mir nichts interessanter sein könnte.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien ich und fand den Boden der Veranda des Bungalow mit hübschen, reinlichen Matten bedeckt, auf die wir uns nach einheimischer Art mit untergeschlagenen Beinen setzten. Wir drei Europäer erhielten Messer und Gabeln, während sämtliche Eingeborenen mit den Fingern aßen, die sie mit großer Geschicklichkeit gebrauchten.

Unter den Befehrten waren einige Hindus, einige Schofas, mehrere Humlis und eine tibetanische Frau. Alle zusammen waren es etwa zwanzig. Sie aßen tüchtig und sprachen nur, wenn sie angerebet wurden.

„Ich bin zweifelhaft, ob ich jemals in meinem Leben mit so vielen guten Christen zusammen gegessen habe“, sagte ich zu Miß Sheldon. „Es ist entzückend!“

„Sie würden sehr gern etwas von Ihren Reiseerlebnissen hören, wenn Sie die Güte haben wollten, ihnen etwas davon zu erzählen, d. h. wenn Sie nicht zu müde sind und Lust dazu haben.“

Ich erzählte einige meiner Abenteuer in dem Lande der Minus, wobei Miß Brown den Dolmetscher machte. Selten habe ich so aufmerksame Zuhörer gehabt. Als die Geschichte zu Ende war, grüßten sie mich mit feierlichem Salaam, und ein alter Gurkha-Veteran, einer der Befehrten, ergriff meine Hand und schüttelte sie warm.

„Sie müssen das nicht übel nehmen; Sie sehen, wir behandeln unsere Christen ganz wie unsersgleichen“, unterbrach Miß Sheldon ihn rasch. Anglo-Inden lassen sich nämlich sehr selten herab, den Eingeborenen die Hand zu geben.

Beim Abschied forderte ich die Damen auf, sich am nächsten Tage bei mir zum Thee einzufinden. Der Nachmittag kam, und sie erschienen, als mir zu meinem Schrecken plötzlich einfiel, daß ich weder Tassen noch Löffel hatte. Etwas Thee besaß ich wol, aber ich hatte keine Idee, in welcher Kiste er sich befand, und ich konnte ihn jetzt um keinen Preis herausfinden. Dies gab Miß Sheldon Veranlassung, sich mit der Bemerkung an Miß Brown zu wenden:

„Erinnert Mr. Landor Sie nicht an den andern excentrischen Herrn, der voriges Jahr hier durchkam?“

In dem Augenblick, als Miß Sheldon diese Worte ausgesprochen hatte, wurde ihr der allerliebste Freimuth ihrer Frage klar, und wir lachten alle herzlich.

„Sie müssen wissen, Mr. Landor“, warf Miß Brown ein, „wir sahen schon halb und halb voraus, daß Sie mit diesen Luxusartikeln nicht versehen sein würden, und deshalb haben wir unsere eigenen Tassen mitgebracht.“

Diese Nachricht war mir eine große Erleichterung.

Ein tüchtiger Block Chocolate von circa 25 Pfund wurde statt des fehlenden Thees herbeigebracht und Tschanden Sing beauftragt, mit einem Steine kleine Stücke davon abzuschlagen, was eine primitive, aber sehr wirksame Methode ist. Inzwischen kam das Wasser im Kessel ins Kochen, während meine beiden Besucherinnen es sich auf Packattelkisten so bequem gemacht hatten, wie es unter den Umständen möglich war.

Die Theegesellschaft verlief ausgezeichnet, denn die Damen hatten sich nicht nur mit Tassen, sondern auch mit Löffeln, Kuchen, Butterbrotten und Biscuits versehen!

Das Wetter wurde wieder regnerisch und kalt. Die Berichte, die mir über den Zustand der Wege weiter oben zukamen, waren nicht ermutigend.

„Die Straße ist ungangbar“, sagte mir ein alter Schofa, der eben von Garbyang gekommen war. „Der Lippu-Paß, über den Ihr nach Tibet gehen wollt, ist noch nicht offen, es ist noch sehr

viel Schnee auf ihm. Dann hat auch der Jong Pen von Taklakot in Tibet, der für seinen vorjährigen Angriff auf Lieutenant Gausson noch keine Strafe erhalten hat, jetzt eine starke Wache von 300 Mann aufgeboden, um das Betreten des Landes durch Fremde zu verhindern. Die Dakus oder Räuber, welche das Gebiet des Mansarovar-Sees heimsuchen, scheinen in diesem Jahre zahlreicher zu sein als je.“

„Da gehe ich ja einer recht lebhaften Zeit entgegen“, dachte ich bei mir.

Bei Schankula (2270 Meter) schlug ich mein nächstes Lager auf.



Ein alter Schota.

Ich war auf einem prächtig schattigen Fußwege dahin gelangt, der, einem Pfade durch einen malerischen Park nicht unähnlich, zwischen hohen Libanoncedern, Buchen und Ahornbäumen entlang führte, während hier und da ein Bach oder eine Quelle rieselte, und Hunderte von Affen mit schwarzen Gesichtern und weißen Bärten spielend von Baum zu Baum sprangen.

Ich schlug mein Lager am Flusse auf. Es war ein herrlicher Tag. Vor mir, nach Ostnordost hin, ragten riesenhafte und majestätische einige hohe Schneegipfel empor.

Das Thal war eng und der übrige Theil des schneebedeckten Gebirges dem Auge nicht sichtbar. Welch herrlicher Vorwurf für ein Gemälde! Es lockte mich, hier halt zu machen, Malkasten und Skizzenbuch hervorzufinden und mein Frühstück, das eben bereitet wurde, zu verlassen. So stieg ich denn zu dem Gipfel eines hohen Berges empor, um eine weitere Aussicht zu erlangen. Der Anstieg, der zuerst über schlüpfriges Gras, dann über schiefes Gestein führte, war nicht ohne eine gewisse Gefahr, aber ich war so darauf erpicht, auf die Höhe zu kommen, daß ich den Gipfel sehr schnell erreichte, nachdem ich die beiden Leute, die mir gefolgt waren,





Aquarellskizze von H. S. Landor.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

MEIN NEBELBILD IN EINER AUREOLE.



Aufstieg zum Lumpya-Paß.



Aquarellskizze von H. S. Landor.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

TIBETANISCHE WAHRSAGERIN.

auf halbem Wege zurückgelassen hatte. An einzelnen Stellen nahe dem Gipfel waren fast senkrecht aufragende Felsen zu erklimmen, und ich mußte Hände und Füße gebrauchen. Für meine Mühen wurde ich aber reich belohnt. Der Blick von diesem hohen Aussichtspunkte war prachtvoll, und ich muß gestehen, daß ich mir fast vermessen vorkam, als ich, nachdem ich meinen Malkasten abgeschmalt hatte, versuchte, auf dem Papier die Landschaft vor mir wiederzugeben. „Ich bin ein Thor“, sagte ich zu mir, „das malen zu wollen! Welcher Maler könnte diesen Bergen gerecht werden?“

Ich warf das Bild wie gewöhnlich schnell hin, aber niemals ist wol ein rasches Wagestück durch einen geringern Erfolg belohnt worden, und so blieben die ewigen Riesen ungemalt.

Verstimmt machte ich mich auf den Rückweg. Der Abstieg war noch schwieriger als das Emporklimmen. Ein Fehltritt, ein Ausgleiten hätte mir das Leben kosten können, besonders längs des steilen Abgrundes, wo ich mich an alles, was aus der mauerartigen Felswand hervorragte, anklammern mußte. Ich war etwa 1200 Meter über unsern Lagerplatz emporgestiegen und hatte somit eine Höhe von 3490 Meter erreicht. Diese Leistung, die von den Leuten unten in meinem Lager ebenso wie von den Soldaten des stellvertretenden Commissars von Amora, der hier ebenfalls sein Lager aufgeschlagen hatte, ängstlich verfolgt wurde, erwarb mir unter den Eingeborenen die Beinamen „Tschota Sahib“, der „Langur“, d. h. „der kleine Herr“, „der Affe“, Namen, auf die ich seitdem immer stolz gewesen bin. —

Nachdem die Straße den Schankula-Fluß einmal überschritten hat, wendet sie sich nach Südost und erhebt sich sanft ansteigend bis Gibti (2610 Meter), wo ich mein Lager etwas über dem Daramsalla von Gala aufschlug. Ich war durch Waldungen von Ahornbäumen, Buchen, Eichen und Rhododendron gekommen, die ein dichtes Unterholz von Strauchwerk und Bambus aufwiesen.

Der Kali, der etwa 600 Meter unter meinem Lagerplatze dahinfließ, bildet die Grenze zwischen Nepal und Kumaon. Von diesem

hochgelegenen Punkte aus konnte man den schäumenden Strom sich meilenweit zwischen dichtbewaldeten Hügeln und Bergen hindurchschlängeln sehen, wie ein Silberband auf dunkeln, ruhigem Grunde.

Der Marsch von meinem letzten Lagerplatze aus war nur sehr kurz, ich hatte darum den größten Theil des Tages zur Arbeit an meinem Tagebuche frei. Ich besaß ein kleines Gebirgszelt, das für



Ein Zelt für einen „Sahib“.

gewöhnliche Ansprüche genügend behaglich war. Es scheint jedoch, als ob diese Art zu reisen von den indischen Beamten als nicht „comme il faut“ betrachtet wird. Nach der Ansicht dieser Autoritäten sind es die Zahl und Größe der Zelte eines Reisenden, die ihn zu einem größeren oder kleinern Gentleman machen! Ich hatte mein Zelt von 1 Meter Höhe, 2 Meter Länge und 1,20 Meter Breite neben den beiden doppelflügeligen Zelten von je 35 Kilogramm aufgeschlagen, aber dieser Beamte und seine Begleiter waren über diese Vertraulichkeit

durchaus nicht erfreut. Denn daß ein doppelzeltiger Sahib in Gesellschaft eines andern Sahib gesehen wurde, dessen Miniaturzelt kaum zu Taillenhöhe aufragte, war unter der Würde und eine ernste Bedrohung des britischen Prestige in Indien. Ich wurde deshalb höflichst ersucht, mein behagliches Quartier mit einem ehrenvollern Unterkommen zu vertauschen, das mir der einäugige Lal Sing, ein Tokudar (Dorfschulze) und Bruder des Patwari, des Rechnungsführers für das Bargaana, lieb.



Tokudar Lal Sing und sein Bruder.

Die Nacht war stürmisch, und der Wind rüttelte an meinem Zelt. In meine einzige Kamelhaardecke gewickelt, legte ich mich zur Ruhe. Einige Stunden später weckte mich ein heftiger Schlag auf den Kopf. Es war der Mittelpfahl des Zeltes, der sich aus seinen Hülften gelockert hatte und auf mich gefallen war. Hierauf folgte ein raschelndes Geräusch von Zeltleinwand, und im nächsten Augenblick saß ich ohne Dach da und guckte die Sterne an.

Sechstes Kapitel.

Der wasserlose Pfad. Tibetanische Uebergriffe.

Der berühmte Nerpani oder Nerpania, der „wasserlose Pfad“, fängt bei Gibti an. Sehr wenige Reisende sind auf diesem Wege gegangen, und durch deren Berichte sind viele andere abgeschreckt worden, ihrem Beispiele zu folgen.

Ich fand den Weg weit besser, als ich erwartet hatte. Ich bin schon auf schlechtern Gebirgswegen an steilen Abgründen gewesen. Nach dem, was ich gehört hatte, schien es, als ob der größere Theil der Straße auf mehrere Meilen Länge durch in den Felsen befestigte Balken gestützt werde; aber dies ist nicht der Fall. Hin und wieder jedoch führt der Weg an überhängenden Felsen über dem Abgrund entlang, und dort, wo die senkrechte Wand die Anlage eines Weges nur mit großen Kosten erlaubt hätte, sind Balken horizontal mehr oder weniger fest in den Felsen eingelassen und große Steinplatten über sie gelegt, über die der schmale Pfad führt. Der Weg liegt 300—550 Meter über dem Flusse und ist an manchen Stellen nicht breiter als 15 Centimeter. Aber für einen Reisenden mit sicherem Tritt kann dies keine wirkliche Gefahr bedeuten.

Der Weg ist langweilig, denn die Nerpania-Felsen, längs deren man ihn angelegt hat, theilen sich ihrerseits wieder in drei kleinere Partien, die durch Schluchten voneinander getrennt sind. Es ist recht lästig, Hunderte von Metern auf endlosen und schlecht zusammen-

gefügt Treppen hinab- und wieder hinaufzusteigen, nur um auf der andern Seite wieder hinabzuklettern. Einige der Abstiege, namentlich der letzte zum Gulamla, sind steil; aber wenn man keine Nägel an den Schuhen und keinen Stock in der Hand hat, ist dabei wirklich wenig Gefahr für des Bergsteigens gewohnte Leute.

Gegen Sonnenuntergang entstand eine große Bewegung im Lager, die durch das Erscheinen von wilden Ziegen auf dem andern, nepalesischen Ufer des Kali hervorgerufen wurde. „Deine Flinte, Sahib, deine Flinte!“ schrie ein Chor von ungeduldigen Eingeborenen. „Schnell, schnell, deine Flinte!“

Ich ergriff meinen Mannlicher und folgte der erregten Bande nach einem einige hundert Meter entfernten Platze, wo eine große lärmende Menge sich zusammengefunden hatte, um das Wild zu beobachten.

„Wo sind sie?“ fragte ich, da ich nichts sehen konnte.

„Dort, dort!“ schrien sie alle so laut sie konnten, indem sie nach dem Gipfel der gegenüberliegenden, etwa 400 Meter entfernten Felswand wiesen.

„O, das ist zu weit!“

„Nein, nein, Sahib! Bitte, schieße!“ drängten sie alle.

Ich stellte das Klappvisir meiner Büchse auf 400 Meter, zielte und drückte ab, und von Fels zu Fels stürzte die arme Ziege unter der wahnsinnigen Aufregung der sich um mich drängenden Menge. Sie rollte weiter, bis sie an das Strauch- und Buschwerk kam, wo ihr Fall sich verlangsamte. Endlich blieb der zierliche Körper an einem größern Baume hängen.

Netze wurden sofort herbeigeschafft und zwei große Bäume eiligst abgeästet und gefällt. Es sollte eine Brücke über das kalte, reizende Wasser des Kali geschlagen werden. Ein Baum wurde hinübergeworfen; seine Spitze reichte gerade bis zu einem Felsen auf dem andern Ufer. Tiefstes Schweigen herrschte, als ein Kuli hinüber balancirte. Er hatte fast das jenseitige Ufer erreicht, als der Baum-

stamm plötzlich krachte und brach, und der arme Teufel schreiend im Wasser lag, sich mit den Fingern krampfhaft an einen Ast des Baumes krallend. Ein Kuli eilte zu Hülfe, aber da die Strömung den Baum hin und her warf, wurde auch er ins Wasser geschleudert. Erst nach Augenblicken ängstlicher Spannung gelang es, unter großen Anstrengungen die beiden Leute zu retten.



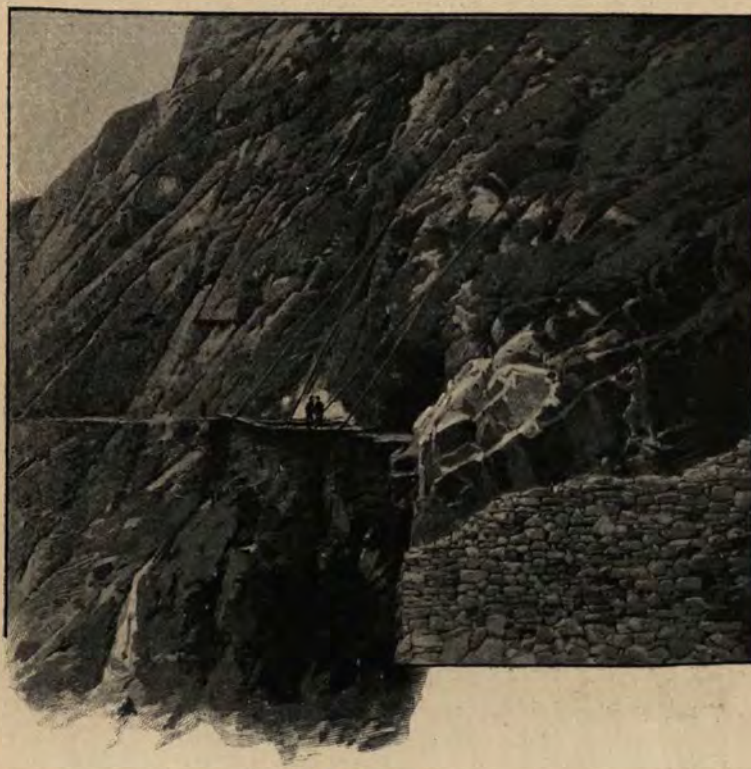
Der Nerpani-Pfad.

Der Weg bis Lahmari, unserm nächsten Lagerplatze, führte an hübschen Wasserfällen vorbei durch eine so reizende Landschaft, daß wir die Beschwerden des Kletterns auf dem mühsamen Wege ganz vergaßen.

In frühern Zeiten führte der Weg über den höchsten Theil des Abhanges, und ein guter Fußgänger brauchte einen ganzen Tag, um von einer Quelle zur andern zu gelangen: daher der Name „wasserlos.“

In Lahmari endet der Kerpani oder Kerpania.

Bald erwartet ein unfreiwilliges Sturzbad den Vorübergehenden und durchnäßt ihn bis auf die Haut, wenn er nicht mit wasserdichtem Mantel und mit Regenschirm versehen ist. Ein dichter Sprühregen fällt



Am Abgrund.

auf einer Strecke von einigen dreißig oder vierzig Meter aus großer Höhe herab. Der Weg ist hier sehr schmal und schlüpfrig, sodaß man nur langsam vorwärts kommt.

Wenn auch nicht ebener, so wird der Weg von hier aus für den geübten Fußgänger doch besser. Er ist weniger felsig und hat nicht die ermüdenden Stufen.

Zu unserer Rechten liegt hoch oben am Felsenhange das malerische Dorf Buddi (2830 Meter) mit seinen zwei- und dreistöckigen Häusern. Unter und über ihm sieht man den Weg in großen Zickzacklinien zur Höhe des Tschai-Lef oder Tscheto-Passes hinaufführen.

Als wir den Weg weiter verfolgten und ich zurückblickte, hatte ich Gelegenheit, das prachtvolle Kali-Thal mit seinen von hohen Schnee-



Der Tschai-Lef-Paß.

gipfeln überragten gigantischen Felsen und Schluchten zu bewundern. Auf dem Tschai-Paß verzeichneten meine beiden Aneröide eine Höhe von 3410 Meter.

Darcy Bura, der reichste Schoka-Händler aus Buddi, hatte hier ein Geschäftshaus für den Einkauf und Tausch von Borax, Salz, Wolle und andern aus Tibet kommenden Artikeln errichtet. Auf der linken Seite des Weges war eine große Felsenhöhle mit einer Mauer versehen und zum Theil überdacht worden zur Benutzung von „Weiber-



Aquarellskizze von H. S. Landor.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

DER NERPANI-PFAD.

suchern“ aus den Dörfern Buddi und Garbyang. Diese Häuser werden Kambang genannt und sind eine alte Institution unter den Schofas, von der ich später ausführlicher sprechen werde. Wie überall sind neben dem Pässe einige hohe Pfähle mit fliegenden Gebeten und einer Glocke aufgestellt.

Meine Ankunft in Garbyang wurde von Hunderten von Männern,



Schofa-Häuser.

Weibern und Kindern beobachtet, die am Rande der flachen Lehmdächer ihrer Behausungen kauerten, während ein paar Dutzend Leute mir ehrfurchtsvoll nach meinem Lagerplatze jenseits des Dorfes folgten. Ein großes Zelt war für mich vom Bruder des Punditen Gobaria errichtet worden, der durch meinen Bankier in Amora von meinem Kommen in Kenntniß gesetzt worden war. Herr G., der stellvertretende Commissar, kam später an.

Ich brannte darauf, sofort Vorbereitungen zu treffen für das

Betreten des tibetanischen Landes, aber meine Bemühungen, zuverlässige Begleiter zu gewinnen, waren von geringem Erfolg.

Einige Tage später erfuhr ich zu meinem Bedauern, daß der Plan meiner Reise, den ich mit so vieler Mühe und Sorgfalt geheimgehalten hatte, den tibetanischen Behörden verrathen worden war.

Ein Unglück kommt selten allein! Gegen meinen Willen war ich dem Rathe gefolgt, in Almora eine gewisse Summe einzuzahlen, für welche ich einen Creditbrief auf den Pundit Gobaria erhielt, einen reichen Händler in Garbhang, der mir den Betrag in Silber auszahlen sollte. Unglücklicherweise war Gobaria noch in Nepal, und niemand anders konnte einen Wechsel in dem von mir benötigten Betrage discontiren. Dies war ärgerlich, um so mehr, als ich auf das Geld gerechnet hatte. Ich sandte augenblicklich einen Boten nach Almora, damit mir von dort die Summe in Silber zugesandt würde. Hierdurch wurde die Sache offenkundig und damit gefährlich.

Eine Verzögerung war unvermeidlich; alle Pässe waren ungangbar, und täglich fiel neuer Schnee. Für einen einzelnen Reisenden war es mit bedeutenden Schwierigkeiten noch möglich, den Lippu-Paß zu überschreiten, aber Gepäck konnte nicht hinübergebracht werden.

Ich entschloß mich, einige Tage in Garbhang zu bleiben, und benutzte die Gelegenheit, mir ein großes tibetanisches Zelt machen zu lassen, das als Obdach für mein Gefolge — wenn es mir überhaupt gelingen würde, eins anzuwerben — dienen sollte. Ich dachte, daß ich hierdurch vielleicht in freundliche Beziehungen zu den Eingeborenen kommen könnte, unter denen ich, wie ich hoffte, doch einige willige Begleiter finden würde.

Dr. H. Wilson von der Methodistischen Mission gab sich große Mühe bei dem Versuche, mir Leute zu verschaffen; aber obgleich er einen bedeutenden Einfluß in Bias und Tschaudas besaß, waren seine Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt.

Die Schokas wissen nur zu gut, wie grausam die Tibetaner sind. Sie haben mehr als einmal unter ihnen gelitten, und noch in den

letzten Jahren erlangte die britische Regierung durch Berichte ihrer Beamten Kenntniß von verschiedenen Fällen furchtbarer Tortur, welche die tibetanischen Behörden sogar an britischen Unterthanen vorgenommen hatten, die auf unserer Seite der Grenze von ihnen gefangen genommen worden waren.

Einige der von den Lamas an britischen Unterthanen verübten Scheußlichkeiten sind empörend, und für die Engländer, die in diese Gegenden kommen, ist es ebenso betrübend wie erbitternd, denken zu müssen, daß die Schwäche unserer Beamten in Kumaon solche Greuel erlaubt hat und noch erlaubt.

Die Beamten sind in der That so machtlos, daß der Jong Pen von Taklakot in Tibet alljährlich seine Emissäre „mit Genehmigung der britischen Regierung“ herüberschickt, um von britischen Unterthanen, die auf britischem Boden leben, Grundsteuer einzuziehen. Der Beschkar treibt diese Steuern ein und übergibt sie in Garbhang den Tibetanern. Die Schokas müssen diesen Tribut und daneben noch andere Steuern und Handelszölle bezahlen, welche von den Tibetanern unrechtmäßigerweise gefordert werden, und aus Furcht thun sie es auch. Unter den wichtigsten Vorwänden nehmen die Tibetaner britische Unterthanen auf britischem Gebiet fest, martern sie, legen ihnen unbarmherzige Geldbußen auf und confisciren ihr Eigenthum.

Zur Zeit meines Aufenthalts konnte man in Garbhang und andern Dörfern britische Unterthanen (Schokas) sehen, die von den tibetanischen Behörden verstümmelt worden waren.

Selbst Dr. H. Wilson, der in Gungi, einen Tagemarsch hinter Garbhang, eine Apotheke errichtet hatte, war kürzlich mit Confiscation und noch Schlimmerm bedroht worden, wenn er sich nicht sofort den Forderungen der Tibetaner fügen würde. Er weigerte sich, es zu thun, und berichtete darüber an die Regierung, indem er sich auf seine gute Flinte und seine zahlreichen Diener verließ. Sein fester Entschluß, sich nicht einschüchtern zu lassen, scheint ihm zeitweilig Sicherheit verschafft zu haben, denn die Tibetaner sind, wenn sie sich einem

ihnen gewachsenen Gegner gegenüber fühlen, ebenso feige, wie sie grausam sind.

Ich führe hier ein empörendes Beispiel an, das sich 1896 zuge tragen hat.

Ein Schoka-Händler, unzweifelhaft britischer Unterthan, war, wie es bei seinesgleichen Sitte ist, über die Grenze gegangen, um während des Sommers seine Waaren auf dem tibetanischen Markte abzusetzen. Er gerieth mit einem andern Schoka, ebenfalls einem britischen Unterthan, in Streit.

Wohl wissend, daß der erstgenannte wohlhabend war, benutzten die tibetanischen Behörden diesen Vorwand, um ihn festzunehmen und ihm eine übermäßige Geldbuße aufzuerlegen. Daneben dictirten sie ihm noch die weitere Strafe von 200 Peitschenhieben, die ihm auf Befehl des Jong Pen applicirt werden sollten. Der Schoka verwahrte sich dagegen, indem er sich darauf berief, daß er kein Unrecht begangen habe und daß sie kein Recht hätten, ihn als britischen Unterthanen so ungerecht zu bestrafen.

Der Jong Pen ließ die Strafe vollziehen und gab seinen Leuten noch den Befehl, dem unglücklichen Gefangenen die Hände abzuschneiden. Er wurde zwei Soldaten überantwortet, die mit der Vollziehung des Urtheils betraut wurden. Sie führten ihn nun nach dem Orte der Strafvollstreckung.

Der Schoka war sehr kräftig gebaut und besaß einen unbezähmbaren Muth; obgleich halb todt und mit Wunden bedeckt überwand er seine beiden feigen Wächter und entfloh. Augenblicklich wurde Lärm geschlagen und eine große Reiterchar ausgesandt, um ihn wieder einzufangen. Sie erreichten ihn auch, feuerten aus nächster Nähe und trafen ihn, sodaß ihm die Kniescheibe zerschmettert wurde. Er wurde umringt, zu Boden geworfen, erbarmungslos geschlagen, und zuletzt zermalnten sie jeden seiner Finger einzeln zwischen zwei schweren Steinen. In diesem Zustande wurde er vor die Lamas geschleppt, um schließlich enthauptet zu werden!

Mr. Sturt, ein befähigter und gerechter Offizier, der damals stellvertretender Commissar in Almora war, erhielt Kenntniß von diesem Vorfalle, und nachdem er sich über die Wahrheit desselben vergewissert hatte, berichtete er darüber an die Regierung, indem er dringend ein sofortiges Vorgehen gegen die Tibetaner anrieth, um sie für diese und andere Grausamkeiten, die beständig an unserer Grenze stattfanden, zu strafen. Obgleich es unwiderleglich bewiesen war, daß das Opfer ein britischer Unterthan war, that die indische Regierung keinerlei Schritte!

In demselben Jahre 1896 wurde Lieutenant Gaussen, der auf einem Jagdausfluge den Versuch machte, über den Lippu-Paß nach Tibet zu kommen, von tibetanischen Soldaten umringt und sammt seiner Dienerschaft schwer mißhandelt. Der britische Offizier erhielt eine Wunde an der Stirn, und einer seiner Diener, der sich heldenmüthig benahm, wurde so grausam behandelt, daß er, wie ich höre, noch heute, zwei Jahre nach jenem Vorfall, invalid ist.

Mr. J. Larfin, Steuereinnehmer in Almora, wurde damals nach der Grenze geschickt. Man hätte keinen bessern Mann ausfinden können.

Fest, gerecht, unverdrossen, war er unter den Schofas beliebt und sehr geachtet. Er ließ sich ihre Beschwerden und Leiden erzählen und übte Gerechtigkeit, wo es möglich war. Er verweigerte niemand Gehör und wurde während seines vorübergehenden Aufenthalts mit dem Lande, dem Volke und allem, was vorging, wohl bekannt. Die armen Schofas fühlten sich sehr erleichtert, da sie dachten, daß den tibetanischen Mißbräuchen endlich ein Ende gemacht werden würde. Sie täuschten sich auch nicht, wenigstens für eine Zeit lang.

Der Jong Ben von Taklakot wurde aufgefordert, sich wegen seiner zahlreichen Mißthaten zu verantworten. Er verweigerte eine Zusammenkunft. Mr. Larfin, ein Engländer von gutem altem Schlage, ließ ihm über die Grenze sagen, daß er keinen Späß verstehe und daß er zu kommen habe, worauf der Jong Ben mit seinen Offizieren und

Lamas über den schneebedeckten Lippu-Paß kam. Vor Furcht zitternd und sich bis auf den Boden neigend, betraten die Tibetaner mit kriechender Unterwürfigkeit das Zelt unserer britischen Abgesandten.

Die Beschreibung dieser Zusammenkunft, die mir von einem Schoka gegeben wurde, der als Dolmetscher dabei gewesen war, ist amüsant und merkwürdig und gibt ein Bild von der Wankelmüthigkeit und Heuchelei der Tibetaner. Mit der Feigheit seiner Gäste wohl bekannt, erlangte Mr. Larkin schließlich nicht nur Abhülfe auf allen Punkten, sondern hielt auch dem Song Pen und seinen Offizieren eine strenge Strafpredigt. Der Erfolg der Zusammenkunft war der, daß der Einziehung der Grundsteuer ein Ende gemacht und die Handhabung des tibetanischen Gesetzes auf unserer Seite der Grenze aufhörte.

Mr. Larkin's Aufenthalt in Bhot wurde aber durch dringenden Befehl zu sofortiger Rückkehr nach Almora abgebrochen.

Im folgenden Jahre, dem Jahre meines Besuches, 1897, zerstörte Mr. G. als stellvertretender Commissar vieles von dem, was der vor ihm thätig gewesene Beamte erreicht hatte. Der Song Pen weigerte sich, einer an ihn ergangenen Aufforderung zu folgen, und schickte Abgesandte an seiner Statt. Die weitere Folge ist, daß jetzt die Schokas den Tibetanern die Grundsteuer wieder zahlen.

Ich habe diese Thatfachen erwähnt, weil sie für viele andere typisch sind, und um zu zeigen, wie es kam, daß die Eingeborenen, die nie irgendwelchen Schutz von unserer Regierung gehabt haben, trotz des verführerischen Lohnes, den ich ihnen anbot, nicht zu bewegen waren, den Gefahren von Tibet Trotz zu bieten. Ich, der ich später durch die Verrätherei von Schokas so viel zu leiden hatte, bin der erste, ihnen zu verzeihen und sie nicht zu tadeln.

Obgleich sie dem Namen nach unsere Unterthanen sind, sind doch die Tibetaner ihre eigentlichen Herrscher, und wir thun nichts, um sie gegen die Annahmungen und Quälereien der Eindringlinge zu schützen. Wie können wir da erwarten, daß sie uns treu sein sollen! Und kann nicht dieses Mißtrauen, das durch unsere Schwäche

genährt wird, eines Tages noch zu einer furchtbaren Gefahr werden, wenn wir einmal gezwungen sein sollten, unsere Grenzen gegen einen mächtigen Feind zu schützen, als es die Tibetaner sind? Die Schokas sind von Natur nicht verrätherisch, aber sie sind gezwungen, zu betrügen, um ihr Leben und ihre Heimstätten zu bewahren. Richtig behandelt, würden diese ehrlichen, sanften, gutmüthigen Gebirgsbewohner sicher loyale und zuverlässige Unterthanen Ihrer Majestät werden.

Siebentes Kapitel.

Als Gast unter den Schokas.

Als der Jong Pen von Taklakot von meinem beabsichtigten Besuch Kunde erhielt, sandte er Drohungen, daß er das Land eines jeden confisciren würde, der in meinen Dienst träte; daneben ließ er auch mir und jedem, der mit mir ergriffen werden würde, Peitschenhiebe und Enthauptung androhen. Ich persönlich legte diesen Einschüchterungen nicht viel Gewicht bei.

Als ich eines Tages den Kalender zu Rathe zog — eine Beschäftigung, die man in diesen Gegenden nur sehr unregelmäßig besorgt — entdeckte ich, daß wir den 1. Juni hatten, und es fiel mir ein, daß der nächste Tag mein Geburtstag sein würde. Festmähler waren in diesen Regionen selten, und ich sah voraus, daß sie in der nächsten Zukunft noch seltener sein würden. Deshalb kam mir der Gedanke, daß ich wenigstens einen Tag dieser ermüdenden Wartezeit nicht besser hinbringen könnte, als indem ich mich selbst mit einem großen Schmaus tractirte.

Tschanden Sing wurde durch das ganze Dorf geschickt, um alle Bunyas (Kaufleute) des Ortes in mein Zelt zu berufen. Reis, Mehl, 8 Pfund Butter (Ghi), eine große Quantität Zucker, Pfeffer, Salz und ein fettes Schaf wurden gekauft. Das letztere wurde von dem treuen Tschanden Sing, der wirklich ein Allerweltskerl ist, geschlachtet, abgezogen und in vorge schriebener Weise zurechtgemacht.

Leider bin ich ein wenig sorgsamer Haus- oder vielmehr Zelthalter, und so übertrag ich meinen Tschapraffis das Geschäft, die Vorräthe aufzubewahren. Zu diesem Zweck erschien der Raum unter der landesüblichen Bettstelle vorzüglich geeignet, da er groß genug war, die verschiedenen Gefäße mit dem in Stücke zerlegten Schafe, sowie Reis, Mehl, Butter u. s. w. aufzunehmen.

Während dies gethan wurde, arbeitete ich eifrig an meiner Schreiberei, und da mich dieselbe immer mehr interessirte, blieb ich bis zu früher Morgenstunde dabei, wurde schließlich müde und legte mich, in meine Decke eingewickelt, zum Schlafen nieder, neben mir einen Haufen von Steinen, den der vorsichtige Tschanden Sing aufgeschichtet hatte.

„Sahib, es gibt hier herum viele hungerige Hunde. Wenn sie kommen, so sind hier einige Wurfgeschosse für sie bereit“, hatte er warnend gesagt und wies dabei auf jene Munition hin.

„All right. Gute Nacht!“

Die Weisheit dieser Einrichtung zeigte sich bald; denn ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich durch das Geräusch schmagender Lippen geweckt wurde, das allem Anscheine nach von mehr als einem Maule kam und von einer zitternden Bewegung des ausgespannten Segeltuchbettes begleitet war, auf dem ich lag.

Schnell auffpringend, gerieth ich in ein Gewimmel unwillkommener Gäste. Ehe ich mir noch klar darüber war, was geschehen, hatten die Bestien schon das Weite gesucht, die letzten Bissen meiner Leckereien in ihren Schnauzen forttragend.

Die mir zur Verfügung stehende Munition war bald verbraucht — eine ungenügende Rache trotz des Geheuls eines Hundes, den ich im Dunkeln zufällig getroffen hatte. Ich zündete ein Streichholz an und fand die großen Messingschalen geleert, Reis und Mehl durch das ganze Zelt verstreut und das Schaf thatsächlich verschwunden.

Ich war entschlossen, mich nicht um die Befriedigung meines Gelüstes, das mich jetzt um so mehr reizte, bringen zu lassen, kroch aber

doch in meine Decke zurück und fand für eine Weile im Schlafe Vergessen. Kaum war ich am Morgen aufgestanden, als ich auch schon ein neues Banket plante. Aber gerade zur rechten Zeit kehrte Mr. G. von einem Marsche mit seinen Polizisten, Munschis, Bunditen und Tschaprassis zurück.

„Machen Sie sich keine Sorge, Mr. Vandor“, sagte er freundlich, als ich ihm mein Mißgeschick erzählt hatte. „Kommen Sie zum Mittagessen zu mir. Meine Burschen sollen Ihnen ein ganz besonderes Diner nach ihrer eigenen Art zurichten.“

Dank Mr. G. und dank dem glücklichen Zusammentreffen, daß mir gerade an diesem Tage durch einen Boten aus Chela ein Packet Briefe von Verwandten und Freunden überbracht wurde, hätte ich wirklich kaum einen glücklichern Geburtstag verbringen können. Ich war mir wohl bewußt, daß es die letzten vergnügten Augenblicke, die letzten Fleischöpfe Aegyptens sein würden. Von jetzt ab sollte ich von der Civilisation und allem, selbst dem primitivsten Comfort, abgeschnitten sein, und, um mir diese Thatsache noch nachdrücklicher zum Bewußtsein zu bringen, traf es sich, daß Mr. G. am folgenden Morgen seine Reise nach Amora fortsetzte.

Das Wetter war kalt, der Regen fiel in Strömen; selbst während der wärmsten Stunden des Tages stieg das Thermometer nicht über 11° C. Mein durchweichtes Zelt stand in einer Wasserpflüze trotz der Doppelgräben, die darum gezogen waren. Mehrere Schokas hatten mich schon vorher gebeten, es zu verlassen und in einem ihrer Häuser zu wohnen. Sie waren alle eifrigst bemüht, mir Gastfreundschaft zu erweisen, was ich, um ihnen nicht lästig zu fallen und um für alle Fälle in meinen Entschliessungen unbehindert zu bleiben, höflich, aber entschieden ablehnte. Nichtsdestoweniger kam am 4. Juni eine Deputation, die ihre Aufforderung wiederholte. Aber ich war entschlossen, meinen Willen durchzusetzen. Vergebens! Sie wollten einen Sahib nicht unter einer einfachen Zeltleinwand wissen, während sie selbst behagliche Wohnungen hätten. Sie beriethen sich miteinander,

und plötzlich wurde mein Gepäck ergriffen und trotz meines Einspruchs von einer Anzahl kräftiger Schofas im Triumph nach dem Dorfe getragen. Ich mußte nolens volens folgen, und von jenem Tage an wurde ich durch beständigen Verkehr mehr und mehr von der natürlichen Freundlichkeit und Gutherzigkeit dieser Leute überzeugt.

Um mich an der Rückkehr zu verhindern, rissen sie sogar das Zelt nieder und schleppten es, naß wie es war, hinweg. Beheram und Saimal, zwei vornehme Schofas, hielten meine Hände und klopfen mich freundschaftlich auf den Rücken, während sie mich mit allen Zeichen der Höflichkeit nach meiner neuen Wohnung führten.

Diese stellte sich als ein schönes zweistöckiges Gebäude heraus mit hübsch geschmigten Holzthüren und roth und grün bemalten Fensterstöcken. So groß war die Besorgniß und Furcht dieser guten Leute, daß ich in



Mein Haus in Garbhang.

diesem kritischen Momente wieder zurückgehen könnte, daß einige zwanzig ausgestreckte Hände mich bei den Armen ergriffen, während andere mich von hinten eine Treppe von zehn oder zwölf Stufen in das Haus hinaufdrängten, wo ich mich nun als Gast meines guten Freundes Beheram befand. Ich erhielt den vordern Theil des obern Geschosses, der aus zwei großen reinlichen Zimmern bestand mit einer sehr schönen einheimischen Bettstelle, einem Tische und ein paar Moras, runden, mit Fell bedeckten Rohrsthühlen. Ich hatte mir kaum klar gemacht, daß ich hier bleiben müsse, als auch schon Geschenke von Süßigkeiten, eingemachten Früchten, getrockneten Datteln und Thee

gebracht wurden, und der Thee nach tibetanischer Art, mit Butter und Salz darin, zubereitet wurde.

Selbst wenn ich zuerst ein leichtes Mißtrauen gegen eine so ungewöhnliche Gastfreundschaft empfunden hätte, so wurde dieses doch bald zerstreut, und ich war stolz, als mir mein Wirth versicherte, daß ich der erste Engländer, oder wol auch Europäer oder Amerikaner sei, dem es gestattet würde, die Wohnräume eines Schoka-Hauses zu betreten und in einer Schoka-Wohnung zu essen. Die Gelegenheit war



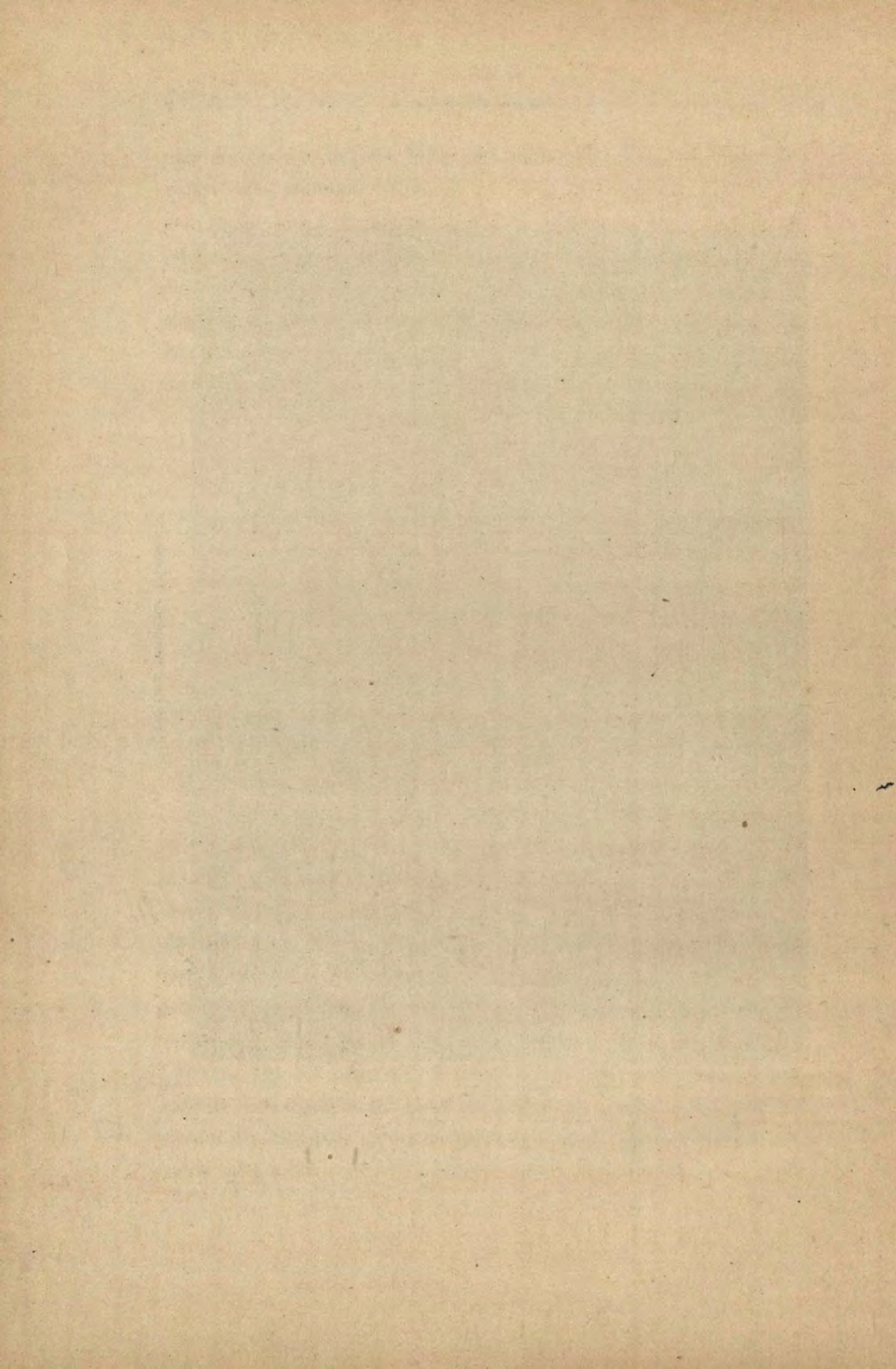
Morgentoilette eines jungen Schoka.

zu günstig, um unausgenutzt zu bleiben, und ich hatte große Lust, länger unter ihnen zu verweilen, um einen Einblick in ihre Lebensweise, ihre Sitten und Gebräuche erlangen und vor allen Dingen die unveränderliche Freundlichkeit dieser ehrlichen Gebirgsbewohner würdigen und genießen zu können.

Sie sind in der That geborene Gentlemen, diese würdigen Schokas, und als solche thaten sie alles, was in ihren Kräften stand, meinen Aufenthalt unter ihnen angenehm zu machen. Es war ein förmlicher Wettstreit zwischen ihnen, wer mich zuerst bewirthen und wer folgen sollte.



Haus eines vornehmen Schola.



Einladungen zum Frühstück und Mittagessen strömten mir buchstäblich zu, aber die so bequeme „Migräne“, „Erfältung“ und „frühere Verpflichtungen“, die in conventionellern Gegenden so wohl angebracht sind, waren hier von keiner Wirkung. Weder Karte noch freundliches Briefchen forderten einen hier auf, zu kommen und vergnügt zu sein. Die Gastgeber erschienen gewöhnlich in eigener Person en masse, um mich abzuholen, bei welcher dringenden Aufforderung es ohne Zerren und Schieben nicht abging. So konnte von einer Ablehnung keine Rede sein; und wirklich war ich meinerseits auch wenig geneigt, abzulehnen.

Wenn ich kam, breitete der Wirth schöne Matten und Decken von tibetanischer oder alter chinesischer Arbeit und oft von großem Werthe auf dem Boden aus. Vor einem erhöhten Sitze standen in glänzenden Messingschalen die verschiedenen Speisen und Leckereien aufgebaut, die das Mahl bilden sollten. Reis gab es jedesmal, dann Hammelfleisch mit Curry, süße und saure Milch mit Zucker; dann Tschapatis nach hindustanischer Art und Schale, eine Art süßen aus Mehl bereiteten Pfannkuchens, Ghi, Zucker oder Honig, sowie auch Parjad, einen dicken Brei von Honig, gebranntem Zucker, Butter und Mehl, alles gut zusammen gekocht, sogar für einen verwöhnten Gaumen eine leckere Speise.

Ich mußte unbedingt auf dem erhöhten Sitze Platz nehmen, was ich mit übereinandergeschlagenen Beinen that, während die Menge, respectvoll auf dem Boden im Zimmer kauend, einen Halbkreis bildete, dessen Mittelpunkt ich war. Ich aß gewöhnlich nach Landesfittē mit den Fingern, eine Höflichkeit, die sie besonders schätzten, und obgleich ich ihnen zuerst ungeschickt vorgekommen sein muß, erlangte ich doch bald eine gewisse Gewandtheit in der Behandlung heißer Speisen mit den Händen.

Das Kunststück ist nicht sehr schwierig, aber es erfordert Uebung. Man führt die fünf nach unten gespreizten Finger in der Schüssel zusammen, ergreift einen Bissen und umgibt mit einer raschen Kreis-

bewegung der Hand das Stück, das man erwischt hat, mit so viel Sauce, als man kann. Mit einer noch schnellern Bewegung, und ehe nur ein Tropfen Zeit gehabt hat, zwischen den Finger hindurchzuschlüpfen, läßt man den Bissen in den Mund gelangen, indem man ihn halb wirft, halb fallen läßt.

Ich fand bald, daß ich bei diesen gemüthlichen Mahlzeiten, die



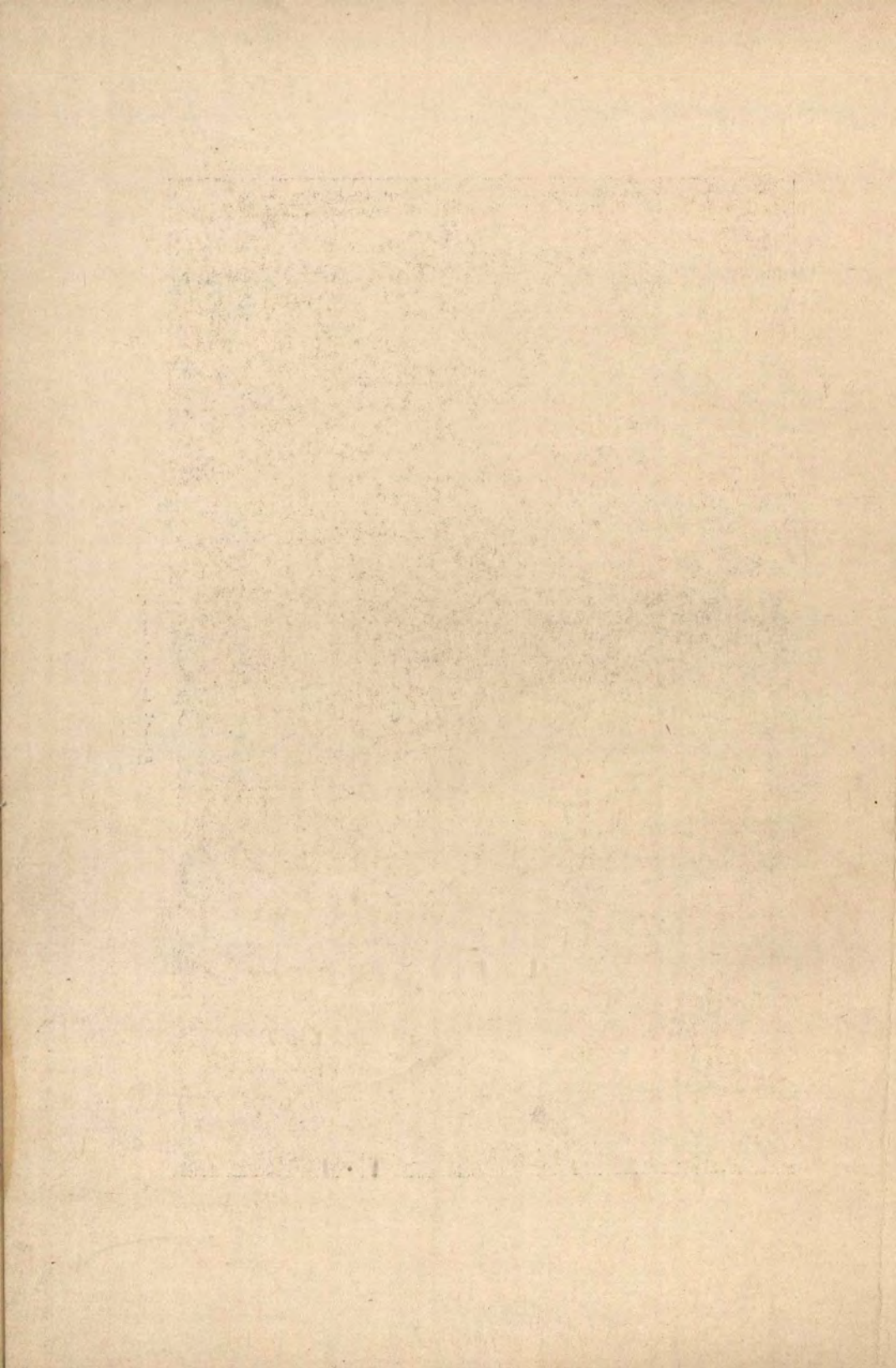
Schofa-Haus mit einem rauchenden alten Weibe.

durch mäßigen Genuß von Tschökti und Syrap, aus Weizen destillirtem Wein und Schnaps, belebt wurden, in anthropologischer und ethnologischer Hinsicht manches schätzbare Material über diese tibetanische Grenzbevölkerung sammeln konnte.

Die Schofas wurden in den wenigen Tagen, die ich unter ihnen zubachte, so vertraulich mit mir, den sie fast als einen der Ihrigen betrachteten, daß ich bald vom ganzen Orte überlaufen wurde. Sie kamen, um mir ihre Noth und Kümmerniß anzuvertrauen, erzählten



Straße in Garbyang.



mir ihre Sagen und Märchen, sangen mir ihre Lieder vor und lehrten mich ihre Tänze. Sie brachten mich zu ihren Hochzeiten und ihren seltsamen Leichenfeierlichkeiten, führten mich zu den franken Männern, Weibern und Kindern, oder schickten sie zu mir, damit ich sie heilen sollte.

Nachdem ich mich mehrere Tage in Garbyang aufgehalten hatte, entließ ich meine beiden Tschapraffis, Matan Sing und Narenghiri, die nach Almora zurückkehrten.



Der Nabi Schankom bei Gungi.

Am 6. Juni machte ich einen Abstecher nach der Grenze, mit der Absicht, dieselbe zu recognosciren.

Ich gelangte, nachdem ich den Fluß unterhalb des Dorfes Tschongur überschritten hatte, in das Gebiet von Nepal.

Durch ein abermaliges Ueberschreiten des Flusses wieder in Kumaon angelangt, schlug ich mein Lager bei Gungi auf. Ehe ich das Dorf betrat, kam ich an Dr. Wilson's noch nicht vollendeter Apotheke vorbei.

Der Ort war malerisch gelegen und hob sich scharf von dem merkwürdigen Hintergrund ab, den der kuppelförmige Berg Nabi Schankom bildet, ein ungewöhnlich schöner Gipfel mit grau und roth gestreiften Gesteinsschichten.

Nicht weit davon ragt auf einem anderen Berge der Gungi



Gungi Schankom.

Schankom empor, ein vierkantiger, gigantischer Felsblock von gelber und röthlicher Farbe, einem gewaltigen Thurme nicht unähnlich. Als ich an seinem Fuße ankam, warf die Sonne ihre letzten Strahlen auf ihn; das Bild war so zauberhaft, daß ich versuchte, es zu malen. Während ich dort saß, stiegen die Schatten der Nacht höher und höher an dem Bergabhänge empor und tauchten ihn in eine veilchenblaue Färbung; über ihm glänzte wie ein feuriger Thurm der Gungi Schankom in all seiner Pracht, bis die Schatten

noch höher stiegen und zuerst nur den Berg, dann allmählich auch den Gungi Schankom bedeckten.

Am nächsten Tage um zehn Uhr vormittags hob ich das Lager auf. Die Höhe hier betrug 3330 Meter. Interessant war das Tschiram, ein Platz mit fünf Gräbern, die aus weißen Steinplatten bestanden mit senkrecht darauf gepflanzten Stangen, von deren Spitze fliegende Gebete herabgingen.



Gefährliche Rutschpartie.

Ich kam bald auf viel Schnee und an Stellen, wo der Weg am Berghange nicht mehr zu sehen war. Das Gehen auf dem losen Geröll und Schiefer war ermüdend, aber es wurde noch schlimmer, als ich tatsächlich jeden Tritt in den gefrorenen Schnee einschneiden mußte. Ich kam nur langsam vorwärts.

Nach einiger Zeit bemerkte ich eine Reihe hoher Schneetunnel über dem reißenden Strome, der zu früherer Jahreszeit mit einem Gewölbe von Eis und Schnee gänzlich überdeckt ist. Je höher ich



Der Gräberplatz Tschiram.

kam, desto härter wurde der Schnee. Die erst durchweichten und dann gefrorenen Sohlen meiner Schuhe machten das Gehen sehr schwierig. In 3600 Meter Höhe, etwa 90 Meter über dem Strome, mußte ich ein besonders großes, hart gefrorenes und in sehr steilem Winkel ansteigendes Schneefeld überschreiten.

Einige meiner Kulis waren vorausgegangen, die andern waren hinter mir. Trotzdem die vordern schon einen Pfad ausgetreten hatten, mußte man doch mit seinen eigenen Füßen jeden Schritt aufs neue einschneiden, um ein Ausgleiten zu vermeiden. Dies erreichte

man am besten dadurch, daß man mit der Spitze des Schuhs mehrmals auf die weiße Decke aufschlug, bis eine Höhlung von ausreichender Größe gemacht war, um den Fuß hineinstellen und sich aufrecht halten zu können. Es mußte dabei jedesmal sehr vorsichtig zu Werke gegangen werden, aber leider fehlte mir die Geduld dazu.

Ich glaubte eine bessere Methode gefunden zu haben, indem ich mein Knie hoch hob, mit dem Hacken in den Schnee stieß und mit dem einen Fuß feststehen blieb, bis der andere auf dieselbe Weise den nächsten Schritt eingeschnitten hatte.

Im Begriff, einen dieser heftigen Stöße auszuführen, traf ich auf eine Stelle, wo sich unter der dünnen Schneedecke hartes Eis befand. Mein Fuß, der keinen Halt fand, glitt aus, ich verlor das Gleichgewicht und sauste mit erschreckender Schnelligkeit den steilen Abhang hinunter, auf meiner unfreiwilligen Rutschpartie von Eis- und Schneemassen und dem Geschrei meiner entsetzten Kulis begleitet. Ich sah sofort die Gefahr vor mir, in den Strom geschleudert zu werden, der mich unfehlbar in den langen Eistunnel reißen mußte, unter welchem mir der Tod sicher war.

In diesen wenigen Secunden fand ich doch Zeit zu überlegen, ob die Steine am Rande des Wassers mich aufhalten oder ob die Wucht des Anpralles mich kopfüber in den Fluß schleudern würde. Ich versuchte, mich mit meinen erfrorenen Fingern in dem Schnee festzukrallen, mich mit den Hacken festzustemmen — vergebens! Plötzlich erblickte ich vor mir einen großen, aus dem Schnee hervorragenden Stein.

Er war meine letzte Hoffnung, und mit verzweifelter Anspannung jedes Muskels und jedes Nerven suchte ich ihm näher zu kommen. Vorsichtig streckte ich meine Beine für den Anprall aus. Der Stoß war furchtbar und schien jeden Knochen in meinem Leibe zu zermalmen. Aber er hielt mich auf, und ich war gerettet — nur wenige Fuß über dem Rande des Wassers. Wunderbarerweise hatte ich,

wenn auch schrecklich zerschunden, doch keine schwere Verletzung davongetragen.

Meine Finger waren vom Eise zerschritten und bluteten; meine Kleider waren zerrissen. Als ich wieder aufrecht stehen konnte, gab ich den erschreckten, jammernden Kulis über mir ein Zeichen, weiter zu gehen; ich selbst ging am Flusse entlang, bis ich an eine Stelle kam, von der ich den obern Pfad wieder erreichen konnte.

Achtes Kapitel.

Der erste tibetanische Spion.

In Kuti machte ich halt und berief die vornehmsten Eingeborenen in mein Zelt.

„Würde es möglich sein“, fragte ich sie, „über den Lumpiya-Paß oder über den noch höhern Mangschan zu gehen?“

Der erstere ist ein selten begangener Paß auf dem Wege nach Gyanema, der andere ein sehr schwieriger Paß, über den es aber doch möglich ist, durch das Dschungel nach dem Rakastal-See zu gelangen, ohne in die Nähe von tibetanischen Niederlassungen oder Lagern zu kommen.

„Nein!“ lautete die entschiedene Antwort sämtlicher Schokas. „Der Schnee ist jetzt zu tief. Täglich fällt neuer Schnee. Für die nächsten vierzehn Tage wenigstens möchten wir jedem abrathen, hinüberzugehen. Der Versuch wäre der sichere Tod. Sogar in der besten Zeit während eines Monats im Sommer sind diese beiden Pässe schwer ersteigbar und gefährlich; jetzt aber würde es reiner Wahnsinn sein, den Uebergang zu versuchen.“

Meiner skeptischen Natur entsprechend, glaube ich wenig von dem, was ich nicht sehe. Ich machte mich also am nächsten Morgen auf den Weg, um allein zu recognosciren. Als sie mich so fest entschlossen sahen, änderten mehrere Schokas ihre Meinung und erboten sich, mir zu folgen. Sie waren mir an vielen gefährlichen Stellen von außerordentlichem Nutzen. Hin und wieder waren ein paar Schritte des



Schneebriicken über den Kuti-Fluß.

schmalen Pfades schneefrei; sonst führten weite Strecken auf gefrorenem Schnee entlang, über Abgründen, in die hinabzublicken schon gefährlich war.

Die glückliche Rettung, die ich tags zuvor erlebt, hatte mein Vertrauen zu mir selbst nicht vermindert, mich aber mißtrauisch gemacht gegen jenes weiße Symbol der Reinheit und Unschuld, das



Kuti.

in Wahrheit der heimtückischste Stoff der Schöpfung ist. Ich fand bald heraus, daß wo Schnee war, auch Mühsal und Gefahr nicht fehlten. An Stellen, wo der Schnee besonders hart gefroren war, wagten wir nicht, auf der steilen, glatten Fläche zu gehen, und mußten zum Flusse hinabsteigen, der hier gänzlich mit Eis und Schnee überbrückt war. Wir überschritten ihn und versuchten, auf der andern Seite weiter zu gehen. Wenn wir mit Mühe einige hundert Meter marschirt waren, mußten wir umkehren und unser Heil wieder auf

dem ersten Ufer versuchen. So gingen wir wol ein halbes Duzend mal über den Kuti hin und her, jedesmal nach einem steilen Abstieg, dem sofort ein steiler Anstieg folgte.

Die Spalten im Eise neben dem Flusse waren häufig und gefährlich, und wir wagten nicht, länger als durchaus nothwendig neben ihnen zu verweilen. In sechs bis sieben Stunden hatten wir eine Entfernung von noch nicht 7 Kilometer zurückgelegt. Wir verließen den Kuti und folgten in nördlicher Richtung dem Laufe eines seiner Nebenflüsse, des Kambelschjo, den wir überschritten, um auf dem jenseitigen Ufer in einer Höhe von 4090 Meter unser Lager aufzuschlagen.

Es blieben mir bei unserer Ankunft noch einige Tagesstunden, die ich benutzte, um Jagd auf Thar und Ghural, Himalaja-Gemsen, zu machen. Ich stieg an einem nadelähnlichen Gipfel bis 4570 Meter empor. Die Felsen sind hier mit Salpeter überzogen, und sollen daher ein bevorzugter Wechsel für Lahr sein.

Die Aussicht von diesem hohen Punkte war wunderbar! Meilenweit, es schienen Hunderte von Meilen zu sein, Schnee, nichts als Schnee! Dort erhob sich der Berg Solinkan zu einer Höhe von über 5790 Meter. Auf jeder Seite des Kuti-Flusses ragten Gipfel von 6000 Meter und mehr empor. Hier und dort erschien die sonst weiße Decke, die auf dem Lande ringsum lag, fast grünlich gefärbt. Diese Stellen, deren ich viele sah, waren Gletscher, von denen die zahlreichen dem Kuti zuströmenden Flüsse gespeist werden.

Ich kehrte zum Lager zurück; es war nutzlos, noch weiter zu gehen, und noch nutzloser, länger zu bleiben. Ich gab Befehl, das Lager abzubrechen, und um 2 Uhr nachmittags waren wir auf dem Rückwege nach Kuti. Es war ein ungewöhnlich warmer Tag, und die Oberfläche des Schnees, die am vorigen Tage so hart gewesen, war jetzt weich und wässrig. Mehrere der Schneebrücken waren schon verschwunden.

Einige meiner Kulis ließ ich zum Flusse hinunter vorangehen. Zwei von ihnen, die dicht vor mir gingen, schritten auf einer starken

und breiten Eisbrücke über den Fluß. Ich wartete, bis sie sicher drüben wären. Als sie beinahe auf der andern Seite angekommen waren, fühlten sie ein eigenthümliches Zittern unter ihren Füßen. So gut es ging, krochen sie auf allen Vieren weiter und warnten durch Zurufe.

Schnell trat ich zurück, gerade zur rechten Zeit! Denn mit einem betäubenden Gefrach, das wie der stärkste Donner von Fels zu Fels zurückgeworfen wurde, stürzte die Brücke in die Tiefe. Die gewaltigen Eisstücke, die einen Augenblick zuvor noch einen Theil der Wölbung gebildet hatten, wurden jetzt von dem brausenden Strome fortgerissen und mit furchtbarer Gewalt gegen die nächste, unter dem schrecklichen Anprall erzitternde Eisbrücke geworfen.

Ein Marsch von drei Tagen brachte uns auf demselben Wege nach Garbyang zurück. —

Als ich erfuhr, daß Dr. Wilson sich in Garbyang befand, machte ich ihm einen Besuch. Auf weichen chinesischen und tibetanischen Matten und Decken sitzend, genossen wir eine Tasse Thee nach der andern und aßen Tschapatis dazu, als plötzlich das ganze Gebäude in der seltsamsten Weise sich zu schütteln und zu rütteln anfang, wobei die Thee- und Milchkanne umfielen und die Tschapatis in der ganzen Stube umherrollten.

Ich überließ es Dr. Wilson, unser kostbares Getränk zu retten, und zog Uhr und Kompaß hervor, um Dauer und Richtung des Stoßes festzustellen. Er war wellenförmig, sehr heftig und von Südsüdwest nach Nordnordost gerichtet. Das Erdbeben begann um 5 Uhr 20 Minuten nachmittags und endete um 5 Uhr 24 Minuten 2 Secunden.

„Es scheint mir, daß wir klüger gethan hätten, das Haus zu verlassen“, sagte ich. „Es ist ein Wunder, daß das Gebäude nicht eingestürzt ist. Meine Tasse ist voller Lehm von der Decke.“

„Ich habe den Thee für Sie gerettet!“ sagte der Doctor und hob triumphirend die Theekanne empor, die er sorgfältig an sich gedrückt hatte. Er hatte meine Neigung für die gelbe Flüssigkeit schon entdeckt.

Wir setzten unsere Mahlzeit ruhig fort, als plötzlich eine Schar aufgeregter Schokas ins Zimmer stürzte.

„Sahib! Sahib! wohin ist es gegangen?“ riefen sie im Chor, die Hände nach mir ausstreckend und sie dann zum Zeichen des Gebetes faltend. „Sahib! sage uns, wohin es gegangen ist.“

„Was?“ fragte ich, durch ihre Angst belustigt.

„Hast du nicht gefühlt, wie die Erde bebte und zitterte?“ riefen sie erstaunt aus.

„O ja, das ist aber weiter nichts.“

„Nein, nein, Sahib! Das ist die Ankündigung eines großen Unglücks. Der Geist unter der Erde erwacht und schüttelt seinen Rücken.“

„Es ist mir lieber, wenn er seinen Rücken schüttelt als den meinen“, sagte ich scherzend.

„Oder meinen“, fügte der Doctor zur größten Verwunderung unserer geängstigten Besucher bei.

„Wohin ist es gegangen?“ wiederholten ungeduldig die Schokas.

Ich zeigte nach Nordnordost, und sie seufzten erleichtert auf. Es mußte nach der andern Seite des Himalaja gegangen sein.

Nach den Vorstellungen der Schokas lebt im Innern der Erde ein böser Geist in Gestalt eines riesenhaften Wurmes in einem Zustande der Erstarrung. Das einem Erdbeben vorangehende Rollen ist nichts anderes als der schwere Athem des Ungethüms vor seinem Erwachen, der wirkliche Stoß dagegen wird dadurch veranlaßt, daß das Thier sich dehnt und reckt. Böllig erwacht, schnellt der schlangenähnliche Dämon empor, bricht sich in irgendeiner Richtung Bahn und zwingt dadurch die Erde, an seinem unterirdischen Wege entlang zu erbeben. Bei diesem gewaltsamen Vorgehen richtet er großen Schaden an Besitz und Leben an, der Furcht und des Schreckens nicht zu gedenken, die Mensch und Thier bei der Vorstellung empfinden, daß der launenhafte Geist eines schönen Tages vielleicht gerade unter die Stelle der Erdkruste zurückkehren könnte, auf der sie selbst stehen. Es muß überraschen, daß die Schokas neben ihren Ansichten über den

Ursprung des Erdbebens sich der Thatsache wohl bewußt sind, daß ein Erdbeben stets eine bestimmte Richtung verfolgt. Auch werden die gewöhnlichen Symptome der Annäherung eines heftigen Bebens, wie die Depression in der Atmosphäre, die sie einem fieberhaften Zustande des Riesenwurmes zuschreiben, von ihnen ohne weiteres erkannt.

Als ich einige Monate später in die civilisirte Welt zurückkehrte, hörte ich, daß an jenem Tage in ganz Indien ein heftiger Erdstoß bemerkt worden war, der namentlich in Kalkutta beträchtlichen Schaden angerichtet hatte. —

Eines Tages machte ich einen Spaziergang auf der öden Straße vor dem Dorfe. Ich war etwa zwei Kilometer von dem bewohnten Theile entfernt, als drei Männer, die mir rasch entgegengekommen waren, plötzlich vor mir stillstanden. Sie waren mit stumpfen Schwertern bewaffnet, die sie ungeschickt schwangen, wobei sie so laut sie konnten und in sichtlicher Aufregung: „Rupiya, Rupiya! Rupiya, Rupiya!“ riefen.

Ich eilte rasch an den Räubern vorbei und setzte dann ruhig meinen Spaziergang fort. Als sie mich abgehen sahen, rannten sie eilig auf Garbhang zu, und ich dachte nicht weiter an das Erlebnis. Bei meiner Rückkehr in das Dorf jedoch kam eine Menge Schokas zu mir, um mir zu melden, daß mein Geld angekommen sei und daß die eingeschüchternen Boten, die nicht wagten, zum zweiten mal in meine Nähe zu kommen, sich in das Haus des Dr. Wilson begeben hätten. Dort fand ich einen Peon und zwei Tschaprassis, die drei Männer, denen ich auf meinem Spaziergang begegnet war. Sie hatten mir etwa 1800 Rupien gebracht, fast die ganze Summe in Zwei- und Vierannastücken (1 Anna = $\frac{1}{16}$ Rupiye = 8,4 Pfennige), die ich mir von meinem Bankier in Almora hatte kommen lassen und an deren Last die drei Mann zu tragen gehabt hatten!

Nach einer einfachen Verständigung mit diesen drei sehr friedlichen „Straßenräubern“ wurde das Geld in mein Zimmer gebracht. Ein

großer Theil der Nacht wurde damit verbracht, die winzigen Münzen nachzuzählen und in Rollen zu je zehn Rupien zu verpacken. —

Gerade unterhalb Garbyang befanden sich im Kali, und zwar in der Mitte des Flußbettes, unter einer Masse anderer Steine zwei große Felsblöcke. Diese wurden von den Schofas beständig beobachtet, da sie wissen, daß die Pässe offen sind, wenn die beiden Felsblöcke gänzlich unter Wasser stehen. Der Lippu-Paß, der niedrigste von allen,

kann übrigens fast das ganze Jahr hindurch passiert werden, wenn auch zum Theil mit Schwierigkeiten.



Mein Bankier in Almora.

Ich hatte während meines Aufenthalts in Garbyang nie das Glück, dies zu sehen; aber der Wasserstand des Flusses stieg täglich, und die langweilige Zeit des Wartens wurde durch viele lästige und auch durch einige unangenehme Ereignisse unterbrochen.

Nachdem der Jong Ben von Taklakot in Tibet einmal von meinen Plänen Kenntniß erhalten hatte, ließ er sich beständig über

meine Bewegungen unterrichten. Seine Spione gingen täglich mit ausführlichen Berichten über mich hin und her, was mir regelmäßig von meinen Freunden vertraulich mitgetheilt wurde.

Einer jener Kundschafter, ein kräftiger Tibetaner, der unverschämter war als die andern, war so dreist, in mein Zimmer zu kommen und mich in heftigem Tone anzureden. Zuerst behandelte ich ihn freundlich; aber er wurde immer frecher und sagte mir in Gegenwart mehrerer erschrockener Schofas, vor denen er sich brüsten wollte, daß der britische

Boden, auf dem ich stehe, tibetanisches Eigenthum sei. Die Briten, sagte er, seien Eindringlinge und hier nur geduldet. Er erklärte die Engländer für Feiglinge, die Furcht hätten vor den Tibetanern, obwohl diese die Schokas bedrückten.

Dies war denn doch zu viel für mich, und es wäre wol auch unklug gewesen, es ohne Erwiderung hingehen zu lassen. So packte ich ihn



Das Thal von Garbhang.

denn bei seinem Zopf und versetzte ihm eine Anzahl kräftiger Schläge ins Gesicht. Als ich ihn losließ, warf er sich heulend zu Boden und flehte um Verzeihung. Um ihm meine Autorität ein für allemal einzuschärfen, ließ ich ihn vor den versammelten Schokas meine Schuhe mit der Zunge belecken. Darauf wollte er sich davon schleichen, aber ich ergriff ihn nochmals beim Zopfe und stieß ihn die Stufen hinab, die er unaufgefordert zu betreten gewagt hatte.

Tschanden Sing konnte sich eben zufällig am Fuße der Treppe und stürzte sich, als er den verhassten Fremdling eine so schimpfliche Verabschiedung erhalten sah, wie eine Kugel auf ihn. Er hatte gehört, wie ich sagte: „Ye admi bura irab! Das ist ein schlechter Kerl!“ Das war genug für ihn, und ehe noch der Tibetaner wieder auf den Füßen stand, bedeckte ihm mein Träger das eckige Gesicht schon mit einem wahren Hagel von Schlägen. In der Erregung des Augenblicks begann Tschanden Sing, der sich wie ein Held vorkam, auf seinen geängstigten Gegner sogar mit großen Steinen loszugehen, und zuletzt ergriff er ihn beim Zopfe und zog ihn daran rings um den Hof, bis ich dazwischentrat und diesem zu weit gehenden Sport ein Ende machte.

Neuntes Kapitel.

Aus dem Leben der Schokas.

Eine Einrichtung der Schokas, die bei einem primitiven Volke überraschend, aber meiner Ansicht nach außerordentlich verständig und nützlich ist, ist das Rambang, ein Versammlungsort oder Klub, wo Mädchen und junge Männer nachts zusammenkommen, um sich gegenseitig näher kennen zu lernen, ehe sie eine Ehe eingehen. Jedes Dorf besitzt eine oder mehrere Anstalten dieser Art, die unterschiedslos von allen wohlhabenden Leuten gefördert und als eine solide Basis für die Schließung von Ehen anerkannt werden. Die Rambanghäuser stehen entweder im Dorfe selbst oder auf halbem Wege zwischen zwei Dörfern, sodaß die jungen Mädchen des einen in freundschaftliche Beziehungen zu den jungen Männern des andern treten können, und umgekehrt.

In Begleitung von Schokas besuchte ich viele dieser Häuser. Rings um ein großes Feuer in der Mitte des Raumes saßen die jungen Burschen und Mädchen paarweise beieinander, Wolle spinnend und lustig plaudernd. Alles ging vollkommen anständig



Eine Schoka - Schönheit.

zu. In den ersten Morgenstunden schienen sie sentimentalcr zu werden und fingen an, ohne Instrumentalbegleitung Lieder zu singen, wobei das Anschwellen und Senken der Stimmen unheimlich und schauerlich klang.

Die Schokas besitzen sanfte, klangvolle Stimmen, und die Töne, die sie hervorbringen, sind nicht etwa nur ein fortgesetztes aus der Kehle kommendes Geräusch, sondern, wenn ich so sagen darf, ein



Auf dem Wege zum Nambang.

Hervorzittern von Eindrücken, die aus dem Herzen dringen und durch die Stimme andern mitgetheilt werden. Ist der Charakter der Schoka-Musik auch rein orientalisck, so ist sie dem Ohre des Abendländers doch wohlthwend, nicht etwa weil sie schnelle Uebergänge, Schnörkel oder irgendwelche kunstvolle Technik besäße, sondern weil sie den Eindruck von wahren Gefühl macht.

Die Recitative, die von einem jungen Manne und einem Mädchen gesungen wurden, gefielen mir am besten. Alle ihre Gesänge sind

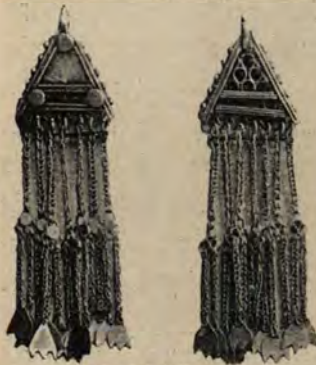
klagend; sie enthalten Modulationen, die einen geheimnißvollen Reiz haben. Die Schokas singen nur, wenn die Stimmung sie dazu treibt, nie mit der Absicht, andere zu erfreuen. Ihre Liebeslieder beginnen gewöhnlich mit einem sentimentalen Recitativ und gehen dann in Gesang über mit häufigem Wechsel aus einer Tonart in die andere. Der Takt ist unregelmäßig, und obgleich gewisse rhythmische Eigenthümlichkeiten beständig wiederkehren, so gibt doch jeder Sänger allem, was er singt, ein so stark persönliches Gepräge, daß er daraus fast eine individuelle Composition macht. Wenn man Schokas zum ersten mal singen hört, möchte man glauben, jeder Sänger improvisire, aber bei genauerer Beobachtung wird man finden, daß musikalische Phrasen, gewisse Lieblingspassagen und Modulationen nicht nur im einzelnen Liede, sondern in allen Gesängen wiederkehren. Sie scheinen alle auf dieselbe klagende Melodie begründet zu sein, die wahrscheinlich sehr alt ist, aber der verschiedene Takt, in dem sie vorgetragen wird, und die Eigenheiten des Sängers geben ihr einen besondern Charakter. Eine charakteristische Eigenschaft der Schoka-Gesänge ist wie bei so vielen andern orientalischen Melodien die, daß sie keinen eigentlichen Abschluß haben, und das verdarb sie für meine Ohren.

Die fast immer improvisirten Texte der Liebeslieder eignen sich kaum dazu, hier wiedergegeben zu werden. Von unserm moralischen Standpunkt aus betrachtet, losgelöst aus ihrer Umgebung, könnten sie fast unzüchtig erscheinen, während sie dort auf mich keinen unangenehmen Eindruck machten. Während die Schokas singen, heben sie den Zipfel ihres weißen Shawls oder Gewandes auf und halten ihn an die Seite des Kopfes.

Das Rauchen war allgemein, wobei jedes Paar zusammen eine Pfeife benutzte. Einige in die Wand gesteckte brennende Tannenscheite bilden neben dem in der Mitte des Zimmers langsam brennenden Feuer die einzige Beleuchtung. Mit dem Herannahen des Morgens machte sich der Schlaf geltend, und bald zogen sich alle paarweise zurück und legten sich in ihren Kleidern auf einer weichen Unterlage

von Stroh und Gras neben den Hütten zum Schlafen nieder. Dort ruhten sie friedlich in einer Reihe, während ich nach meiner Behausung zurückging inmitten des betäubenden Bellens herrenloser Hunde.

Durch diese Versammlungen kommt jedes Schoka-Mädchen regelmäßig mit jungen Männern zusammen, und während sie den Gedanken hegt, unter ihnen einen passenden Lebensgefährten zu wählen, leistet sie mit ihrem Spinnrade eine beträchtliche Arbeit. Wenn ein Paar die Heirath beabsichtigt, geht der junge Mann, mit seinen besten Kleidern angethan, in das Haus seines zukünftigen Schwiegervaters, indem er einen Topf mit Tschökti, getrocknete Früchte, Ghur



Schoka-Ohrringe.

(süßer Brei), Miseri (Candiszucker) und geröstetes Korn mitbringt. Wenn der Bräutigam als eine passende Partie erscheint, empfangen die Eltern des Mädchens den jungen Mann mit gebührender Achtung und betheiligen sich herzlich an dem von ihm angebotenen Essen und Trinken. Die Heirath wird auf der Stelle abgemacht, und der Bräutigam zahlt dem Vater eine Summe von nicht unter fünf und nicht über

hundert Rupien aus. Das ist die Etikette der „guten Gesellschaft“ bei den Schokas und der Leute, welche die Mittel dazu haben. Diese Bezahlung wird „Milchgeld“ genannt, d. h. Geld, welches der Summe entspricht, die die Verwandten des Mädchens für dessen Aufziehen verwendet haben.

Die Hochzeitsceremonie ist ziemlich einfach. Ein Kuchen, Delang genannt, wird gebacken, von dem die Freunde der beiden Familien essen. Wenn der Bräutigam oder die Braut sich weigern, ihren Antheil von dem Kuchen anzunehmen, ist die Verlobung aufgehoben; wenn sie beide etwas von dem Kuchen essen und später ein Zwist zwischen ihnen entsteht, werden alle diejenigen, die der Handlung beiwohnten, als Zeugen dafür aufgerufen, daß die Heirath stattgefunden habe.



Sajoka-Tibetanerin, Halbblut.

Oft schenkt man sich sogar diese einfache Ceremonie, und die Ehen der Schofas werden als glückliche und treue Verbindungen angefangen und fortgeführt, ohne daß irgendeine besondere Form von Gottesdienst oder Ritus den Bund heiligt.

Den Ehebruch bestrafen sie nicht nur an dem schuldigen Manne selbst, indem sie ihn schlagen, sondern die Männer begeben sich auch



Rambang-Mädchen mit Schmud.

in Haufen nach dem Hause seiner Eltern und berauben dasselbe des ganzen Hausraths, der Borräthe an Korn und Waaren. Sie confisciren die Schafe, Ziegen, Yaks und alle werthvollen Sättel und Lasten und schenken alles dem Manne, dessen Frau versührt worden ist, als eine Entschädigung für die erlittene Unbill. Oft auch werden die unschuldigen Verwandten des Missethäters von den Bewohnern des Dorfes gebunden und todtgeschlagen. Man befolgt diese strengen Maßregeln,

um einen hohen Standpunkt von Sittlichkeit und Ehre zu bewahren, und dieser Brauch, so barbarisch er auch erscheinen mag, findet seine Rechtfertigung doch durch die guten Resultate in Bezug auf die allgemeine Moralität. Es gibt mit Ausnahme von gelegentlichen Rambang-Kindern nur sehr wenige außereheliche Geburten. Die erstern sind aber so verabscheut, daß das Vorkommeniß nicht als eine ernstliche Herabwürdigung des Rambangs betrachtet werden kann.



Klageweiber an die Bahre gebunden.

Die Schokas schreiben den Tod dem Entweichen der Seele aus dem Körper zu, und dieser Vorstellung entspringt die merkwürdige Verehrung, die sie dem Gedächtniß der Todten erweisen.

Ich war Zeuge von nicht weniger als sechs Leichenfeiern, die seltsam genug sind, um eine davon zu beschreiben.

Ein Mann war infolge eines Unglücksfalls eines schmerzvollen Todes gestorben. Augenblicklich wurde nach seinen Freunden geschickt, und nachdem der Körper mit Butter gesalbt worden war, wurde er in



Aufbruch des Leichenzugs.

die besten Gewänder gekleidet. Ehe die Erstarrung eintrat, bogen sie seinen Körper zusammen und legten ihn auf eine flüchtig zusammengefügte Bahre. Er wurde mit einem in Blau und Gold gestickten Tuch, über dem ein weißes lag, bedeckt. Bei Sonnenaufgang verließ der Leichenzug das Haus, um nach dem Verbrennungsorte zu gehen. Den Zug eröffneten zehn Frauen, deren Köpfe mit einem langen Streifen von weißem Baumwollzeuge umwickelt waren, dessen eines Ende an



Leichenverbrennungsöfen der Schotas.

die Bahre gebunden war. Unter ihnen waren die nächsten Verwandten des Verstorbenen, seine Frau und seine Töchter, die „Oh bajo! Oh bajo! O Vater, o Vater!“ schrien und klagten, während die übrigen schluchzten und große Trauer zur Schau trugen. Da der Verstorbene allgemein beliebt gewesen war, kamen die Dorfbewohner vollzählig heraus, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, und nahmen ihre Plätze in dem Zuge ein, während dieser seinen Weg langsam dem Flusse zu nahm.

Der Leichnam wurde vorläufig an das Ufer des Flusses ge-

legt, während alle Männer barhäuptig große Steine und Holzstücke sammelten. Ein kreisrunder Verbrennungssofen, 1,5 Meter hoch, circa 2 Meter im Durchmesser, mit einer Oeffnung an der dem Winde zugekehrten Seite, wurde damit am Ufer errichtet. Alle werthvollen Gegenstände, seine goldenen Ohrringe, sein silbernes Schloß und die silbernen Armbänder wurden dem Todten schnell fortgenommen, und ein großes Messer wurde zu irgendeinem Zwecke benutzt, den ich nicht



Die Frauen umtangen die Todtenpuppe.

feststellen konnte, wenn es nicht der war, die Ohrläppchen des Todten damit aufzuschlitzen, um seine Ohrringe schneller zu entfernen. Auf den Körper wurden Tannenzweige gelegt und ein großer Topf mit Butter neben ihn gestellt. Eine Messingschale voll Wein wurde über den Kopf gegossen und dann unter tiefem Schweigen Feuer an den Holzstoß gelegt.

Nach dem Dorfe zurückkehrend, schrien und klagten die Frauen, indem sie die Kleider des Verstorbenen und seine Messingschalen nach dem Hause zurücktrugen.

Bei der Ankunft zu Hause lag es ihnen ob, reichlich für das Vergnügen der Seele des Verstorbenen zu sorgen. Eine aus Stroh und Stöcken hergestellte rohe Gliederpuppe wurde von ihnen mit den Kleidern des Verstorbenen angezogen und mit indischen, gold-, roth- und blau-gestickten Geweben überdeckt; auf den Kopf wurde ein Turban gesetzt.

An jedem Tage der Feierlichkeiten, die drei oder vier Tage dauerten, wurden Reis, gebackener Weizen und Wein vor das Bildniß



Die Ziege mit den Kleidern des Toten.

gestellt, bis die Auswanderung der Seele aus der Gliederpuppe in ein lebendes Schaf oder in einen Jaß stattfindet.

Nach einigen Tagen wird die Gliederpuppe aus dem Zimmer entweder vor das Wohnhaus oder nach irgendeiner malerischen Stelle im Walde getragen. Schalen mit Speisen werden vor sie gesetzt, und ein Tanz nach einer seltsamen, sentimentalen Melodie beginnt mit anmuthigen Drehungen der Mädchen und Frauen, die große Stücke weißen Stoffes schwenken.

Nachmittags schließen sich die Männer der Aufführung an, und obgleich ihr Tanzen in der Hauptsache dieselben charakteristischen Eigenheiten und Bewegungen hat wie der Tanz der Frauen, so ist er gewöhnlich viel ungestümmer, sodaß er fast den Charakter eines Kriegstanzes trägt.

Wenn anzunehmen ist, daß die Puppe sich gesättigt hat, wird die



Die Ziege wird zum Dorf hinausgejagt.

ganze Schar der Leidtragenden von der Familie mit Zucker, geröstetem Mais, Reis, Süßigkeiten, Ghur und Miseri bewirthet. Während das Volk ißt, kehren die Damen des Hauses unter raschem Trommelschlag zu dem Bildniß zurück und verneigen sich wieder in feierlichen, langanhaltenden Verbeugungen.

Schließlich wird das zum Opfer bestimmte Thier, eine Ziege oder ein Yak, unter dem Abfeuern von Gewehren, dem Geheul, Gekreisch und



Tanz der Männer um die Todtenpuppe.

betäubenden Geziſche der verſammelten Menge vor die Gliederpuppe gezogen. Um ſeine Hörner ſind lange bunte Bänder gewunden, deren Enden an der Seite des Kopfes herabhängen. Unter den Riſtern des Thieres wird Sandelholz verbrannt, was nach dem Glauben der Schofas die Seele des Verſtorbenen veranlaßt, ſich in dem Thiere niederzulassen. Die Kleider, der Turban, der Schild, die Juwelen werden der Glieder-



Der Ziege wird das Herz herausgerissen.

puppe vom Leibe gerissen und auf die Ziege gepackt, die jetzt die Verkörperung des Verſtorbenen iſt. Sie wird gefüttert, bis ſie nichts mehr aufnehmen kann; Wein und Branntwein werden ihr in den Hals gegoffen und große Schüſſeln mit allen möglichen Leckerien vor ſie hingestellt. Die weiblichen Verwandten widmen dem Thiere ihre zärtlichſte Zuneigung und vergießen Thränen über ihm, in der Ueberzeugung, daß es den Geiſt ihres verlorenen Beſchützers enthält. Mit Speiſe vollgepfropft und durch den Alkohol betäubt,

unterwirft sich das Thier gefühllos und regungslos den wilden Liebesungen, Gebeten und Salaams, die über dasselbe ausgegossen werden.



Übung des geopferten Yaks.

Wieder fängt das Fischen, Pfeifen und Kreischen an, und man stürzt auf das Thier los, das bei den Hörnern, dem Schwanz und überall, wo es gepackt werden kann, ergriffen und gestoßen, geschlagen und endlich zum Dorfe hinausgejagt wird, nachdem ihm Kleider, Schild, Schwert, Turban und Schmuckfächer vom Rücken gerissen worden sind. Es wird schließlich den Hunyas übergeben, die bei diesen Gelegenheiten aus der Einfalt der Schokas Vortheil ziehen und die es niederwerfen, ihm den Leib aufschlagen und das Herz herausreißen oder dieses mit einem schnellen Ruck umdrehen, der augenblicklich tödtet.

Diese Methode wird bei Schafen oder Ziegen angewendet. Wenn ein Yak geopfert wird, so finden fast die nämlichen Gebräuche statt, bis zu dem Augenblick, wo die Puppe ihrer Kleider

beraubt und der Yak mit denselben bekleidet wird. Er wird ebenfalls geschlagen und herumgezogen und auf dem Gipfel eines Berges verlassen, während die Menge ihm nachruft: „Geh! Geh! Wir haben dich gefeiert, verehrt und gefüttert! Wir haben alles, was in unsern Kräften stand, für dein Wohlergehen gethan. Mehr können wir nicht thun! Jetzt geh!“ Hiermit wird der Yak mit der in ihn hineingetriebenen Seele seinem Schicksal überlassen, und sobald die Schokas fortgegangen sind, wird er von den Tibetanern, gegen deren Glauben es geht, einem Yak Blut zu entziehen, in einen Abgrund getrieben. Bei dem verhängnißvollen Sprung wird das Thier in Stücke zerschmettert, und die Tibetaner sammeln die Ueberreste und essen sich an dem geschätzten Fleische ihres geliebten Yak voll.

Wenn alles vorüber ist, wird dem Todten etwas von seinem Besitze zurückerstattet, und einzelne Gegenstände, wie messingene Schalen, eine Flinte, ein Schild oder Schwert, werden in eine heilige Höhle gelegt, die niemand durch Fortnahme eines Gegenstandes zu entweihen wagt. Diese Höhlen liegen hoch oben an den Abhängen der Berge und sollen voll von heiligen Opfern sein, die sich während der Jahrhunderte dort angehäuft haben.

Behntes Kapitel.

Abschied von Indien.

Der Tag meiner Abreise kam. Es war nach Sonnenuntergang, als sich vor meiner Wohnung ein Haufen Schofas versammelte. Ich sagte meinem Wirthe Zeheram, seiner Frau und seinen Kindern Lebewohl, die mit Thränen in den Augen glückliche Reise wünschten.

„Salaam, Sahib, Salaam!“ wiederholte Zeheram schluchzend, indem er seine Hand respektvoll an die Stirne führte.

„Du weißt, Sahib, daß ein Pferd zu einem Pferde geht, ein Tiger zu einem Tiger, ein Yak zu einem Yak und ein Mann zu einem Manne. Eines Mannes Haus ist eines andern Mannes Haus, gleichviel ob die Farbe unserer Haut verschieden ist oder nicht. Deshalb danke ich dem Himmel, daß du Obdach unter meinem bescheidenen Dache genommen hast. Es muß dir unbehaglich gewesen sein, denn ihr Sahibs seid alle reich und an Luxus gewöhnt. Ich bin nur ein Händler und Bauer. Ich bin arm, aber ich besitze ein Herz. Du hast, anders als andere Sahibs, immer freundlich zu mir und zu uns Schofas allen gesprochen. Wir fühlen, daß du unser Bruder bist. Du hast uns Geschenke gegeben, aber wir hatten sie nicht nöthig. Das einzige Geschenk, das wir von dir wünschen, ist, daß du, wenn du das Ende deiner gefährlichen Reise erreichst, uns eine Botschaft schickst, daß du dich wohl befindest. Wir wollen alle für dich Tag und Nacht beten. Unsere Herzen sind betrübt, daß du uns verläßt.“

Dies war von dem rauhen, alten Burschen, den ich wirklich liebgewonnen hatte, rührend, und ich sagte ihm, ich hoffte, daß ich eines Tages im Stande sein würde, ihm seine Freundlichkeit zu vergelten.

Als ich die Stufen hinabstieg, gab es auf dem Hofe ein großes Gedränge. Jeder wollte mir Lebewohl sagen. Die Männer nahmen meine rechte Hand in ihre beiden Hände und führten sie an ihre Stirn, indem sie Worte der Betrübniß über meine Abreise murmelten. Die Frauen streichelten sanft mein Gesicht und wünschten mir: „nikutza, gehe gut! lebe wohl!“

Es sind die Schokagebräuche beim Abschied von Freunden, die in ein entferntes Land gehen.

Von einer wirklich betrübten Gesellschaft an der Hand geführt, schritt ich dem schmalen, steilen Abstieg zur Tschongurbrücke zu, der in die hohen Lehmwände eingeschnitten ist. Unterwegs wollte ich mich noch in Ratschi's Wohnung verabschieden, aber er war bereits vorausgegangen.

Einen betrübtern Zug konnte man sich nicht vorstellen. Das schwache Licht des Neumonds vermehrte die Traurigkeit noch, und bei jenem eigenthümlichen Geräusch verhaltener leiser Schritte war mir zu Muth, als wenn ich meinem eigenen Leichenbegängniß beivohnte. Ich bat sie, nach ihren Wohnungen zurückzukehren. Einer nach dem andern kam, meine Füße zu umarmen und meine Finger zu halten, dann gingen sie, das Gesicht in den Händen verbergend, auf dem steilen Pfade hinauf und verschwanden allmählich, kleiner und kleiner



Ratschi und seine Verwandten.

werdend, geisterhaft in der Ferne. Einige zwanzig oder dreißig jedoch bestanden darauf, mich zum Flusse hinabzubegleiten. Ich stieß auf die aufgeregte Gestalt einer alten Frau, die ihr Haar zerraupte und jämmerlich weinte. Sie warf sich mir zu Füßen und flehte mich an, für ihren Sohn Sorge zu tragen. Es war Katschi's betrübtete Mutter. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, ebenso den trostlosen Vater, den guten alten Junia, der gekommen war, um mir zärtlich Lebewohl zu sagen, während ihm die Thränen die Backen hinunter-rannen.

„Wo ist Euer Sohn?“

„Du wirst ihn ein wenig weiter unten finden, Sahib.“

Ich fand ihn mit vier andern in einem Haufen am Boden liegend. Einer von ihnen versuchte aufzustehen und rief aus: „Katschi, steh' auf, hier ist der Sahib“, fiel aber dann wieder um. Katschi gab kein Lebenszeichen von sich, und ich entdeckte, daß sie in einem Zustande hoffnungslosen Kausches waren. Arm in Arm lagen sie da, wie sie hingefallen waren, und schliefen.

Neben Katschi lag Dola, sein Onkel, der in der vierfachen Eigenschaft als Dolmetscher, Träger, als Diener Katschi's und als Koch angestellt war, in welcher letzterer Kunst er nach Schoka-Art ein wahrer Meister war, dessen Ruhm sich über ganz Bias verbreitet hatte. Er war deshalb ein Schatz, den man nicht leichtsinnig aufgeben durfte, und ich mußte jetzt, wo ich schnell und entschieden handeln wollte, ernstlich erwägen, ob ich vorwärts gehen sollte, während zwei der wichtigsten Schauspieler in meinem Stück unfähig waren. Würde ich, durch diese halben Leichen behindert, im Stande sein, ungeesehen an der aufmerksamen tibetanischen Wache bei der Tschongur-Brücke, nur wenige hundert Meter von hier, vorüberzukommen?

Ich beschloß, es zu versuchen. Indem ich auf jeder Seite einen unter dem Arme ergriff, stützte ich sie und hielt sie aufrecht. Es war kein leichtes Stück Arbeit, und ich fühlte, wie unsere Geschwindigkeit mit jedem Schritte zunahm, während ich mit meinen taumelnden

Genossen den steilen, schlüpfrigen Pfad hinabstieg. Mit halsbrecherischer Schnelligkeit erreichten wir den Fuß des Hügels, und da der Pfad am Rande des Wassers schmal war, war es ein Wunder, daß wir nicht alle drei im Fluß ein unfreiwilliges Bad nahmen. Als wir so plötzlich anhielten, fielen meine beiden Schützlinge wieder gänzlich in sich zusammen, und ich war so erschöpft, daß ich mich hinsetzen und ausruhen mußte.

Katschi Ram hatte einen lichten Augenblick. Er sah um sich und erblickte mich zum ersten mal an diesem Abend.

„Sahib, — ich — bin — be—trunken“, preßte er heraus, indem er zwischen jedem Worte eine lange Pause machte.

„Und ob!“ sagte ich.

„Wir Schokas haben diese böse Gewohnheit“, fuhr er fort. „Ich mußte mit allen meinen Verwandten und Freunden Tschötti trinken, bevor ich zu dieser langen Reise aufbrach. Sie würden beleidigt gewesen sein, wenn ich nicht mit jedem einen Becher Wein getrunken hätte. Ich sehe jetzt alles im Kreise herumgehen; bitte, stecke meinen Kopf in kaltes Wasser. O, der Mond tanzt umher und ist jetzt unter meinen Füßen!“

Ich erfüllte seine Bitte und gab sowol seinem als auch Dola's Kopf in dem eisigen Kali eine Taufe.

Dies hatte die unglückliche Wirkung, sie in einen so festen Schlaf zu versetzen, daß ich glaubte, sie würden nie wieder erwachen. Einige der nüchternen Schokas erbaten sich, die beiden hilflosen Leute auf dem Rücken zu tragen. Wir verschwendeten die kostbare Zeit, und der Himmel bewölkte sich unterdessen.

Als der Mond hinter dem hohen Berge verschwunden war, ging ich voraus, um zu recognosciren. Ueberall Finsterniß, nur hier und da flimmerte ein glänzender Stern am Himmel. Ich kroch nach der Brücke und horchte; kein Ton, kein Licht am entgegengesetzten Ufer, alles still, jene Todtenstille der im Schlaf liegenden Natur und des schlafenden menschlichen Lebens.

Ich betrat die Brücke. Sie ist mit Hilfe eines großen Felsblocks in der Mitte des Stromes, der als Pfeiler dient, über den Fluß gespannt. Eigentlich sind es also zwei Brücken, die durch den Felsblock verbunden sind. Ich ging vorsichtig über den diesseitigen Theil, stand auf dem Felsen, der die schäumenden Wasser trennt, still, um wieder zu horchen, und bemühte mich, die Finsterniß zu durchdringen. Kein Wesen war zu sehen, kein Ton zu hören. Ich schritt über den Felsen und ging auf die andere Hälfte der Brücke zu, als ich zu meinem Entsetzen fand, daß diese zerstört war. Dieser Theil war ganz zusammengestürzt; mit Ausnahme eines langen Balkens, der noch mit seinem einen Ende unten in dem reißenden Wasser hin- und herschwankte, und einiger Bretter war alles fortgespült worden.

Ich kehrte zu meinen Leuten zurück.

„Wir müssen unsern Weg auf dieser Seite des Flusses fortsetzen“, flüsterte ich ihnen zu. „Die Tibetaner haben die Brücke zerstört.“

„Der Pfad ist bezeichnet“, antworteten sie, „aber bei Nacht ist er ungangbar.“

„Thut nichts, wir müssen gehen. Vorwärts!“ Damit stellte ich mich an die Spitze des lautlosen Zuges.

Wir gingen ungefähr zwei Kilometer. Wieder ein anderes Dilemma. Katschi und Dola schliefen noch fest, die andern, von der Anstrengung des Tragens ermüdet und angegriffen, wünschten zurückzukehren. Der Himmel war jetzt über und über bewölkt, und es fing an zu regnen.

Ich fühlte, daß es nutzlos gewesen wäre, auf meinem Willen zu bestehen. Nachdem ich dafür gesorgt hatte, daß die beiden betrunkenen Geschöpfe unter einem Schuppen platt auf den Boden gelegt und gut zugedeckt wurden, kehrte ich nach Garbyang zurück, mit der Absicht, kurz vor Sonnenaufgang, wenn die Trunkenbolde wahrscheinlich im Stande sein würden, allein zu gehen, von neuem aufzubrechen. Unter dem stets gastfreundlichen Dache Dr. Wilson's fand ich Unterkunft.

Um vier Uhr morgens, ehe die Sonne aufging, brach ich von

neuem in größter Eile auf. Ich ging schnell nach der Stelle, wo ich die beiden Betrunknen gelassen hatte. Sie waren verschwunden.

Der Weg war schlecht und gefährlich; er führte hart an Abgründen hin und war kaum breit genug, um darauf stehen zu können. Wir kamen an eine Stelle, wo der schmale Pfad aufhörte. Vor uns war ein Felsen, der senkrecht wie eine Mauer zum Kali abfiel. Das hier



Die Tschongur-Brücke vor der Zerstörung.

abtropfende Wasser des schmelzenden Schnees, von welchem auf dem Gipfel des Berges eine dicke Schicht zu liegen schien, hatte die Oberfläche des Felsens allmählich ganz glatt gemacht. Auf der andern Seite setzte sich der schmale Pfad wieder fort.

Dieser und andern gefahrvollen Stellen ist es zuzuschreiben, daß diese Route auch von den Eingeborenen nur sehr selten benutzt wird. Der übliche Weg liegt auf dem jenseitigen Ufer des Kali, in dem Gebiete von Nepal. Trotzdem besitzen einige Schokas auf diesem Ufer des



Flusses kleine Landparzellen, und sie waren es, die in frühern Jahren ein Auskunftsmitglied erdacht haben, um das Hinderniß, vor dem ich jetzt stand, zu überwinden.

Indem sie einen Mann an Stricken hinunterließen, gelang es ihnen, zwei parallele Reihen von kleinen Höhlungen in dem Felsen anzubringen, von denen die obere 1,8 Meter über der untern war. Die Löcher wurden in Zwischenräumen von etwa 1 Meter längs jeder Linie angebracht; an den obern sollte man sich mit den Händen halten, die untern sollten die Füße stützen; keins dieser Löcher war tiefer als ein paar Centimeter.

Der Uebergang war zu jeder Zeit gefährlich, gerade damals aber fast unmöglich, weil der leichte Regen, der sich eingestellt, den Felsen glatt und schlüpfrig wie Glas gemacht hatte. Aber es mußte gewagt werden, um jeden Preis. Mit der Miene erheuchelter Sicherheit zog ich daher meine Stiefel aus und ging voran.

Ich konnte mich nicht umsehen, denn ich hing mit dem Körper an der Wand, mit Zehen und Fingern nach Halt tastend. Die Höhlungen waren so flach, daß das Vorwärtskommen mühsam und gefährlich war. Wenn ich mit den Zehen des rechten Fußes in einem Loch festzustehen schien, ließ ich den rechten Arm am Felsen entlang gleiten, bis die Finger einen festen Griff in der Höhlung erlangt hatten, welche direct über der lag, in der die Zehen waren. Dann mußte der ganze Körper von links nach rechts geschoben werden, wodurch der linke Fuß und die linke Hand nahe an die rechten gebracht wurden, indem so die Last des Körpers auf die linke Seite übertragen wurde, um den rechten Fuß und Arm für die nächste Vorwärtsbewegung freizumachen. So manövrirte ich weiter, bis ich die andere Seite erreichte und auf dem schmalen Pfade anlangte, der selbst nur etwa 15 Centimeter breit war.

Nachdem Ichanden sich meine und seine Schuhe über die Schultern gebunden hatte, unternahm er barfuß dasselbe Wagniß. Wenigleich ohne persönliche Gefahr für mich, waren die Augenblicke, während er mit von Kälte und Furcht halb gelähmten Zehen und



Fingern nach dem Wege tastete, ebenso aufregend für mich wie die vorhergegangenen. Aber auch er kam sicher und heil hinüber, und das übrige war verhältnißmäßig leicht.

Jetzt war es an der Zeit, nach Spuren von Katschi und Dola zu forschen, die uns vorangegangen zu sein schienen. Ich war froh, als ich etwas weiter frische Fußspuren, ohne Zweifel die der beiden Schokas, fand. Der Weg führte auf und ab, fast immer an steilen Abhängen entlang, und war überall gefährlich schmal, hier und da gab es kleine Strecken auf wackeligen Balken. An einer Stelle zwang uns die zerklüftete Wand, zur höchsten Spitze des Felsens emporzusteigen und auf allen Vieren über eine Art Brücke zu kriechen, die aus Baumästen gemacht und in einem Winkel von 60° über einen Abgrund von über hundert Meter Tiefe gespannt ist.

Ich fand einen weißen Wollfaden über dieses primitive Bauwerk gelegt, was ein Gebrauch der Schokas zu sein scheint, wenn einer ihrer Verwandten oder Freunde fern vom Heimatdorfe den Tod findet. Sie glauben, daß die Seele während der dunkeln Nacht wandert und nach dem Geburtsorte des Verstorbenen zurückkehrt, wobei diese weißen Fäden an gefährlichen Stellen, die der Pfad kreuzt, den Weg zeigen.

Nachdem wir den Pfad mehr als einmal verloren hatten, befanden wir uns unten am Ufer des Kali und waren gezwungen, mehr als hundert Meter über Sand und Geröll emporzuklimmen, nur, um den Pfad wiederzugewinnen.

Endlich kamen wir in Nabi an. Dort fand ich meine Lasten in gutem Zustand, die auf dem bessern Wege auf der nepalesischen Seite, bevor die Tibetaner die Tschongur-Brücke zerstört hatten, herübergebracht worden waren. Auch Katschi und Dola, die sich von ihrem Raufch erholt hatten, fand ich hier. Vielleicht um ihr schlechtes Benehmen wieder gut zu machen und wahrscheinlich, um mich dasselbe übersehen oder vergessen zu lassen, hatten sie, wie es schien, die Eingeborenen veranlaßt, mich mit besonderer Herzlichkeit zu bewillkommen.

Ich wurde unter Aufwand großer Gastfreundschaft aufgefordert, die Nacht in ihrem Dorfe zuzubringen.

Mit einiger Feierlichkeit wurde ich zu einer primitiven Leiter mit sehr roh hergestellten Stufen geführt und mit Hülfe von oben und unten auf ein flaches Lehndach hinaufgeschoben. Hier war ein Zelt aufgeschlagen, dessen Boden als Lager für mich mit Matten und



Schola-Haus mit primitiver Leiter.

Decken belegt war. Kaum hatte ich mich niedergelassen, als eine Schar von Männern, Frauen und Kindern ankam, die Schalen mit einem reichen Mahle von Reis, Fleisch, Balab (gekochte Buchweizenblätter), saurer und süßer Milch, geröstetem Korn mit Zucker, Tschapatis, Süßigkeiten, einheimischem Wein und Branntwein trugen.

Während des Mahls wurde Thee verschiedener Art servirt. Da war chinesischer und indischer Thee, Thee mit und ohne Zucker gekocht, Thee mit Milch und Thee mit Butter und Salz, heller und dunkler

Thee, süßer und bitterer Thee — wirklich, es war so viel Thee, daß ich, so sehr ich ihm sonst ergeben bin, in diesem Augenblick doch wünschte, daß kein Theeblatt jemals gepflückt worden wäre!

Ich untersuchte eine junge Frau, die sich einen Rückenwirbel schlimm verletzt und theilweise gebrochen hatte, als Dr. Wilson plötzlich auftauchte und dem armen Geschöpf die geringe Erleichterung verschaffte, die in ihrem Zustande möglich war und die sie von mir vergebens erhofft hatte. Neben dem Vergnügen, das mir seine Gesellschaft bot, war er mir noch aus andern Gründen willkommen. Er hatte sich angeboten, meine Expedition einige Tagemärsche nach Tibet hinein zu begleiten, und ich war froh, ihn bei mir zu haben.

Wir drangen sobald als möglich auf dem Wege zwischen Nabi und Kuti vor. Die Reise war ganz ereignislos. Die Schneebrücken und Schneefelder, die so hinderlich waren, als ich zuerst diesen Weg ging, waren geschmolzen und gänzlich verschwunden. Selbst in Nabi trug sich wenig zu. Nur den folgenden Zwischenfall muß ich erwähnen, weil er als Illustration für das seltsame Mißtrauen und die Abneigung dienen kann, die ich überall gegen meinen photographischen Apparat vorfand.

Ich war im Begriff, den Ort zu verlassen, als eine hübsche Frau, die ich vorher nicht bemerkt hatte, mich unter hysterischem Schluchzen anredete; sie war mir unverständlich, aber sie machte deutlich den Eindruck des Leidens.

„Du hast mein Kind getödtet, und jetzt wirst du meinen Mann tödten“, klagte sie, als sie im Stande war, zu sprechen. Es fiel mir ein, daß ich bei meinem frühern Aufenthalt in Nabi eine Momentaufnahme von einem Kinde genommen, das oben auf einer Last saß, welche die Frau auf dem Rücken durch mein Lager trug und die ich, als sie sich beklagte, in der gewöhnlichen Weise, mit einem Geldstück, beruhigt hatte. Sie hatte ihre Last nach Kuti gebracht, wo sie sich vielleicht mit ihrem Erlöse gütlich gethan hatte, und auf dem Rückwege war sie mit ihrem Kinde nicht weit von jener Stelle, wo ich meine fast tragische Rutschpartie gehabt hatte, ausgeglitten und, weniger glück-

lich als ich, in den reißenden Strom gefallen. Sie vermochte sich an den Felsen anzuklammern und wurde schließlich gerettet; aber das Kind war von Fels zu Fels gerissen worden und unter einem Schneetunnel verschwunden.

„O Sahib“, rief die Frau, „wenn du uns nicht, ehe wir fortgingen, durch die Augen (die beiden Objective) deines schwarzen Kastens



Die Photographie, die den Tod des Kindes verursachte.

(des photographischen Apparates) angeblickt hättest, würde ich mein Kind nicht verloren haben!“

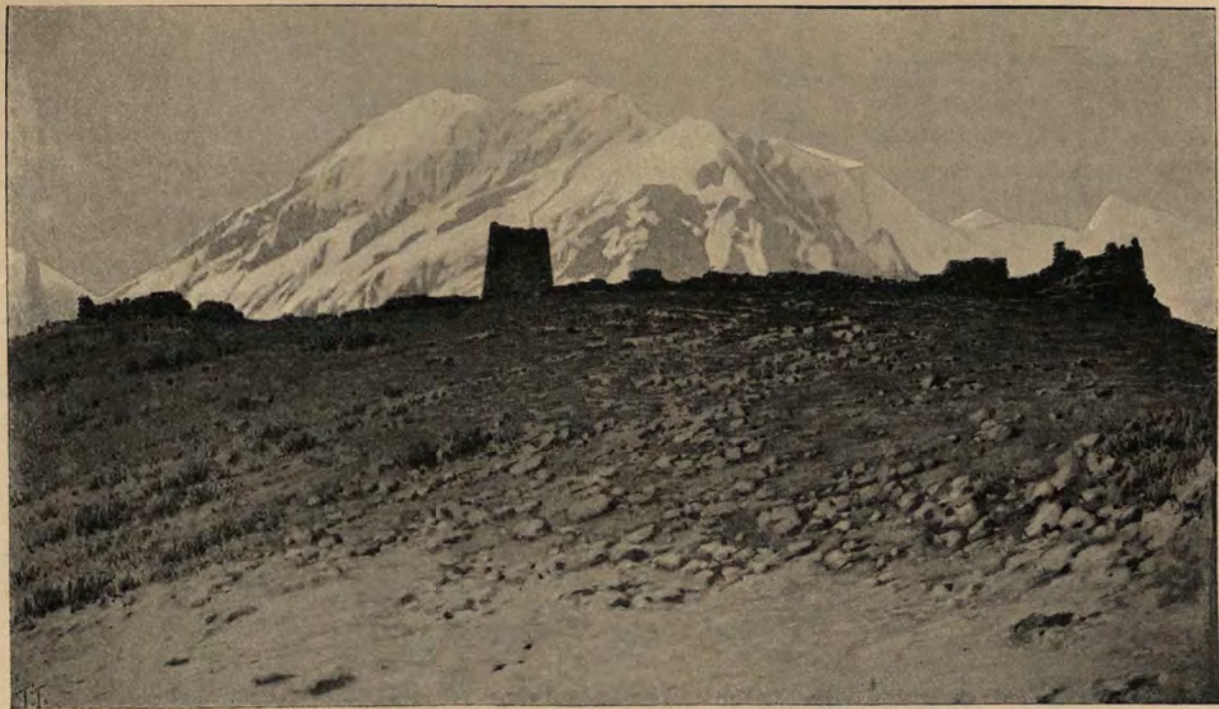
„Und was ist's mit deinem Mann?“

„O, den wirst du auch tödten!“

„Ich kenne deinen Mann ja gar nicht. Jedenfalls verspreche ich dir, daß ich ihn mit diesen Augen nicht anblicken werde.“

„Das ist es nicht, Sahib; aber er kommt mit dir nach Tibet. Er trägt eine von deinen Lasten. Ihr werdet dort alle umkommen.“

Sie zeigte ihn mir: einer der stärksten unter den Trägern, die ich bei mir hatte und der am meisten darauf bestand, mich begleiten zu dürfen.



Schloßruine in Ruti.

Jedenfalls war er zu gut, um ihn zu verlieren, und ich war daher nicht willens, wegen der Thränen dieser guten Frau meinen Anspruch auf ihn aufzugeben. So tröstete ich sie, so gut ich konnte, versprach, gut für ihn zu sorgen und ihn unter keinen Umständen zu photographiren.

In Kuti hatten Dr. Wilson und ich einige Stunden damit zu thun, die Vorräthe, die ich gekauft hatte, abzuwiegen und in gleich schwere Lasten zu packen; es waren im ganzen 14 Munds (circa 500 Kilogramm) Mehl, Reis, Ghur, rother Pfeffer (15 Kilogramm), Miseri, Ghi (Butter) und eine große Menge Satu (Hafermehl) und geröstetes Korn. Dazu kam der Proviant an Konserven in Büchsen, den ich von London mitgebracht hatte.

Um meinen Trägern keinen Grund zur Klage zu geben, erlaubte ich ihnen, ihre Schuhe, Decken u. s. w. selbst auszuwählen, und that alles, was in meiner Macht stand, sie zu befriedigen, weil die Lasten außerordentlich schwer zu werden drohten. Schließlich fand ich, daß, selbst nachdem ich auf alles verzichtet hatte, was irgendwie entbehrt werden konnte, doch noch für wenigstens zwei starke Männer zu tragen übrigblieb. Jeder verfügbare Schoka hatte sich der Gesellschaft angeschlossen, und kein Reizmittel, das ich anwandte, war im stande, mir mehr Freiwillige zuzuführen. Ich war durchaus nicht willens, länger zu zögern, und schon entschlossen, die beiden Extralasten noch einmal unter die Träger, die ich hatte, zu vertheilen, als zwei Hirten auftauchten, halb verhungert, mit langem, ungekämmtem Haar und mit weiter nichts bekleidet als einem Korallenhalsband und einem silbernen Armring. Ich warb sie schnell an und kleidete sie. Obgleich der eine nur ein Knabe war, beschloß ich, mich auf das Glück und auf Dr. Wilson's Versicherung zu verlassen, daß er zähe genug und brauchbar sein würde.

Hierdurch wurde meine kleine Streitmacht auf die Stärke von dreißig Mann gebracht, und nun konnte ich ruhig aufbrechen.

Elftes Kapitel.

Zum Dach der Welt.

Bevor ich Kuti verließ, besichtigte ich noch das alte Schloß, das etwa 300 Meter südlich vom Dorfe auf einem kleinen Hügel liegt. Mit Ausnahme eines viereckigen Thurmes, der von den Eingeborenen der Kuti Ker genannt wird, liegt es jetzt in Trümmern, aber man kann die Fundamente des ganzen Bauwerks noch deutlich sehen. Die Eingeborenen konnten mir über das Bauwerk keine andere Auskunft geben, als daß es einst ein stark befestigter Königspalast gewesen sei.

Als ich nach dem Lager zurückkehrte, war endlich alles fertig, und nach endlosem Verdruß mit einigen meiner Leute, die schon wieder ungewiß waren, ob sie mich auf meiner Reise begleiten sollten oder nicht, machte ich mich auf den Weg. Das Dorf Kuti ist das höchste in Bias; es liegt in einer Höhe von 3940 Meter.

Der Weg war jetzt ziemlich frei von Schnee und Eis mit Ausnahme einiger Stellen, wo wir ausgebreitete schneebedeckte Abhänge zu überschreiten hatten.

Auf einem von diesen hatten wir unsern ersten Unfall. Ein Kuli, der einen großen Topf mit Butter in der Hand trug, stürzte. Zum Glück glitt er nicht weit hinab, aber wir wurden bitter enttäuscht, als wir sahen, wie unser kostbarer Topf ins Wasser rollte und für immer verschwand.

In einer Höhe von 3980 Meter schlugen wir das Lager auf. Spät am Abend, als meine Leute Holz sammelten, um ein großes



Ausläbige.

Feuer zu unterhalten, um das wir herumsaßen, kamen zwei Kulis, die mit der Weisung, uns zu folgen, in Kuti zurückgelassen worden waren, mit ihren Lasten an.

Es waren zwei seltsame Charaktere. Der eine war traurig und mürrisch, der andere lebhaft und gesprächig; sie gaben vor, Radschputen zu sein.

„Du siehst“, rief der fröhliche Kuli, „ich bin klein, aber ich fürchte nichts. Wenn wir nach Tibet hinübergehen, werde ich mit einem spitzen Stocke vorangehen und alle Tibetaner verjagen. Ich habe keine Furcht vor ihnen. Ich habe Muth, es mit der ganzen Welt aufzunehmen!“

Da ich den Werth dieser Art Reden von seiten der Eingeborenen kenne, stopfte ich ihm den Mund und schickte ihn fort, Holz zu holen.

Der mürrische Bursche interessirte mich mehr. Er äußerte nur selten ein Wort, und wenn er es that, sprach er nicht vergnügt, augenscheinlich in tiefes Nachdenken versunken, aus dem er seinen Geist nur mit großer Anstrengung zu reißen schien. Er sah jämmerlich krank aus. Unbeweglich und sprachlos sah man ihn, wie in Verückung, auf einen bestimmten Punkt starren. Seine Gesichtszüge waren sehr fein und regelmäßig, aber seine Haut hatte jene abscheuliche, glänzend weißliche Färbung, wie sie den Ausfägigen eigen ist.

Ich wartete auf eine Gelegenheit, seine Hände zu untersuchen, auf denen er saß, um sie warm zu halten. An den zusammengezogenen Fingern findet man die ersten sichersten Symptome des Ausfages, jener schrecklichsten aller Krankheiten. Ich forderte den Mann auf, sich näher an das lodernde Feuer zu setzen. Er kam und hielt seine offenen Handflächen gegen die flackernden Flammen. Mein Verdacht war nur zu richtig. Seine Finger, verzogen und gekrümmt, mit wunder Haut an den Gelenken, waren der traurige, aber überzeugende Beweis. Ich untersuchte seine Füße, auch daran waren dieselben Symptome.

„Wie heißt du?“ fragte ich ihn.

„Man Sing“, sagte er trocken und verfiel wieder in seine Träumerei.

Das knisternde Feuer war im Erlöschen, als plötzlich ein stämmiger Tibetaner erschien, tief gebückt unter der schweren Last eines ungeheuern Baumstammes, den er auf dem Rücken trug. Er kam näher und warf das Holz auf das Feuer.

Das war wieder ein anderer Charakter. Stark wie ein Ochse, hatte dieser ein seltsames Vorleben gehabt. Er war seinerzeit ein wohlbekannter Bandit in der Gegend von Thassa gewesen. Viele Menschen



Man Sing, der Ausfällige.

soll er uns Leben gebracht haben, und als er fand, daß sein eigenes in seinem Vaterlande in Gefahr war, hatte er sich auf der englischen Seite der Grenze niedergelassen und verschiedene Frauen geheirathet, die er mißhandelte und nacheinander fortjagte. Seinen letzten Familielhändeln hatte ich es zu verdanken, daß er in meinen Dienst gekommen war. Seine abnorme, für das Tragen von Lasten so werthvolle Kraft war seine einzige Empfehlung bei mir gewesen. Im Lager war er unter dem Namen Daku, der Räuber, bekannt.

Als ich meine andern Leute inspicirte, mit denen ich noch kaum bekannt geworden war, belustigte und interessirte mich die sonderbare Mischung von Geschöpfen, aus denen meine Bande bestand. Da waren Jumlis mit ihrem üppigen schwarzen Haar, das in kleinen Flechten und einem Haarbüschel über den Kopf gebunden war wie bei den Koreanern. Da waren Tibetaner, Schokas aus Bias, Kongbas, Nepalesen, Kadschputen und Totolas. Dann gab es einen Brahminen, zwei eingeborene Christen und einen Johari. Dazu kam Dr. Wilson. Welches Chaos von Sprachen und Dialekten!

Spaßhaft war, daß jede einzelne Kaste dieser bunten Schar auf alle andern herabsah. Daraus folgte vom ersten Tage an Trennung bei den Mahlzeiten, und das Lager wurde von ebenso vielen brennenden Feuern belebt, als es Kasten unter meinen Begleitern gab. Mir war dies ganz recht, da es mir eine Art von Garantie schien, daß sie sich nie alle zusammen zu einer Meuterei gegen mich verbinden würden.

Der arme Man Sing, der Ausfägige, zitterte vor Kälte. Er war nicht im stande gewesen, sich in Kuti eine Decke und Schuhe zu kaufen, und hatte anstatt dessen das Geld für Taback ausgegeben. Dr. Wilson und ich erbarmten uns seiner. Wir hatten noch den Abend vor uns; so holte ich den Stoff heraus, den ich in Kuti gekauft hatte, und wir fingen an, mit Schere und Nadel einen neuen Anzug für den armen Kerl zuzuschneiden und zu nähen. Der Doctor besorgte das Zuschneiden und ich das Nähen. Ich kann nicht behaupten, daß ein Schneider von Profession nicht etwas besser Passendes zu stande gebracht haben würde, aber die neuen Kleider saßen im allgemeinen nicht schlecht. Die einzige Unbequemlichkeit war die seitwärts zu schließende Tasche. Ich hatte keine Knöpfe und war deshalb genöthigt, den Rock auf dem Manne selber zuzunähen.

Am nächsten Morgen um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr verließen wir das Lager. Hohe Berge ragten zu beiden Seiten von uns auf. Wir folgten dem Kuti, der hier von Westen nach Osten fließt. Auf der andern Seite des Kuti waren hohe senkrechte Felsen von einem lebhaft roth gefärbten

Gestein mit blauen horizontalen Schichten, über denen eine Reihe sehr spitzer Gipfel emporragte.

Wir durchwateten drei Nebenflüsse des Kali; dann kamen wir an einen reißenden, tiefen Fluß, dessen Ueberschreitung uns große Mühe machte. Es war schon gegen Mittag, und der Strom, der von den schmelzenden Schneemassen gespeist wurde, stieg jeden Augenblick.

Zwei Kulis, die ich zuerst hineinschickte, erreichten die Mitte, wo ihnen das Wasser bis ans Kinn ging. Sie verloren den Halt und waren einen Augenblick hülflos und in Gefahr, fortgerissen zu werden. Die Lasten, die sie auf dem Kopfe trugen, waren theilweise verdorben, als es uns gelang, sie wieder ans Ufer zu bringen. Die andern Leute wurden dadurch abgeschreckt, und als sie sich nach einiger Zeit entschlossen, hinüberzugehen, war der Fluß so gestiegen, daß es unmöglich war, anders als durch Schwimmen auf das jenseitige Ufer zu gelangen; hiervon konnte aber wegen der Lasten keine Rede sein.

Wir mußten nun den Lauf des Stromes zwei Kilometer weit aufwärts verfolgen, bis wir zum Glück eine ziemlich unsichere, doch passbare Schneebrücke fanden, auf welcher meine Leute und Güter ihren Uebergang bewerkstelligten. Wir nahmen unsern Kurs am Kuti wieder auf. Trotz der bedeutenden Höhe trafen wir große Flächen voll rother, violetter, weißer und leuchtend gelb gefärbter Blumen, die malerische, beständig wechselnde Effecte hervorbrachten.

Auf einem kleinen Pässe von 4500 Meter angelangt, führt der Weg nach Darma am Jolinkan über den Lebung-Paß. Es ist eigentlich nur ein Steig für Ziegen, beschwerlich und ermüdend, ausgenommen im Monat August, wo nur noch geringe Schneemengen vorhanden sind.

Der Jolinkan-Fluß, der auf dem Schneefelde östlich vom Lebung- oder Jolinkan-Passe entspringt, mußte jetzt überschritten werden. Der stämmige Daku, der stets bereit war, sich nützlich zu machen, hob mich wie eine Feder auf seinen Rücken und bewahrte mich so davor, höher als bis über die Knie in das bitterkalte Wasser einzutauchen, wogegen es ihm bis an den Hals reichte. Links vom Wege, der in



Man Sing,
der Ausföhige.

H. S. Randor.

Ischanden Sing,
der Expolizist.

Der Verfasser und seine zwei treuen Geföhrtten.

eine Höhe von 4550 Meter hinaufgestiegen ist, liegt 25 Meter über ihm ein kleiner, wunderschöner See von 500 Meter Länge und 400 Meter Breite. Sein Wasser, in dem sich die hohen Schneegipfel ringsum widerspiegeln, findet Abfluß in einem kurzen, aber äußerst reißenden Flusse, der brausend in den Kuti strömt. Bald nachdem wir diesen See verlassen hatten, kamen wir an eine andere kleine Wasserfläche, neben welcher dreizehn eigenthümliche Pfeiler oder Säulen stehen, deren



Der Jolinkan- oder Lebung-Paß.

jede von dem ersten Tibetaner oder Schola errichtet worden ist, der den Paß während des Sommers überschreitet. Ein ebensolches Zeichen sieht man auch oben auf einem großen, aus dem Wasser des größern Sees hervorragenden Felsen.

Obgleich die Sonne schnell hinter den Bergen im Westen niederging, eilten wir vorwärts, um soweit als möglich in die Region des ewigen Schnees vorzudringen. Wir gingen noch über welligen Boden, und das Marschiren war weder schwierig noch mühselig, abgesehen von

den eisig kalten, sehr reißenden Bächen, die wir zu durchwaten hatten. Wir vermochten nicht wieder warm zu werden; denn von dem einen Bad noch durchnäßt und vor Kälte zitternd, mußten wir bald darauf den nächsten Bach durchwaten, und dies wiederholte sich des öftern, so daß wir unter der beständigen Kälte sehr litten.

Unter meinen Leuten herrschte große Unzufriedenheit über den langen Marsch, da ihre Füße von der Kälte erstarrt waren. Sie empörten sich fast, als ich sie an einem Lagerplatz, den sie ausgewählt hatten, nicht bleiben ließ, sondern ihnen befahl, den Marsch fortzusetzen. Drei Kilometer von dem Punkte, an dem sie halt machen wollten, überblickten wir ein großes, flaches Becken voll Steine und Kies, ungefähr einen Kilometer breit und anderthalb lang, das dem Anscheine nach früher ein See gewesen war. Es war von hohen, schneebedeckten Bergen umgeben und lag in einer Höhe von 4690 Meter. Es schien, als hätte die ungeheure Masse von Steinen und Kieseln, die der den See speisende Fluß mit sich geführt hatte, dessen Bett so erhöht, daß das Wasser in den Kuti abfloß. So wie ich ihn sah, bildete der Fluß ein ausgedehntes Delta mit nicht weniger als zwölf Armen, die sich in dem Becken wieder zu einem einzigen Wasserlauf vereinigten, bevor er sich in den Kuti ergoß.

Natürlich wählten wir die breiteren Stellen zum Durchschreiten, da wir annahmen, daß sie leichter sein würden als die schmalern. Wieder einmal mußte ich an diesem Tage Schuhe und Strümpfe ausziehen und durch das kalte Wasser waten. Es war ganz frisches Schneewasser und seine Temperatur wenig über dem Gefrierpunkt. Die Sonne war untergegangen, und es wehte schneidender Wind. Beim Uberschreiten der zahlreichen Arme des Flusses froh ich so an den Füßen, daß ich kaum stehen konnte; überdies war das Treten auf scharfkantige Steine unter dem Wasser und das Anstoßen mit den erstarrten Behen anfangs sehr schmerzhaft. Nach einer Weile waren meine Füße so gefühllos, daß ich einen eigentlichen Schmerz nicht mehr empfand, obgleich meine Fußsohlen und Behen bei jedem Schritt zerfanden

wurden. Nachdem ich fünf oder sechs Arme des Deltas hinter mir hatte, war ich außer Stande, mich länger auf den Beinen zu halten; ich fing an, sie stark zu reiben, bis die Erstarrung langsam, aber unter heftigen Schmerzen wieder nachließ.

Es ist merkwürdig, wie sehr ein bißchen Humor bei solchen Gelegenheiten hilft. Für einen Zuschauer, der nicht wie wir zu leiden gehabt hätte, würde der Anblick unserer Gesellschaft beim Ueberschreiten jenes Deltas höchst komisch gewesen sein. Der Ausdruck der Verdrießlichkeit auf den Gesichtern meiner Leute, von meinem eigenen nicht zu sprechen, würde den Unbetheiligten amüsirt haben. Das Entsetzen, das uns erfaßte, wenn wir, kaum aus dem einen gestiegen, immer wieder einen neuen Arm des Deltas vor uns auftauchen sahen, muß sich auf unsern Gesichtern gewiß in höchst drastischer Weise gezeigt haben. Unsere Fußbekleidung trugen wir auf den Schultern; wir stolperten und plätscherten in dem grünlichen Wasser umher, jetzt fiel dieser, dann jener, vor Schmerzen fluchend, auf einer der Inseln wieder, bis wir schließlich alle auf halbem Wege kampfunfähig waren. Trotz unsers nicht beneidenswerthen Zustandes, mit blutenden Füßen inmitten einer traurigen Oede, wurden meine Leute, die erst mürrisch gewesen waren, als ihnen ihr Wunsch abgeschlagen wurde, ganz gutmüthig und lustig, als ich sie mit ihren augenblicklichen Mühsalen neckte und sie sahen, daß es mir nicht besser ging. Als wir nach endlosem Reiben in unsere Gliedmaßen etwas Blutcirculation gebracht hatten, schickten wir uns an, die nächsten sechs Arme des Deltas zu überschreiten. Nach mehr als einstündiger Anstrengung konnten wir endlich unsere Fußbekleidung anziehen und empfanden dabei die wohlthuende Befriedigung, die aus dem Bewußtsein der Ueberwindung von Schwierigkeiten hervorgeht. Nie kann ich meine Freude vergessen über eine sonst kaum beachtete Annehmlichkeit — über ein Paar warmer Socken! Während ich diese Zeilen schreibe, durchlebe ich noch einmal das besondere Vergnügen, sie vorsichtig anzuziehen, und es wird mir für immer im Gedächtniß bleiben als Belohnung für die ausgestandenen Beschwerden.

Eine der hauptsächlichsten Schattenseiten des Reisens in hohen Regionen ist der Mangel an vegetabilischem Brennmaterial. Kein Baum, kein Strauch war in der Nähe unsers Lagers zu sehen. Die Natur trug hier ihr ödestes, dürftigstes Gewand. Da Holz fehlte, zerstreuten sich meine Leute, um den trockenen Roth von Yaks, Pferden und Schafen zu sammeln, der als Feuerung dienen sollte. Es war nicht leicht, dieses Material in Brand zu bringen; eine Schachtel Streichhölzer nach der andern wurde verbraucht und die vereinigte Kraft unserer Lungen hart in Anspruch genommen, um die Funken zu einer nur wenige Zoll hohen Flamme anzublasen. Auf diesem dürftigen Feuer versuchten wir Wasser ins Sieden zu bringen und unser Essen zu kochen, ein saueres Stück Arbeit in dieser Höhe. Die Küche war an jenem Abend nicht von der gewöhnlichen Vortrefflichkeit und machte dem Koch nur wenig Ehre. Wir mußten alles halb gekocht oder, um es genauer zu sagen, fast gänzlich roh essen. Es war eine bitterkalte Nacht mit starkem Schneefall; als wir am Morgen aufstanden, lag der Schnee einen halben Meter hoch rings um uns, und der blendende Glanz war für unsere Augen schmerzhaft.

Ich musterte meine Leute. Man Sing fehlte noch. Er war am Abend vorher nicht angekommen, und von dem Manne, den ich auf Suche nach ihm geschickt hatte, war auch keine Spur zu sehen. Ich war um Man Sing, der eine Last Mehl, Salz, Pfeffer und fünf Pfund Butter trug, besorgt und fürchtete, daß der arme Auszügige von einem der gefährlichen Flüsse fortgerissen worden sein könnte; und wenn auch diese Befürchtung vielleicht grundlos war, so mußte er doch draußen in der kalten Nacht allein, ohne Obdach, ohne Feuer sehr zu leiden gehabt haben!

Es war lange nach Sonnenaufgang, als ich mit Hilfe meines Fernrohrs die beiden Männer entdeckte, die auf uns zukamen. Eine Stunde später langten sie an. Man Sing war mehrere Kilometer hinter uns gefunden worden, in tiefem Schlafe neben dem leeren Buttertopfe liegend, dessen Inhalt er verzehrt hatte. Die Entdeckung



Unser Lager im Schnee.

dieser Mißthat verursachte im Lager die größte Entrüstung, denn Fett und Butter werden von den Eingeborenen, wenn sie über diese kalten Pässe gehen, als Wärme erzeugend sehr geschätzt. Er wurde fast das Opfer einer Lynchjustiz von seiten meiner erbosten Leute, und nur mit Mühe befreite ich ihn aus ihren Klauen. Um eine Wiederholung des Vorkommnisses zu verhindern, befahl ich dem Schuldigen, in Zukunft eine schwere Last von photographischen Platten und Instrumenten zu tragen, die nicht ganz so appetiterregend sein würden.

Ich nahm mein gewöhnliches Bad in dem kalten Fluß und rieb mich über und über mit Schnee ab. Das fand ich sehr stärkend, und wenn die Reaction eintrat, fühlte ich trotz der dünnen Kleider, die ich trug, eine behagliche Wärme durch den ganzen Körper.

Während wir lagerten, erschien eine Heerde von ungefähr 600 Schafen und mit ihnen einige Tibetaner. Da ich mein tibetanisches Zelt aufgestellt hatte, stürzten die Tibetaner darauf zu in der Erwartung, einen ihrer Landsleute zu finden. Ihre Verlegenheit war ergötzlich, als sie sich Dr. Wilson und mir gegenüberfahen. Eiligst nahmen sie ihre Pelzmützen vom Kopfe, legten sie auf den Boden und machten eine komische, knickende Verbeugung, als ob ihre Köpfe und Knie sich vermittels einer Feder bewegten. Dann streckten sie die Zunge in ihrer ganzen Länge heraus, bis ich ihnen ein Zeichen gab, daß sie sie zurückziehen könnten, da ich einige Fragen an sie richten wollte.

Die unerwartete Begegnung mit uns hatte sie sehr erschreckt. Sie zitterten vor Furcht am ganzen Körper, und nachdem ich so viel Auskunft aus ihnen herausgebracht hatte, als überhaupt in ihnen zu stecken schien, benutzte ich die günstige Gelegenheit, um einige ihrer fettesten Schafe zu kaufen. Als das Geld bezahlt war, gab es, ehe die Tibetaner sich entfernten, eine neue Ausstellung von Zungen und noch großartigere Salaams, während auf unserer Seite alle Mann bemüht waren, die soeben gekauften Thiere an der Rückkehr zur Heerde zu verhindern.

Auf unserm nächsten Marsche waren diese Thiere eine große Plage für uns; wir mußten sie den größten Theil des Weges zerren.

Katschi, der mit der Führung eines sehr widerspenstigen, starken Thieres betraut war, das ich meinen Leuten ausdrücklich zum Mittagessen versprochen hatte, wenn sie an diesem Tage einen langen Marsch machten, gerieth ganz außer Fassung, als er fand, daß das Schaf den Kopf aus der Schlinge gelöst hatte, an der er es zog, und daß es mit größter Geschwindigkeit nach der entgegengesetzten Richtung fortrante. Nun ist es wohlbekannt, daß das Laufen in hohen Regionen für den Menschen sehr beschwerlich ist, da die dünne Luft fast zum Ersticken bringt. Trotzdem jagte Katschi hinter dem entlaufenen Thiere her, und, von dem Freudengeschrei und den Zurufen meiner Leute angefeuert, gelang es ihm nach einer aufregenden Jagd, das Thier am Schwanz zu erwischen, ein Kunststück, das leichter zu beschreiben als auszuführen ist, denn die tibetaniſchen Schafe haben sehr kurze Stummelschwänze. Erschöpft fiel Katschi zu Boden, hielt aber mit beiden Händen den Flüchtling fest, bis das Thier an den Strick gebunden war.

Auf ziemlich welligem Boden stiegen wir allmählich zu einem Paß in 4750 Meter Höhe empor und dann folgten wir dem Kuti mit seinen hohen schneebedeckten Bergen im Westen und Osten. Die Schneelinie war in 4870 Meter Höhe. Noch immer waren rothe und weiße Blumen zu sehen, wenn auch nicht in solchen Mengen wie tiefer unten, auch beobachtete ich allerliebste, kleine schwarz und weiße Schmetterlinge. Dieselbe Schmetterlingsart fand ich in Tibet sogar in noch höhern Regionen.

Dann führte unser Weg über ein großes, mit Felsstücken und kleinern Steinen besäetes Feld. Diese Steine waren offenbar stark eisenhaltig. Meine Compaſse wurden sogleich beeinflusst und waren eine Zeit lang ganz unzuverlässig.

Wir kamen an einen merkwürdigen, flachen, kreisrunden Stein, der oben auf andern lag; er wurde mir als ein Wunder gezeigt. Nach einer unter den Schokas verbreiteten Sage hat einer ihrer Landsleute vor Jahrhunderten neben diesem Felsen halt gemacht und einen Tschapati gebacken, den er auf den Felsen legte. Als er sich an-

schickte, einen zweiten zu machen, bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß der erste sich in festen Stein verwandelt und einen ungeheuern Umfang angenommen hatte.

Ein paar Meter weiter wurde mir ein anderes Wunder gezeigt, eine große menschliche Hand, wie die Tibetaner und Schokas das Ding nennen, die nach der Legende dem Manne mit dem Tschapati angehört habe. Mit seiner ersten Erfahrung nicht zufrieden, hatte er



Die Schneelinie in 4870 Meter Höhe.

eine Hand auf den Felsen gelegt, wo sie versteinert und ins Riesenhafte vergrößert liegen blieb. Mit einigem Aufwand von Phantasie konnte ich eine gewisse Ähnlichkeit mit einer ungeheuern Menschenhand herausfinden. —

Kilometer um Kilometer marschirten wir über scharfzantige Steine; wir wateten durch ein zweites beschwerliches, reichlich anderthalb Kilometer breites Delta von acht Armen und quer über ein flaches Becken mit Riefeln und spitzen Steinen, bis wir endlich zu unserer großen

Freude auf weiches Grasland kamen, eine wohlthuende Erleichterung für unsere wunden Füße.

Der Kuti läuft hier durch ein weites Becken, das das Aussehen eines ehemaligen Sees hat, mit hohen senkrechten Felsen zur Linken, die den Eindruck einer mächtigen Mauer machen. Nach Nordwesten, wohin sich der Kuti wendet, wird das Becken breiter, während der aus Osten kommende Mangschan sich in der Mitte des Beckens mit dem erstern vereinigt.

Gerade vor mir stand das letzte Hinderniß, das ungeheure Rückgrat des Himalaja. War dieses einmal überschritten, so würde ich auf jenem hohen tibetanischen Plateau sein, das so zutreffend und anschaulich das „Dach der Welt“ genannt wird.

Brölftes Kapitel.

Im Schnee begraben.

Ich hatte von Kuti aus einen kräftigen Schofa Namens Nattu ausgesandt, um festzustellen, ob es möglich wäre, das Gebirge über den hohen Mangschan=Paß zu überschreiten, da ich in diesem Falle im stande gewesen wäre, ohne entdeckt zu werden, durch das Dschungel weit nach Tibet hineinzukommen. Ich würde so die große Anzahl von Soldaten umgangen haben, die, wie mir berichtet worden war, der Jong Pen von Taklakot am Lippu=Paß concentrirt hatte, um mein Eindringen in das Land zu verhindern. Und ehe sie Zeit gehabt haben würden, sich über meinen Verbleib klar zu werden, würde ich einen zu großen Vorsprung gehabt haben, als daß sie mich noch hätten finden können.

Nattu kam fast gleichzeitig mit uns im Lager an und hatte eine lange Leidensgeschichte zu erzählen. Er war den Berg halbwegs hinaufgekommen. Der Schnee war tief, und ungeheure, gefährliche Spalten waren im Eise. Beim Aufstieg war über seinen Weg eine Lawine niedergegangen, und nur mit genauer Noth war er mit dem Leben davongekommen. Das hielt er für ein böses Omen und kehrte um, ohne die Höhe des Passes erreicht zu haben. Er schien abgeschreckt und ermattet zu sein und erklärte, daß es für uns unmöglich sei, auf diesem Wege vorwärts zu kommen. Leider machte der aufregende Bericht des Mannes aus Kuti auf meine Leute einen sehr entmuthigenden Eindruck. Durch die heftige Kälte, die Anstrengung des Tragens so

schwerer Lasten über ein so schlechtes Terrain, durch die gefürchteten Flüsse, von denen wir so viele überschritten hatten, wurden meine Träger bei dem Gedanken an weitere bevorstehende Leiden völlig demoralisiert, um so mehr, als ich ihnen versicherte, daß ich Mattu nicht glaubte und gehen würde, um selbst zu sehen.

Es war 4 $\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags, also geraume Zeit vor Sonnenuntergang, und Mondschein zu erwarten. Ich war an dem Tage 15 Kilometer marschirt, und obgleich die Sohlen meiner Füße wund waren, war ich doch nicht ermüdet. Man muß bedenken, daß in hohen Regionen die Anstrengung, 15 Kilometer zu gehen, gleichbedeutend ist mit der eines Marsches von dreifacher Länge in geringern Höhen.

Unser Lager befand sich 4920 Meter über dem Meere, eine ziemlich respectable Höhe, wenn man bedenkt, daß der Montblanc, der höchste Berg in Europa, nur 4810 Meter hat. Dr. Wilson bestand darauf, mich zum Gipfel hinaufzubegleiten. Katschi Nam und der Kongba boten sich freiwillig an, Bijesing, der Johari, schloß sich nach einigem Zureden an, was unsere kleine Gesellschaft vervollständigte. Tschanden Sing, der einzige, dem ich wirklich trauen konnte, wurde zur Aufsicht über das Lager zurückgelassen, mit dem strengen Befehl, jeden, der während meiner Abwesenheit versuchen sollte umzukehren, streng zu bestrafen.

Fast unmittelbar, nachdem wir im Lager angekommen waren, brachen wir auf und folgten stromaufwärts dem Laufe des Mangschanflusses, der zwischen hohen Bergen eingeschlossen ist. Es gab keinen Fußweg, und der Marsch über große, schlüpfrige Steine, zwischen denen unsere Füße beständig ausglitten, eingeklemmt und verletzt wurden, war außerordentlich beschwerlich. Da ich meinem Gefolge wenig traute, das dicht vor der Meuterei zu stehen schien, wollte ich nicht gern die schwere Last von 800 Silberrupien, die in meinen Rock eingenäht war und die ich, beiläufig gesagt, immer bei mir trug, im Lager zurücklassen, und ebenso wenig meine Flinte, zwei Compassse

(einen prismatischen und einen leuchtenden), zwei Aneroïde, ein Halbchronometer, eine andere Uhr und einige dreißig Patronen. Das Gesamtgewicht dieser Gegenstände war beträchtlich*, was ich besonders während der ersten Tage meines Marsches fühlte. Indessen, man gewöhnt sich an alles, und bald spürte ich beim Marschiren verhältnißmäßig wenig davon. Ich hatte beschlossen, dies alles selbst zu tragen, um immer sicher zu sein, im Falle meine Leute revoltirten oder ausriffen.

Unser Weg führte über einen Gletscher, aus welchem der Mangschan-Fluß entspringt. In einer Höhe von 5420 Meter verließen wir den Gletscher, dessen grünliches klares Eis eine interessante Schichtung zeigte, und begannen, uns scharf nordwärts wendend, unsern Aufstieg nach dem Paß. Schon wenn man den Abhang vor uns hinaufblickte, hätte man von dem Versuche, ihn zu ersteigen, Abstand genommen, wenn man die Wahl gehabt hätte. Noch dazu war der Schnee, auf dem wir uns mühsam vorwärts arbeiteten, so weich und tief, daß wir bald bis an die Hüften einsanken. Gelegentlich wechselte der Schnee mit losem Geröll und verwittertem Gestein ab, auf dem wir nicht besser daran waren. Unter solchen Umständen war die Anstrengung übermäßig.

In 5800 Meter Höhe befanden wir uns auf einer längern Strecke von weichem Schnee, der ein Eisfeld bedeckte, das von tiefen Spalten durchzogen war. Mit großer Vorsicht mußten wir unsern Weg tasten, was bei dem matten Scheine des Mondes seine besondern Schwierigkeiten hatte.

Zum Glück hörten die Spalten auf, als wir höher kamen. Aber ich fing an, eine sonderbare Erschöpfung zu fühlen, die ich nie vorher empfunden hatte. Bei Sonnenuntergang war das Thermometer, das Katschi trug, plötzlich innerhalb weniger Minuten stark gefallen, und die schroffe Temperaturänderung schien uns alle mehr oder weniger

* Siehe den Brief von Dr. Wilson im Anhang.

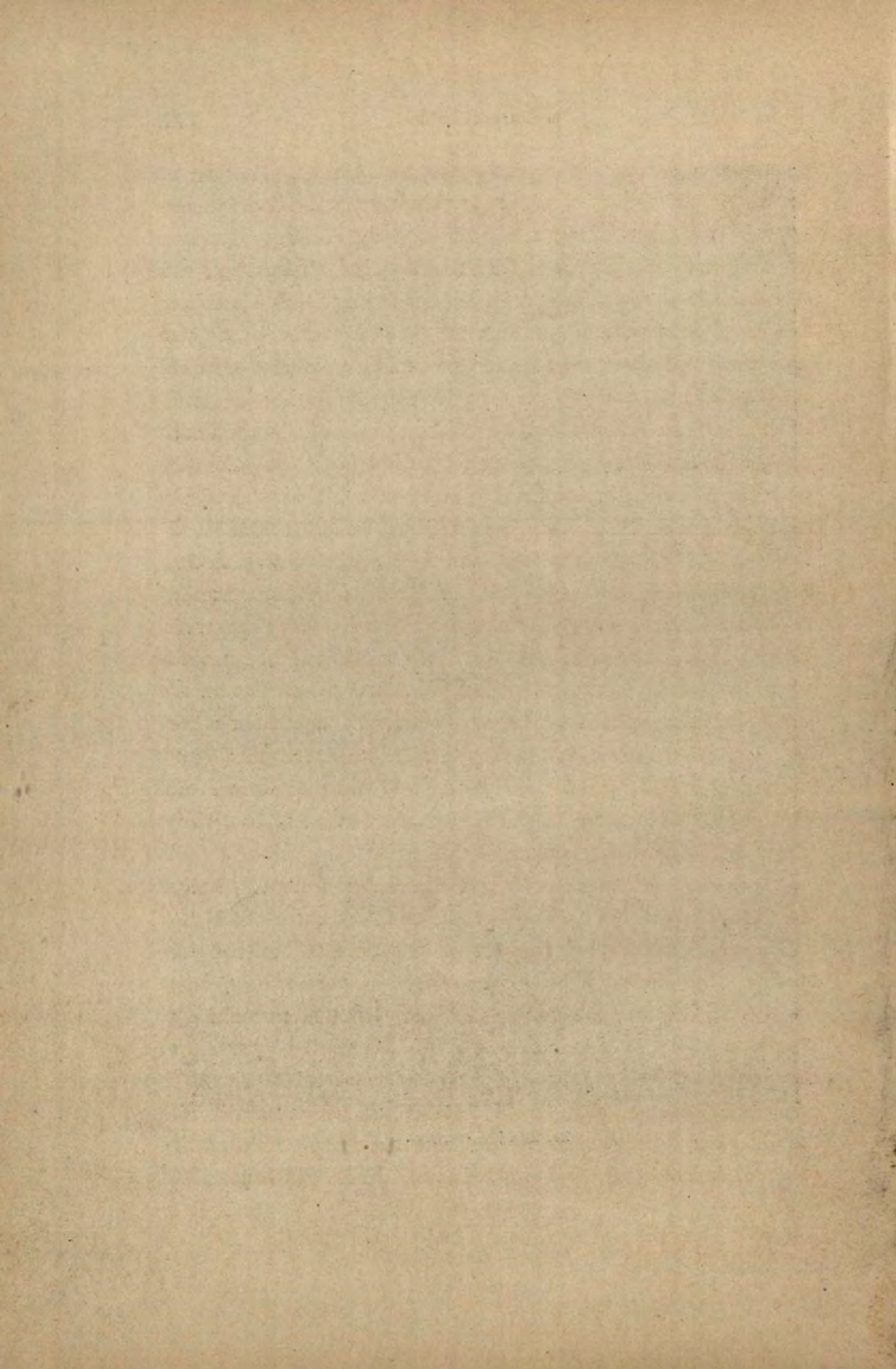
zu beeinflussen. Wir setzten dennoch unsern Aufstieg fort, mit Ausnahme von Bijesing, der so heftig von der Bergkrankheit ergriffen wurde, daß er unfähig war zu folgen. Auch der Doctor, ein Mann von mächtigem Körperbau, litt sehr. Seine Beine waren, wie er sagte, bleischwer, und jedes schien einige Centner zu wiegen. Die Anstrengung, sie zu heben und zu bewegen, erforderte seine ganze Energie. Obgleich er völlig außer Athem war und nach Luft schnappte, wollte er doch nicht nachgeben und mühte sich tapfer weiter, bis wir eine Höhe von 6250 Meter erreichten. Hier wurde er von solcher Erschöpfung und Schmerzen ergriffen, daß er unfähig war, vorwärts zu gehen.

Katschi Nam, der Kongba und ich gingen weiter; aber auch wir litten. Katschi klagte über heftiges Hämmern in den Schläfen und lautes Sausen in den Ohren. Er leuchtete furchtbar und taumelte unheimlich, ab und zu sank er zusammen. In 6400 Meter Höhe fiel er platt auf den Schnee. Er war sofort eingeschlafen, athmete schwer und schnarchte rasselnd. Seine Hände und Füße waren eiskalt, weshalb ich sie rieb. Aber was mir mehr Sorge machte als alles andere, war der unregelmäßige Schlag seines Herzens. Ich wickelte ihn in seine Decke und meinen Wettermantel ein und rief dann den Doctor, dem ich erzählte, was geschehen war. Ich selbst wollte noch so viel höher vordringen, als ich aushalten würde. Der Kongba war jetzt der einzige der Gesellschaft, der fähig war, sich aufrecht zu halten.

Ein dicker Nebel fiel ein und umhüllte uns, was das Emporklimmen bedeutend erschwerte. Unsere Anstrengungen, weiter zu kommen, nachdem wir Katschi zurückgelassen hatten, waren verzweifelt; unsere Lungen waren in krampfhafter Thätigkeit, als ob sie bersten wollten, unsere Pulse beschleunigt. Unsere Herzen klopften, als wollten sie sich einen Weg aus dem Körper herausbahnen. Erschöpft und von einer unwiderstehlichen Schlassucht ergriffen, erreichte ich mit dem Kongba schließlich dennoch die Höhe. Trotzdem ich mir schon lange die Unmöglichkeit klar gemacht hatte, meine Leute auf diesem Wege hinüberzubringen, war



Der Mangshan-Gletscher.



es eine Genugthuung, hierher gelangt und eine solche Höhe erreicht zu haben. Es hatte auch das Gute, daß ich mich über die Schneeverhältnisse auf der andern Seite des Gebirges orientiren konnte. Wie ich durch den Nebel ab und zu sehen konnte, war die Menge des Schnees auf der nördlichen Seite der Kette größer als auf der südlichen. Wenn auch vor Ermüdung fast ohnmächtig, trug ich meine Beobachtungen doch ein. Die Höhe war 6700 Meter, die Zeit 11 Uhr nachts; der Wind wehte stark und schneidend aus Nordost. Ich hatte ungeschickterweise vergessen, mein Thermometer aus Ratschi's Tasche zu nehmen, als ich ihn verließ, und war nun nicht im Stande, die Temperatur zu notiren; die Kälte war aber ganz intensiv. Die Sterne schienen außerordentlich hell, und der Mond beleuchtete eine Weile das Panorama rings um mich. Obgleich es ein Anblick größter Trostlosigkeit war, hatte er dennoch einen seltsamen, unbeschreiblichen Zauber. Unter mir, im Süden, lagen die Bergmassen im Schnee begraben, in Südosten und Nordosten ragten Gipfel auf, die noch höher waren als der, auf dem ich stand. Im Norden dehnte sich das ungeheure, öde tibetanische Hochland aus mit wellenförmigen Erhebungen und verworrenen Hügelketten, über die aus der Ferne ein hoher Gebirgszug mit Schneegipfeln herüberblickte. In der Nähe konnte ich nur sehr wenig Schnee sehen, ausgenommen an dem nördlichen Abhange der Kette, auf der ich stand, und auf den Höhenzügen, die das Plateau durchkreuzten.

Ich hatte das Wunder der in ewiger Starrheit schlafenden Natur kaum geschaut, als der Nebel unter mir sich schon wieder erhob und ich ein riesenhaftes Gespenst erblickte, das aus dem Nebel, der ringsum alles in seinen Mantel hüllte, auftauchte.

Im Mittelpunkt eines leuchtenden Kreises stand eine große, dunkle Gestalt in einem ungeheuern Nebelschleier. Die Wirkung war überwältigend, und erst nach einigen Augenblicken wurde es mir klar, daß das Gespenst mir glich, eine flüchtige Darstellung meines eigenen, ins Ungeheure vergrößerten Körpers, und daß ich im Mittelpunkte eines Mondregenbogens stand und auf mein eigenes Nebelbild blickte.

Wie ich auch meine Arme, meinen Körper, meinen Kopf bewegte, die geisterhafte Gestalt that es mir nach. Ich fühlte mich unwiderstehlich veranlaßt, meine Stellungen zu verändern, zuerst unruhig und etwas aufgereggt, dann mit innerlichem Lächeln über mein Thun, denn es machte mir Spaß, mein Nebelbild mich nachäffen zu sehen. Ich kam mir vor wie ein Kind, das zum ersten mal vor einem Spiegel steht.

Die Chromotafel, die diesem Buche beigegeben ist, stellt ein ähnliches Nebelbild bei Sonnenlicht mit kreisförmigem Regenbogen, einer Auroreole, dar, das ich später in einer verhältnißmäßig geringen Höhe sah. Von diesem wich jenes Mondphänomen dadurch ab, daß bei letztern die Farben des Regenbogens nicht so deutlich zu unterscheiden waren.

Der Kongba war erschöpft niedergefallen, und auch ich fühlte mich bald so matt, daß ich trotz meines Ankämpfens dagegen auf dem Schnee zusammenbrach. Zämmerlich zitternd theilte ich mit dem Kuli dieselbe Decke, um uns gegenseitig mehr zu erwärmen. Beide waren wir von einer unwiderstehlichen Schlassucht ergriffen, die der Wirkung eines starken narkotischen Mittels glich. Ich versuchte alles dagegen, denn ich wußte nur zu gut, daß, wenn meine Augenlider sich einmal schlössen, sie sich nie mehr öffnen würden.

Ich rief den Kongba. Er schlief fest. Ich bot das letzte Atom von Lebenskraft auf, um meine Augen offen zu halten, aber der Wind blies stark und schneidend und pfiß sein grausames Lied. Noch heute höre ich es bei dem Gedanken an meine damalige Lage!

Der zähneklappernd zusammengekauerte Kongba stöhnte, und sein plötzliches Erschauern verrieth große Schmerzen. Ich hielt es für Christenpflicht, ihm die Decke allein zu überlassen, die für uns beide zu klein war, und wickelte sie ihm fest um Kopf und Leib. Er saß zusammengedrückt da, das Kinn auf den Knien.

Diese kleine Anstrengung war genügend, mich den Kampf gegen die Natur verlieren zu lassen. Wie das Medium unter hypnotischem Einfluß den eigenen Willen und die eigene Kraft plötzlich schwinden fühlt, so fühlte ich die gänzliche Hoffnungslosigkeit des weitem Ab-

mühens gegen die scheinbar übernatürlichen Kräfte, mit denen ich kämpfte. Nach rückwärts auf den Schnee fallend, machte ich eine letzte verzweifelte Anstrengung, nach den glitzernden Sternen zu blicken . . . Vor meinen Augen wurde es trüb und dunkel. An weiteres vermag ich mich nicht mehr zu erinnern. Wie lange diese halbe Bewußtlosigkeit währte, weiß ich nicht.

„Gott, wie gräßlich! Doctor! Katschi!“ versuchte ich zu rufen — vergebens. Meine Stimme schien in meinem Halse erstickt.

War, was ich vor mir sah, wirklich? Die beiden zu Tode erfrorenen Männer lagen nebeneinander auf der weiten weißen Schneedecke, unbeweglich wie Statuen. Ich versuchte, sie aufzuheben. Sie waren ganz starr. Ich kniete neben ihnen nieder, rief sie und bemühte mich wie wahnsinnig, sie wieder zu Bewußtsein und Leben zurückzubringen. Verwirrt wandte ich mich um, um nach Bijesing zu sehen, und dabei schien alle Lebenskraft in mir zu erstarren. Ich sah mich selbst in einem geräumigen, aber sich schnell zusammenziehenden Grabe von durchsichtigem Eise eingeschlossen. Es war mir, als müßte auch ich bald ein fester Eisblock sein wie meine beiden Freunde. Meine Beine und Arme waren schon erstarrt.

In dem Entsetzen vor einem so hoffnungslosen, gräßlichen Tode wurden meine Empfindungen von einer unbeschreiblichen, aber fast wohlthuenden Mattigkeit begleitet. Bis zu einem gewissen Grade hatte ich noch Bewußtsein. Sollte ich, Ruhe und Frieden der Anstrengung vorziehend, schmerzlos dahinsterven, oder einen letzten verzweifelten Versuch machen, mich zu retten? Das Eis schien sich jeden Augenblick fester und fester zu schließen. Ich war am Erstickten.

„Hinaus! Ich muß hinaus!“ versuchte ich zu schreien. „Weg mit dieser erstickenden Last!“ Da fiel ich heftig zurück, und alles war verschwunden: der erfrorene Katschi, der Doctor, das durchsichtige Grab, das Nichts!

Als ich meine Augen öffnete, die wie von Nadelstichen schmerzten, schneite es stark. Ich hatte vorübergehend den Gebrauch meiner

Beine und Finger verloren. Sie waren erfroren. So heftig die Erschütterung war, als ich mir vorstellte, wie schrecklich nahe ich dem Tode gewesen, war ich mir beim Erwachen von diesem gräßlichen Alpdrücken doch augenblicklich bewußt, unsern Weg nach einer tiefern Region antreten zu müssen. Schon war ich mit einer Schneedecke zugedeckt, und ich glaube, daß es der kalte Druck auf meine Stirn war, der jenen beängstigenden Traum hervorgerufen hatte. Wahrscheinlich ist es jedoch, daß ohne diese scheußliche Vision, die meine Nerven aus der lähmenden Betäubung aufrüttelte, ich nie aus jenem Zustand erwacht sein würde.

Mit Mühe richtete ich mich auf und gewann durch beständiges Reiben und Schlagen langsam den Gebrauch meiner Beine wieder. Ich weckte den Kongba, rieb ihn und schüttelte ihn, bis er fähig war, sich zu bewegen. Dann begannen wir den Abstieg.

Ohne Zweifel ist es eine große Genugthuung, hohe Berge zu ersteigen. Aber kann sie mit der des Abstiegs verglichen werden? Bei dieser Gelegenheit wurde ich in dieser Meinung noch mehr bekräftigt.

Der Abstieg war gefährlich, aber nicht ermüdend. Da der Abhang außerordentlich steil war, machten wir auf dem Schnee Riesenschritte, und wenn wir an Schutt- und Trümmersfelder kamen, glitten wir bei jedem Schritt drei bis fünf Meter hinab unter dem betäubenden Geräusch der durch uns in Bewegung gebrachten ungeheuern Masse loser Steine.

„Horch!“ sagte ich zu dem Kongba, „was ist das?“

Wir warteten, bis es still wurde, dann lauschten wir aufmerksam mit den Händen an den Ohren. Es schneite noch.

„Ao, ao, ao! Jaldi ao! Tumka hatte? Kommt, kommt, kommt schnell! Wo seid ihr?“ rief eine schwache, angstgefüllte Stimme weit unten.

Wir beschleunigten unsere Schritte. Da wir über unsere Beine kaum Gewalt hatten, ging der Abstieg reißend schnell. Der Schneefall hörte auf, und wir wurden in einen dichten Nebel eingehüllt, der uns bis auf die Haut drang.

Durch die Rufe des Doctors geleitet, dessen Stimme wir nun erkannten, setzten wir unsern halsbrecherischen Abstieg fort. Die Rufe wurden immer deutlicher, und endlich fanden wir uns zu meiner größten Freude Wilson gegenüber, der, dem Himmel sei Dank, noch am Leben, aber fast hilflos war, da seine Beine, wie er sagte, noch wie Blei waren und er sie kaum bewegen konnte.

In Sorge um uns hatte er lange Zeit gerufen, und da er keine



„Ich weckte den Kongba.“

Antwort bekommen hatte, war er sehr unruhig geworden, um so mehr, als er fand, daß er uns in keiner Weise zu Hülfe kommen konnte. Er hatte uns bereits für verloren gehalten.

Wir sahen uns nach Katschi um. Er hatte, in seine warme Decke und meinen Mantel gewickelt, wie ein Murmeltier geschlafen und war jetzt ganz frisch. So setzten wir alle zusammen unsern Wettlauf nach unten fort, lustig schwachend und über den glücklichen Ausgang scherzend. Der Aufstieg von dem Gletscher am Fuße des Berges bis zur Höhe hatte $4\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch genommen; der Abstieg

hatte, ohne die Aufenthalte zu rechnen, nur den neunten Theil jener Zeit gekostet.

Wir erreichten das Lager während der ersten Morgenstunden. Die Besorgniß meiner Leute war groß gewesen. Sie hatten alle Hoffnung verloren, uns wiederzusehen. Als ich ihnen sagte, daß wir über den Lumpiya-Paß gehen würden, der für viel bequemer galt, waren sie wieder guter Dinge.

Wir zündeten ein Feuer an, und nachdem wir um fünf Uhr morgens eine außerordentliche Mahlzeit von Reis, Tschapatis, Fleisch-extrakt und stärkenden Conserven gehabt hatten, hielten wir uns zu einer Ruhe von einigen Stunden voll berechtigt.

Um neun Uhr vormittags waren wir zum Aufbruch bereit. Das Thermometer zeigte im Innern des Zeltes $+4\frac{1}{2}^{\circ}$ C., das Minimum draußen war während der Nacht -10° . Am Fuße des Gebirges entlang folgten wir dem Laufe des Kuti. Als wir um einen Felsvorsprung bogen, sahen wir auf einem Hügel uns gegenüber wieder 14 Steinfäulen und Pyramiden mit weißen Steinen und die üblichen fliegenden Gebete aus Zeug daran. An diesem Punkte beginnt der Aufstieg zum Lumpiya-Paß.

Dreizehntes Kapitel.

Der Einmarsch in Tibet.

Der Kuti-Yangti hat zwei Quellsflüsse, die sich beim Aufstieg zum Lumpiya-Paß in einem großen Becken vereinigen; der eine kommt von zwei ausgedehnten Gletschern im Südwesten, der andere von einem Gletscher direct unter dem Passe. Bei der Vereinigung beider ist der Fluß nicht breiter als sechs Meter.

Unser Weg stieg allmählich an, bis wir an einem flachen, mit Schnee bedeckten Becken eine Höhe von 5290 Meter erreichten. So weit waren wir ohne große Beschwerden gekommen; aber plötzlich nahm die Sache eine Wendung zum Schlimmen, denn die Kulis in der langen stillen Reihe, an deren Spitze ich marschirte, sanken bis zu den Knien, oft auch bis zu den Hüften in den Schnee ein. Sie boten ohne Zweifel einen malerischen Anblick in dieser sonst so einsamen Region. Der Hintergrund des Bildes war wild und ernst, und mit der gefrorenen weißen Schneedecke standen die Gestalten in scharfem Contrast. Einige trugen Pelzmützen mit Ohrenklappen; alle aber hatten lange Schaffellröcke und hohe Stiefel aus Fellen, und viele gebrauchten Schneebrillen. Diese Proceßion, die schweigend und ernst und unter den Lasten keuchend mühsam höher und höher klonn, bot nicht nur ein malerisches Bild, sondern ließ auch die Schwierigkeiten des Weges erkennen.

Wir bewegten uns vorsichtig, um nicht in den vielen heimtückischen Spalten zu verschwinden. Ich wanderte mit beträchtlicher Mühe nach einer circa 200 Meter höher gelegenen Stelle, wo ich auf einer

fast schneefreien Felseninsel halt machte. Sobald ein Kuli nach dem andern schwer athmend ankam, ließ er seine Last fallen und setzte sich ruhig neben sie. Es wurde kein Murren, kein Wort des Vorwurfs laut über die harte Arbeit, die ihnen zugemuthet wurde.

Ein sehr steiler Aufstieg lag jetzt vor uns. Zur Linken hatten wir einen Gletscher, der mit einem schroffen Eishang von ungefähr 30 Meter Höhe begann. Wie der Mangtschan-Gletscher hatte auch er horizontale bandartige Schichten von klarem Eise, das keine Schmutzbänder zeigte. Senkrechte Streifen von dunklerer, grünlicher Färbung waren in dem Eise zu sehen; sie rührten von der ungleichen Dichte des Eises her. Die Schichten waren fast horizontal, ohne irgendwelche Krümmungen oder Einsenkungen. Der obere Theil, die Basis und die Seiten waren auch an diesem Gletscher tief im Schnee begraben.

Der Doctor und ich gingen voraus. In unserer Ungebuld, den Gipfel zu erreichen, und da wir nicht im stande waren, den jetzt meterhoch mit Schnee bedeckten Pfad zu unterscheiden, verfehlten wir die Richtung und erkletterten mit großer Anstrengung einen außerordentlich steilen Abhang. Hier befanden wir uns auf lästigem Geröll, auf dem wir uns über eine halbe Stunde abmühten, bis wir den Gipfel der Bergkette erreichten (5720 Meter), der beträchtlich höher liegt als der Paß. Vier Mann waren mit uns gekommen; die andern, denen wir Zeichen machten, gingen in der Richtung nach Westen auf einem andern gefährlichen Pfade, der um den Gletscher herumführte.

Der Nordostwind war durchdringend, die Kälte schrecklich. Hinter einem großen Felsen fanden wir zeitweise Schutz und untersuchten mit meinem Fernrohr das vor uns ausgebreitete tibetanische Hochland. Von diesem hohen Horste aus hatten wir einen prächtigen Blick aus der Vogelperspective.

Ungeheure Schneemassen bedeckten sowol die tibetanische Seite des Himalaja als auch das niedrigere Gebirge unmittelbar vor uns. 600 Meter tiefer fließt zwischen diesen beiden Bergzügen in einem



Mühseliger Aufstieg.

weiten, fahlen Thale ein Fluß, der später Darma Yangti oder Lumpiya Yangti genannt wird. In der Ferne konnte man ein flaches Plateau sehen, das sich etwa 250 Meter über dem Flusse erhob, sich viele Kilometer weit hinzog und einem gigantischen Eisenbahndamm gleich. Aus weiter Ferne blickte im Norden eine Kette von hohen blauen Bergen mit Schneekuppen herüber, ohne Zweifel die Gangri-Kette mit den Kelas-Gipfeln.

Leider hatte einen meiner Leute ein Unfall betroffen; der arme Kubso, ein Christ, war von Kälte und Anstrengung erschöpft zusammengefunken. Er lag in Krämpfen in halb bewußtlosem Zustande, mit klappernden Zähnen und verzerrtem, leichenblassem Gesicht; seine Augen waren eingesunken und ausdruckslos, und er zeigte Symptome vollständigen Kräfteverfalls. Eilig trugen wir ihn unter den Schutz eines Felsens und rieben ihn kräftig, in der Hoffnung, die Blut-circulation wiederherzustellen. Nach mehr als einer halben Stunde Anstrengung erholte er sich zu unserer großen Erleichterung wieder etwas und war im stande, mit unserer Hülfe langsam weiter zu gehen.

Da wir auf einem falschen Wege emporgekommen waren, mußten wir jetzt zu dem 200 Meter tiefern Pässe hinabsteigen. Wir gingen an gefährlichen Felsen und Trümmerfeldern entlang. Ich klammerte mich gerade mit halberfrorenen Fingern an einen vorspringenden Felsen an, als durchdringende Angstschreie von unten mein Ohr trafen. Trotz der unsichern Stellung, in der ich mich befand, wandte ich meinen Kopf, um zu sehen, was vorgefallen war.

Auf dem steilen Schneehange rutschten zwei Kulis mit ihren Lasten mit unglaublicher Geschwindigkeit ab. Schließlich erreichten sie das Becken, wo das Gefälle sich plötzlich änderte; infolge dessen überschlugen sie sich mehrmals, wodurch die verschiedenen Säcke u. s. w., aus denen ihre Lasten bestanden, herumflogen und nach allen Richtungen zerstreut wurden. Ich stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, als ich die Männer wieder aufstehen sah.

Der eine Kuli hob die ihm anvertraut gewesenen Sachen nach

und nach wieder auf, band sie zusammen, packte sie wieder auf den Rücken und begann den schwierigen Aufstieg zum zweiten mal. Der andere schrie und stöhnte so, daß wir ihn von unserm Standpunkte deutlich hören konnten. Er schien Schwindel zu haben. Nach wenigen Augenblicken schwankte er, fiel nach rückwärts und blieb wie todt liegen.

Eiligst über die schlüpfrigen Felsen und auf den losen Trümmern hinabstürzend, gelangte ich auf den Paß. Sofort sandte ich zwei Leute, um dem Kuli Hilfe zu bringen. Zuerst trugen sie seine Last, dann ihn selbst heraus. Nach einiger Zeit hatte er sich von der heftigen Erschütterung und dem Schrecken erholt, und wenn er auch ziemlich übel zugerichtet war und überall Schmerz verspürte, so gelang es mir doch, den Mann zu überzeugen, daß ihm nichts von Bedeutung fehle.

Hierauf ging es den steilen Abhang auf der tibetanischen Seite im Laufschrift hinab, um schnell von dem kalten, windigen Paß fortzukommen. Endlich erreichten wir den Fluß und schlugen unsere Zelte auf dem Schnee in 5150 Meter Höhe auf.

Hier gab es weder Holz, noch Yak- oder Pferdedung, keine Flechten und kein Moos, also nichts, womit wir ein Feuer anmachen konnten. Es war hart für meine Leute, daß sie nach einem so mühevollen Tage gezwungen sein sollten, schlafen zu gehen, ohne vorher eine warme Mahlzeit gehabt zu haben. Sie glauben, daß der Genuß kalter Nahrung in so beträchtlichen Höhen und bei so tiefer Temperatur zum sichern Tode führe. Sie zogen deshalb vor, ganz ohne Speise zu bleiben.

Die Nacht kam, und mit ihr blies der Wind in Stößen, Kies und Schnee rings um unsere Zelte aufhäufend. Während des Orkans, der in den Nachtstunden raste, mußten wir mehrmals aus unsern Zelten heraus, um die lockern Pflöcke fester zu machen. Alle die gefrorenen Stricke zu befestigen, war ein sehr hartes Stück Arbeit.

Von grobem Sand und Regen gepeitscht, packten wir, so gut wir konnten, unsere Siebensäcken zusammen und machten uns wieder auf den Weg. Ich war etwas voraus, als ich zu meinem Erstaunen



Verdächtige Fußstapfen!

nur ungefähr 200 Meter von unserm Lager eine Doppelreihe von frischen Fußspuren auf dem Schnee fand. Die nach uns gerichteten waren etwas undeutlich und mit Sand bedeckt, während die in der entgegengesetzten Richtung gehenden ganz frisch schienen. Nachdem ich diese Fußspuren sorgfältig untersucht hatte, war ich ganz sicher, daß sie von einem Tibetaner herrührten. Wo die Fußstapfen aufhörten, zeigten Abdrücke im Schnee, daß sich der Mann an verschiedenen Stellen platt auf den Boden gelegt hatte. Ohne Zweifel hatte man uns nachspionirt und uns beobachtet.

Meine Leute hatten, seitdem wir auf diese Seite des Himalaja gekommen waren, Zeichen von Furcht verrathen. Sie besahen sich jetzt alle ängstlich diese Spuren und stellten Vermuthungen über ihren Ursprung an. Einige muthmaßten, daß der Mann ein Daku, ein Räuber, sein müsse und daß wir am Abend von der ganzen Bande angegriffen werden würden; andere behaupteten, der Spion könne nur ein Sepoy sein, der von den Offizieren in Ghanema ausgeschickt sei, um unsere Bewegungen zu überwachen. Unter allen Umständen galt der Zwischenfall als ein böses Omen. Während unsers Weitermarsches sahen wir die Fährten fortwährend. Die kühnsten Vermuthungen wurden laut.

Meine Leute waren so erschöpft, daß wir bald in 5070 Meter Höhe halt machen mußten. Die Kälte war intensiv, und wieder hatten wir keinerlei Brennmaterial. Der Wind tobte, und am Abend fiel dichter Schnee. Die halbverhungerten Träger aßen ein bißchen Satu, eine Art Hafermehl, aber Tschanden Sing, ein Radschpute, konnte, ohne das Gesetz seiner Kaste zu verletzen, seine Speise nicht unzubereitet essen. Vor zwei Tagen hatte er seine letzte Mahlzeit gehabt, aber ehe er die Gesetze seiner Religion übertreten hätte, zog er es vor, sich in seine Decke zu rollen und hungrig schlafen zu gehen.

Der Schnee lag 30 Centimeter hoch und fiel immer noch dicht. Die Träger versuchten zu schlafen, indem sie sich zur Erwärmung so nahe zusammenkauerten als möglich. Sie weigerten sich, weiter zu

gehen, und sagten, sie würden lieber sterben. Wir fanden es auch bequemer, ihnen zu glauben und unter den Decken im Zelte soviel Wärme und Schlaf zu genießen als möglich.

Zwei oder drei Stunden später klärte sich das Wetter auf. Die halbverhungerten Kulis beklagten sich, daß sie wieder keine Feuerung finden könnten, um ihr Essen zu kochen, und sagten, daß sie mich verlassen wollten. Die Lage war kritisch, das sah ich ein. Sofort nahm ich mein Fernrohr und kletterte auf den Gipfel eines kleinen Hügels. Es war seltsam, was für ein unbegrenztes Vertrauen die Kulis zu diesem Glase hatten. Offenbar glaubten sie nach Art der Kinder, daß ich mit ihm durch die Berge hindurchsehen könne. Mit der beruhigenden Nachricht, daß ein weiterer Tagemarsch uns zu einer Menge Feuerungsmaterial bringen würde, kam ich herab.

Nun beeilten sie sich vergnügt, die Lasten zu packen, und gingen mit ungewöhnlicher Energie in der von mir angegebenen Richtung vorwärts. Sechs Stunden flotten Marsches brachten uns an eine geschützte Stelle, wo ein paar Flechten und Strauchwerk wuchsen. Wären wir plötzlich in den Schwarzwald oder in das Yosemite-Thal mit ihren Jahrhunderte alten Riesenbäumen hinabgestiegen, unser Entzücken hätte nicht größer sein können. Diese Sträucher ragten nicht höher als 15 bis 20 Centimeter vom Boden auf, während der Durchmesser des stärksten Stückes, das wir sammelten, kleiner war als der eines gewöhnlichen Bleistifts. Mit Fieberhaft waren alle Hände beschäftigt, diese Pflanzen zur Verwendung als Brennholz herauszureißen.

Als der Abend kam, war dieselbe Anzahl von Händen mit Kochen beschäftigt und zugleich damit, soviel dampfende Speise als möglich mit beängstigender Schnelligkeit in die Mäuler der verhungerten Kulis überzuführen. Glückseligkeit herrschte im Lager, und das eben erduldet Ungemach war vergessen.

Eine neue Ueberraschung erwartete uns, als wir aufstanden. Zwei als Bettler verkleidete Tibetaner waren nach unserm Lager gekommen. Sie gaben vor, von Kälte und Hunger zu leiden. Ich

befahl, sie ordentlich zu speisen und freundlich zu behandeln. Als ein Kreuzverhör mit ihnen angestellt wurde, gestanden sie, Spione zu sein, die von den Offizieren in Ghanema ausgesandt waren, um zu erforschen, ob ein Sahib die Grenze überschritten habe und ob wir etwas von ihm gesehen hätten.

Am Morgen hatten wir uns immer um so vieles zu bekümmern, und es war so kalt, daß das Waschen geradezu eine Plage geworden war; ich hatte es daher einstweilen aufgegeben. Wir waren von der Sonne verbrannt und trugen Turbane und Schneebrillen, sodaß die Tibetaner uns unter dem Eindruck verließen, daß unsere Gesellschaft aus einem Hindu-Doctor, seinem Bruder und einer Karawane von Dienern bestand, von denen keiner einen Sahib gesehen hatte, und daß wir jetzt auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Manjarowar-See und dem Berge Kelas wären.

Wir machten uns darüber lustig, aber nichtsdestoweniger berathschlagten Wilson und ich sorgenvoll über unsere nächsten Pläne. Sollten wir während der Nacht einen eiligen Marsch über die Bergkette zu unserer Rechten machen und ostwärts durch das Dschungel gehen, oder sollten wir uns dem Ghanema-Anführer und seinen Soldaten gegenüberstellen?

„Wenn wir ihnen ausweichen und durch das Dschungel gehen“, sagte Wilson, „werden sie denken, wir laufen fort. Wir haben nichts Böses gethan.“

„Ja, ich ziehe vor, ihnen entgegenzutreten“, sagte ich. „Gehen wir!“ Und ich gab Befehl, das Lager augenblicklich abzubrechen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Grenzwachen.

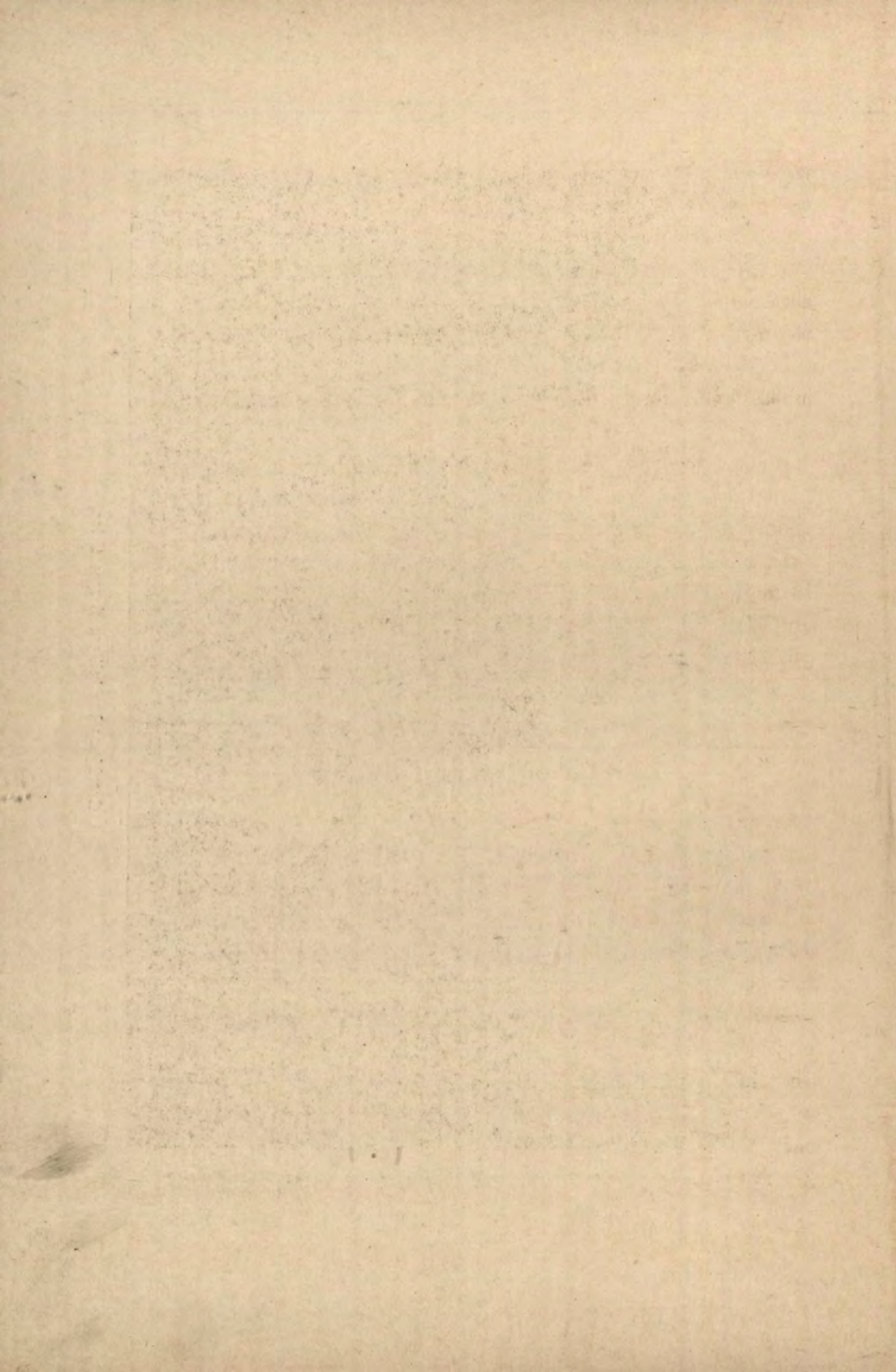
Wir nahmen unsern Kurs nach Nordosten und ließen das hohe Tafelland im Westen liegen. So kamen wir bei Lama Tschofden oder Tschorden an, einem von einer tibetanischen Wache besetzten Pässe. Als wir uns näherten, kamen die Tibetaner schnell heraus, Lintenflinten in der Hand. Sie schienen eine elende Bande zu sein und leisteten nicht nur keinen Widerstand, sondern kamen sogar, um Geld und Essen zu betteln. Sie klagten über schlechte Behandlung von seiten ihrer Vorgesetzten und gaben an, daß sie keine Bezahlung erhielten und daß ihnen selbst Nahrungsmittel nur gelegentlich nach diesem Außenposten gesandt würden. Ihre Röcke waren zerlumpt; jeder Mann trug ein Schwert im Gürtel. Auch hier hatten wir wieder Fragen nach dem jungen Sahib zu beantworten, da reitende Boten in größter Eile von Taklatot ausgeschied worden seien, um den Offizier in Ghanema zu warnen, denselben nicht über den Lumpiya-Paß in Hundes eindringen zu lassen, wenn er es versuchen sollte.

Ihre Beschreibung meiner Persönlichkeit, wie man sie sich dort vorstellte, war sehr ergötzlich, und als sie sagten, daß sie dem Sahib, wenn er käme, den Kopf abschneiden würden, fühlte ich mich von ihrer Güte so gerührt, daß ich einige Rupien als Backschisch unter sie vertheilen wollte.

„Geben Sie ihnen nichts, Herr“, sagten Katschi und der Doctor.
„Diese Kerle sind dicke Freunde mit den Dakoit-Banden, und diese



Begrüßung des heiligen Berges Kelas.



werden es bald erfahren, daß wir Geld bei uns haben, und dann werden wir Gefahr laufen, heute Nacht angegriffen zu werden.“

Ich bestand darauf, ihnen etwas zu schenken.

„Nein, Herr“, rief Katschi außer sich, „thue es nicht, oder es wird uns unendliche Noth und Unglück bringen. Wenn du ihnen vier Annas gibst, wird das reichlich genug sein.“

So wurde denn dem befehlhabenden Offizier diese große Summe in die Fläche seiner ausgestreckten Hand gelegt. Um seine Befriedigung zu zeigen, streckte er die Zunge in ihrer ganzen Länge heraus, schwenkte einige Minuten lang beide Hände gegen mich, während er sich schwerfällig verbeugte. Seine Pelzkappe hatte er schon vorher abgenommen und auf den Boden geworfen. Dies war in der That ein großartiger Salaam und Dank für eine Summe, die keine 40 Pfennige betrug.

Während der Doctor im Gespräch mit ihm blieb, ging ich abseits, um eine seltsame Scene zu betrachten. Die Wolken hatten sich im Norden zerstreut, und majestätisch stand der schneegekrönte heilige Berg Kelas vor uns. Einen so bezaubernden Anblick habe ich selten genossen. Dem anmuthigen Dach eines Tempels nicht unähnlich, ragt der Kelas über den langen schneegekrönten Gebirgszug empor und contrastirt in der schönen Verschmelzung der Töne mit der warmen Ockerfarbe der geringern Erhebungen der Kette. Der Kelas ist ungefähr 600 Meter höher als die andern Berge der Gangri-Kette und hat scharf abgegrenzte Kanten und Terrassen, die seine Gesteinschichten bezeichnen und auf denen horizontale Schneebänder sich glänzend von den vom Eis erodirten dunkeln Felsen abheben. Die Tibetaner, die Nepalesen, die Zunlis und die Hindus verehren diesen Berg, der, wie sie glauben, der Aufenthalt aller guten Götter, besonders des Gottes Siva, ist. Der Rand um den Fuß des Kelas wird von den Hindus für den Abdruck der Stricke gehalten, die der Kafas oder Teufel benutzte, um den Thron des Gottes Siva herunterzureißen.

Mit unbedeckten Köpfen, die Gesichter nach dem heiligen Gipfel

gerichtet, murmelten meine Leute Gebete. Mit gefalteten Händen, die sie langsam zur Höhe der Stirn erhoben, beteten sie inbrünstig und knieten dann nieder, die Köpfe tief zur Erde geneigt. Mein Begleiter, der Brigant, der dicht neben mir stand, flüsterte mir eilig zu, daß ich mich diesem Gebetsact anschließen sollte.

„Du mußt Freundschaft mit den Göttern halten“, jagte der Bandit. „Das Unglück wird dich begleiten, wenn du dem Kelas keinen Salaam gibst; das ist die Wohnung eines guten Gottes.“ Dabei wies er mit der frömmsten Miene nach dem Berge.

Um ihm gefällig zu sein, grüßte ich den Berg verehrungsvollst und legte, es den andern nachmachend, einen weißen Stein auf einen der Hunderte von Tschokden oder Obo, die von Frommen an dieser Stelle errichtet worden sind. Diese Obo, rohe Steinpyramiden, findet man auf allen Wegen, die über die hohen Pässe führen, neben Seen, ja in der That überall, aber selten in solchen Mengen wie bei Lama Tschokden. Der Hügel vor und hinter dem Wachthause war mit diesen Haufen buchstäblich bedeckt. Jeder Vorübergehende legt einen Stein, wenn möglich einen weißen, auf einen Obo, was ihm Glück bringt oder was, wenn er einen Wunsch hat, die Chancen der Erfüllung vermehrt.

Das Wachthaus selbst war aus rohen Steinen jämmerlich aufgebaut und würde in jedem andern Lande als Tibet nicht einmal für Schweine als passende Unterkunft angesehen worden sein. —

Noch waren wir unbelästigt. Als wir ein paar Kilometer weiter gegangen waren und die Sonne schon dem Untergehen nahe war, suchten wir nach einem passenden Plage für unsere Zelte. Es war keine Spur von Wasser vorhanden, nur das steinige Bett eines ausgetrockneten kleinen Baches. Wir besprachen eben unsere Lage, als ein schwacher Ton wie von rauschendem Wasser unser Ohr traf. Er wurde lauter und lauter, und wir sahen klares Schneewasser auf uns zuströmen und allmählich über das Steinbett sich ergießen. Offenbar hatte der Schnee der Berge zum Schmelzen den ganzen Tag gebraucht,

und das Schmelzwasser kam jetzt gerade herab. Mein Daku war in großer Aufregung.

„Wasser fließt dir zu, Sahib!“ rief er, indem er die Arme ausstreckte. „Du wirst großes Glück haben! Sieh! Sieh! Du brauchst Wasser für dein Lager, und ein Strom fließt dir zu! Der Himmel segnet dich. Du mußt deine Finger in das Wasser tauchen, sobald es an dich herankommt, und einige Tropfen über deine Schultern werfen, dann wird das Glück dich auf deiner Reise begleiten.“

Bereitwillig machte ich diesen tibetanischen Glauben mit, und wir tauchten alle unsere Finger ein und sprengten das Wasser über unsern Rücken. Wilson indessen, der die Sache ernsthaft nahm, sagte, das sei alles Unsinn, und wollte bei einer solchen Kinderei nicht mitthun.

Die Zukunft war in der That unbekannt, und Glück würde mir werthvoll gewesen sein. Aber wie wenig wurde diese einfache Beschwörung in den kommenden Tagen erhört!

Vor unserm Lager war eine lange Strecke alluvialen Landes, das allem Anschein nach in einer entlegenen Zeit das Bett eines großen, ungefähr 18 Kilometer langen und 25 Kilometer breiten Sees gewesen ist. Mit meinem Fernrohr konnte ich im Nordosten am Fuße eines kleinen Hügels deutlich den Lagerplatz von Karfo sehen. Es waren viele Zelte dort, und meine Leute schienen sehr beruhigt, als wir nach Form und Farbe derselben herausfanden, daß es die der Joharis von Milam waren, die nach diesem Plage kommen, um mit den Hunyas Handel zu treiben. Hinter Karfo nach Norden zu zeigte sich eine glänzende Wasserfläche, der See von Gyanema, und hinter ihm einige verhältnißmäßig niedrige Hügelzüge. In der Ferne waren wieder sehr hohe schneebedeckte Berge sichtbar.

Während unsers Weitermarsches sahen wir viele große Heerden von Kiang oder wilden Pferden. Die Thiere kamen ganz dicht an uns heran. Sie sind an Gestalt und Bewegung des Körpers den Zebras sehr ähnlich; ihre Farbe war meist hellbraun. Die Eingeborenen betrachteten ihre Nachbarschaft als außerordentlich gefähr-

lich. Denn ihre scheinbare Zahmheit ist häufig trügerisch, da sie oft ganz nahe an den arglosen Reisenden herankommen, ihn dann mit einer plötzlichen Wendung am Leibe packen und ihm mit ihren gewaltigen Kiefern zuweilen furchtbare Wunden beibringen. Ihr anmuthiges, kokettes Wesen ist äußerst anziehend; wir warfen gelegentlich mit Steinen nach ihnen, um sie in sicherer Entfernung zu halten, aber wenn sie zierlich davongaloppirt waren, folgten sie uns immer wieder und kamen bis auf wenige Meter heran. Es gelang mir, einige sehr



Wilde Pferde.

gute Negative von ihnen zu bekommen, die später leider von den tibetanischen Behörden vernichtet wurden.

Wir erstiegen wieder eine Hügelkette und kamen auf der andern Seite zu einer grasbedeckten Strecke ebenen Landes hinab, in deren nördlichem Theil eine Wasserfläche lag. Auf einem Hügel südlich vom See stand das Ghanema Char oder Fort, ein primitives, thurmartiges Bauwerk aus Steinen mit einem darüber ausgespannten Zelte, das als Dach diente; es trug eine Flaggenstange, an der zwei schmutzige weiße Lumpen flatterten. Es waren nicht die Fahnen der Tibetaner, sondern nur fliegende Gebete.

Liefer unten am Fuße des Hügels waren zwei oder drei große schwarze Zelte und eine kleine Steinhütte. Hunderte von schwarzen, weißen und braunen Jaks weideten auf der grünen Fläche.

Das Erscheinen unserer Gesellschaft erregte augenscheinlich Aufsehen. denn wir hatten uns kaum auf der Höhe des Passes gezeigt, als eine Trommel aus dem Fort zu tönen begann, die die Luft mit ihren unmelodischen, metallischen Klängen erfüllte. Ein Schuß wurde abgefeuert, Wir sahen Soldaten mit ihren Luntenslinten hin- und herlaufen. Sie rissen eins der schwarzen Zelte nieder und schafften es eilig in das Fort hinein, während der größte Theil der Garnison mit einer Eile, die lebhaft an wilde Flucht erinnerte, innerhalb der Mauern Schutz suchte.

Als sie sich nach einer kleinen Weile überzeugt hatten, daß wir keine bösen Absichten hatten, kamen einige der tibetanischen Offiziere, von ihren Mannschaften gefolgt, uns ängstlich entgegen. Der Doctor ging unbewaffnet voraus, um mit ihnen zu sprechen, wogegen ich und mein Träger bei den Kulis blieben, zu dem doppelten Zweck, unser Gepäck im Falle eines verrätherischen Angriffs zu schützen und unsere von panischem Schrecken ergriffenen Träger zu verhindern, ihre Lasten zu verlassen und auszureißen. Aber die Sache ließ sich ganz friedlich an.

Decken wurden auf das Gras gebreitet, und schließlich setzten wir uns alle nieder. Eine Stunde ermüdender Unterhandlungen mit den tibetanischen Offizieren, während deren dieselben Dinge immer und immer wieder zur Sprache kamen, führte zu nichts. Sie sagten, daß sie unter keiner Bedingung irgendjemand, der aus Indien käme, gleichviel ob Eingeborener oder Sahib, erlauben könnten, weiter zu gehen, und daß wir zurück müßten. Wir unsererseits gaben an, daß wir keine schlimmen Absichten hätten. Wir wären Pilger nach dem heiligen See von Manjarowar, der nur wenige Kilometer von hier lag. Wir hätten uns große Kosten und Beschwerden auferlegt. Wie könnten wir jetzt, so nahe an unserm Ziel, umkehren? Wir wollten nicht zurückgehen und hofften, daß sie uns erlauben würden, unsern Weg fortzusetzen.

Wir behandelten sie höflich und freundlich, und da sie dies wahrscheinlich fälschlich für Furcht hielten, zogen sie schnell Vortheil daraus, besonders der Magpun oder erste Offizier und Befehlshaber des Forts von Ghanema. Die ausgesprochene Unterwürfigkeit, die er zuerst zur Schau getragen hatte, schlug plötzlich in Anmaßung um.

„Ihr werdet mir den Kopf abschneiden müssen“, sagte er mit bössartiger Miene, „oder vielmehr, ich werde euern abschneiden, ehe ich euch einen Schritt weiter gehen lasse.“

„Mir den Kopf abschneiden, du Schurke!“ rief ich, indem ich aufsprang und eine Patrone in mein Gewehr schob.

„Mir den Kopf abschneiden!“ wiederholte mein Träger und richtete sein Gewehr auf den Offizier.

„Uns die Köpfe abschneiden“, schrien der Brahmine und die beiden christlichen Diener Dr. Wilson's zornig, indem sie ein Winchestergewehr und ein Paar Gurkha-Kutris (große Messer) erfaßten.

„Nein, nein, nein! Salaam, Salaam, Salaam!“ stieß der Magpun mit einer Zungenfertigkeit heraus, die nur ein von panischem Schrecken ergriffener Mensch besitzt. „Salaam, Salaam“, wiederholte er und verneigte sich bis zur Erde, mit herausgestreckter Zunge, indem er in ekelhaft kriechender Weise seinen Hut zu unsern Füßen legte. „Laßt uns wie Freunde sprechen!“

Die Leute des Magpun, die nicht tapferer waren als ihr Herr, veränderten mit reizender Unverfrorenheit ihre Stellung, um im Falle unsers Schießens durch ihre Vorgesetzten gedeckt zu sein. Als sie bei näherer Ueberlegung fanden, daß sogar eine solche Vorsicht ihnen nur geringe Sicherheit gewährte, standen sie einer nach dem andern auf, gingen erst standhaft ein halbes Duzend Schritte fort, um zu zeigen, daß es nicht Furcht sei, die sie zum Abgehen veranlaßte, und — rissen dann aus.

Der Magpun und die andern Offiziere, die dablieben, wurden immer demüthiger. Wir sprachen und verhandelten in freundlicher Weise noch weitere zwei Stunden, aber nicht mit merklichem Erfolge.

Der Magpun konnte nicht nach seinem eigenen Willen handeln. Er wolle mit seinen Offizieren Rath halten und könne uns nicht eher Bescheid geben als am nächsten Morgen. Inzwischen würde er für unsere Verpflegung sorgen und sich für unsere Sicherheit verbürgen, wenn wir neben seinem Zelte lagern wollten.

Ich wußte wohl, daß das nur ein Mittel war, Zeit zu gewinnen, um nach Barka nördlich vom Rakastal und nach den nächstgelegenen Lagern um Soldaten zu schicken. Ich äußerte ihm offen meinen Verdacht, fügte aber bei, ich wünschte mit den tibetanischen Behörden zunächst auf freundslichem Fuße zu verhandeln, bevor ich zur Gewalt griffe. Ich erinnerte den Magpun wieder daran, daß wir nur friedliche Reisende seien, die nicht gekommen seien, um zu kämpfen; ich würde alles, was ich von ihm oder seinen Leuten kaufen würde, zehnfach bezahlen und würde es gern thun; aber gleichzeitig sollte sich jeder in Acht nehmen, der es wagen würde, auch nur einem meiner Leute ein Haar zu krümmen. Der Magpun erklärte, er verstehe alles sehr gut. Er schwor Freundschaft und bat uns als seine Freunde, die Nacht über bei seinem Lager zuzubringen. Bei der Sonne und der Dreieinigkeit schwor er, daß uns in keiner Hinsicht Leid geschehen solle. Er verabschiedete sich dann demüthig von uns.

Der Doctor und ich saßen zuvorderst, hinter uns Tschanden Sing, der Brahmine und die zwei Christen. Die Träger waren weiter hinten. Ich schaute mich nach ihnen um. Welcher Anblick! Alle miteinander jammerten sie kläglich und jeder verhüllte das Gesicht mit den Händen. Katschi liefen die Thränen über die Wangen, Dola seufzte, während der Daku und der andere in meinen Diensten stehende Tibetaner, die sich zur Vorsicht verkleidet hatten, sich hinter ihren Lasten versteckt hielten. So ernsthaft die Lage war, mußte ich doch über die entmuthigten Leute lachen.

Wir schlugen unsere Zelte auf. Ich hatte schon eine Zeit lang im Zelt geessen, meine Beobachtungen registriert und mein Tagebuch weiter geschrieben, als Katschi in augenscheinlich großer Angst hereinkroch. Er war so gänzlich außer Fassung, daß er kaum sprechen konnte.

„Herr!“ flüsterte er. „Herr! die Tibetaner haben einen Mann zu deinen Kulis geschickt, der ihnen gedroht hat, daß sie dich verrathen oder sterben müßten. Sie müssen dich während der Nacht verlassen, und wenn du versuchst, sie zurückzuhalten, müssen sie dich tödten!“

Zu derselben Zeit, als dieser Spion abgesandt worden war, um sich mit meinen Kulis zu verschwören, hatten andere Boten des Magpun große Massen trockenen Mistes für unser Feuer gebracht und mir neue Versicherungen seiner Freundschaft übermittelt. Trotzdem wurden Soldaten nach jeder Richtung ausgeschildt, um Hülfe herbeizurufen. Ich sah sie fortgehen; einer ging nach Kardam und Taklakot; ein zweiter ging nach Barka, und ein dritter galoppierte nach Westen.

Meine Träger bereiteten augenscheinlich einen Handstreich vor, wie ich durch eine Oeffnung im Zelte beobachten konnte. Sie waren emsig beschäftigt, ihre Decken und Kleider von meinen Lasten zu trennen, die Vorräthe unter sich zu vertheilen und meine eigenen Güter beiseitezwerfen. Ich ging zu ihnen hinaus und ließ sie ruhig die Sachen wieder so verpacken, wie sie gewesen waren; dabei warnte ich sie, daß ich jeden erschießen würde, der versuchen sollte, zu meutern oder zu desertiren.

Während der Doctor und ich uns zu einer ausgiebigen Mahlzeit niederseßten, zu unserer letzten nach den im Lager umgehenden Gerüchten, wurde Tschanden Sing mit den Vorbereitungen zum Kriege von unserer Seite betraut. Mit großem Behagen reinigte er die Flinten und machte die Munition fertig, denn er sehnte sich danach zu kämpfen.

Der Brahmine, auf dessen Treue wir uns auch verlassen konnten, blieb bei der ganzen Sache kühl und gefaßt. Er war ein Philosoph und zerbrach sich nie den Kopf über irgendetwas. Er betheiligte sich nicht activ an der Vorbereitung zu unserer Vertheidigung, denn er fürchtete den Tod nicht. Gott allein könne ihn tödten, so behauptete er, und alle Luntensflinten im Lande zusammengenommen könnten ihm keine Kugel durch den Leib jagen, wenn nicht Gott es wünsche. Und wenn dies wäre, was würde es nützen, sich gegen den Willen Gottes

aufzulehnen? Die beiden Befehrten waren als gute Christen praktischer und verloren keine Zeit, die gewaltigen Klingen ihrer Kukris zur Schärfe von Rasirmessern zu schleifen.

Unserer sechs waren wir nun bereit, der ganzen tibetanischen Armee entgegenzutreten! Als die Dunkelheit kam, wurden in einiger Entfernung rings um unser Lager Wachen aufgestellt. Es war zu vermuthen, daß, sobald sich Gelegenheit bieten sollte, auf unser Zelt ein gemeinsamer Ueberfall mit meinen verrätherischen Trägern geplant war. Einer von uns hielt die ganze Nacht hindurch draußen Wache, und wir legten uns drinnen in unsern Kleidern nieder, die geladenen Flinten für den Nothfall neben uns. Ich kann nicht sagen, daß Dr. Wilson und ich Furcht empfanden, denn die malerischen tibetanischen Soldaten mit ihren plumpen Luntens Flinten, ihren langen Speeren und juwelenbesetzten Schwertern und Dolchen flößten uns mehr Verachtung als Schrecken ein.

Fünftehntes Kapitel.

Der Tarjum von Barka.

Am nächsten Morgen wurden wir in aller Frühe durch den fernen Ton von Pferdeglocken erweckt. Als ich aus dem Zelte blickte, sah ich eine lange Reihe von schwerbeladenen Packpferden, die von einer Anzahl berittener Soldaten mit Luntenslinten und Speeren begleitet wurden. Augenscheinlich kam irgendein hoher Beamter, und diese Vorhut bestand aus seinen Untergebenen und seinem Gepäck. Sie machten weit von unserm Zelte eine große Schwenkung und stiegen an dem Fort vom Pferde. Andere Soldaten und Boten kamen fortwährend gruppenweise aus allen Richtungen an. Der Anführer einer Abtheilung mit einer großen Escorte von Soldaten wurde mit unzähligen Saalaams empfangen. Ich schloß daraus, daß er eine wichtige Persönlichkeit sein müsse.

Nach einiger Zeit wurde uns die Botschaft geschickt, daß dieser neue Ankömmling, der Tarjum von Barka, die Ehre zu haben wünsche, uns zu sehen. Dieser Potentat war im Range einem König unter einem Protectorat gleich. Wir antworteten höflich, daß wir eben unser Frühstück einnahmen; wir würden ihn holen lassen, wenn wir ihn zu sprechen wünschten. Die Erfahrung hatte uns gelehrt, daß es immer rathsam ist, tibetanische Beamte als tiefer stehend zu behandeln, da sie dann bescheidener sind und mit ihnen leichter zu verhandeln ist. Um 11 Uhr schickten wir einen Boten nach dem Fort, um zu sagen, daß wir jetzt erfreut sein würden, den Tarjum zu empfangen.



Ankunft des Tarjum von Barfa.

Er kam augenblicklich mit einem großen Gefolge, eine malerische Gestalt in einem langen grünseidenen Rock nach chinesischem Schnitt, mit großen aufgeschlagenen Ärmeln, die seine Arme bis zum Ellbogen sehen ließen; auf dem Kopfe eine Mütze, ähnlich der von den chinesischen Beamten getragenen, und an den Füßen schwere, lange, schwarze Stiefeln mit großen Nägeln auf den Sohlen.

Sein blaßes, langes, eckiges Gesicht war in mancher Beziehung bemerkenswerth. Es war von interessanter Dummheit, und wenn auch etwas weibisch, besaß es doch hübsche Züge; unverkennbare Anzeichen von Verderbtheit ließen die niedrige Stufe seiner Moral erkennen. Langes Haar fiel in losen Locken auf die Schultern nieder, und von dem linken Ohre hing ein Ohrring von großen Dimensionen mit Malachit=Zierathen und einem Gehänge herab. In den nervigen Fingern hielt er eine kleine Rolle von tibetanischem Stoffe, die er mit beiden Händen als Taschentuch gebrauchte, um sich jedesmal die Nase zu schnuzen, wenn er um die Antwort auf eine Frage verlegen war.

Der Tarjum und seine Leute waren mit ihren kriechenden Verbeugungen verschwenderisch, und wie gewöhnlich gab es eine große Schaustellung von Zungen. Wie ich bemerkte, hatten diese eine ungesunde weißliche Farbe, die in ganz Tibet durch übertriebenes Theetrinken hervorgerufen wird. Die Verdauung der Leute ist gewöhnlich ruiniert, und ihre Zunge fast immer belegt.

Wir hatten vor unserm Hauptzelte Decken ausgebreitet. Der Doctor und ich saßen auf einer und forderten den Tarjum auf, sich auf die Decke uns gegenüberzusetzen. Seine Begleiter kauerten sich rings um ihn. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß, wenn man in Tibet ein „Jemand“ ist oder wünscht, daß die Leute die Wichtigkeit einer Person anerkennen, man einen Schirm über seinem Kopfe ausgespannt haben muß. Zum Glück hatte der auf alles bedachte Doctor zwei in seinem Besitz; diese wurden von zweien unserer Leute anmuthig über unsern Häuptern gehalten. Der Tarjum selbst wurde von einem

Sonnendache von kolossalen Dimensionen beschattet, das sein dienstbarer Secretär über ihn hielt.

Trotz der überschwenglichen Freundschaftsversicherungen, die von des Tarjums Lippen flossen, überzeugte mich die genaue Beobachtung seines Gesichtes, daß seine Worte nicht aufrichtig gemeint waren. Jedenfalls durfte ich ihm nicht trauen. Er sah einem nie gerade ins Gesicht; seine Augen waren die ganze Zeit auf den Boden geheftet, und er sprach in einer widerwärtig affectirten Art. Vom ersten Augenblick an konnte ich den Mann nicht leiden, und, Freund oder nicht, behielt ich mein geladenes Gewehr auf dem Schoße.

Nach endlosen Redereien, plumpen Schmeicheleien und zarten Erkundigungen nach allen Verwandten, die ihnen einfallen konnten; nach ermüdenden, schön klingenden Parabeln ohne Sinn, nach wiederholtem Schnutzen und lautem Husten, der immer sehr gelegen kam, wenn wir fragten, ob sie schon zu einem Entschlusse gekommen wären, was uns zu thun erlaubt sein werde, wurden endlich, als meine Geduld fast erschöpft war, — die Unterhandlungen vom vorigen Tage wieder eröffnet. Wir redeten stundenlang. Wir baten um die Erlaubniß, weiter gehen zu dürfen. Sie waren noch nicht im Reinen, ob sie uns ziehen lassen sollten oder nicht. Um die Sache zu vereinfachen und die Entscheidung zu beschleunigen, ehe andere Verstärkungen ankämen, ersuchte der Doctor um die Erlaubniß, nur acht von uns nach dem Manjarowar-See gehen zu lassen. Er selbst würde mit dem übrigen Theil der Gesellschaft als Bürge für unsere Rechtlichkeit in Gyanema zurückbleiben. Aber selbst dieses Anerbieten wiesen sie zurück, nicht direct, sondern mit heuchlerischen Entschuldigungen und Ausflüchten; sie glaubten, wir würden den Weg nicht finden können, und, wenn wir es könnten, würden wir ihn sehr rauh und das Klima zu streng finden; Räuber könnten uns anfallen u. s. w. Alles erschien uns sehr kindisch.

Ich wurde der Sache müde und beschloß zu irgendeinem Auskunftsmittel oder zu einer Drohung meine Zuflucht zu nehmen. Meine Flinte mit gespanntem Hahn noch auf dem Schoße haltend, drehte

ich ihre Mündung gegen den Tarjum und ließ absichtlich meine Hand zu dem Drücker hinabgleiten. Dem armen Manne wurde so unbehaglich, daß sein Gesicht deutliche Zeichen von Furcht und Schrecken zeigte. Seine bis jetzt auf den Boden gehefteten Augen wurden zuerst unruhig und richteten sich dann fest und mit einem Jammerblick auf die Mündung meines Gewehrs. Zugleich versuchte er durch Bewegen des Kopfes dem Ziel nach rechts oder links auszuweichen, aber ich ließ die Waffe allen seinen Bewegungen folgen. Die Diener des Tarjums theilten die Befürchtungen ihres Herrn vollständig. Ohne Zweifel war der arme Bursche in Todesangst. Seine Stimme, die vor einem Augenblick lärmend und anmaßend geklungen hatte, fand die denkbar demüthigsten Töne. Mit großer Sanftmuth erklärte er sich bereit, uns in jeder Weise gefällig zu sein.

„Ich sehe, daß ihr gute Leute seid“, sagte er in schwachem Flüster-tone, der von einer großartigen Verbeugung begleitet war. „Ich kann nicht, wie ich gern thäte, eurer Weiterreise meine officielle Genehmigung geben, aber ihr könnt gehen, wenn ihr wollt. Mehr kann ich nicht sagen. Acht von euch können nach dem heiligen Mansarowar-See gehen, die andern werden hier bleiben.“

Bevor er seine Entscheidung endgültig abgab, sagte er, daß er es vorziehen würde, noch eine Berathung mit seinen Offizieren zu haben. Dies gewährten wir ihm bereitwillig. Hierauf beschenkte der Tarjum den Doctor mit einer Rolle tibetianischen Stoffes.

Ich hatte, wie gewöhnlich, am Morgen gebadet, und mein türkisches Handtuch war vor dem Zelte zum Trocknen ausgebreitet. Der Tarjum, der großes Interesse für alle unsere Sachen zeigte, fand ein besonderes Wohlgefallen an dem knotigen Gewebe. Er ließ sein Kind holen, damit es diesen wundervollen Stoff sähe, und als es kam, wurde das Handtuch auf des Knaben Rücken gelegt, als ob es ein Shawl wäre. Sogleich bot ich es ihm zum Geschenk an, wenn er es annehmen wollte. Sein Entzücken kannte keine Grenzen, und unsere vor wenig Minuten noch etwas gespannten Beziehungen trugen nun

den freundlichsten Charakter. Wir luden die Gesellschaft in unser Zelt ein, und sie untersuchten alles mit Verwunderung und thaten die verschiedenartigsten Fragen. Jetzt waren sie ganz lustig und vergnügt, und gelegentlich sogar witzig.

Die Tibetaner haben eine große Begierde nach Alkohol; sie fragten mich daher bald, ob ich ihnen welchen geben könnte, es gäbe nichts, was sie lieber hätten. Da ich nie welchen bei mir habe, konnte ich ihnen keinen anbieten; ich wollte sie aber nicht enttäuschen und brachte eine Flasche mit Methylläther (den ich für mein Hygrometer brauchte) zum Vorschein. Diesen tranken sie mit Vergnügen, da sie seine halsverbrennenden Eigenschaften augenscheinlich schätzten, und verlangten noch mehr. Der Tarjum klagte über eine Unpäßlichkeit, an der er seit einiger Zeit gelitten habe, und der Doctor war im Stande, ihm ein passendes Mittel zu geben. Auch die andern Offiziere erhielten alle, ehe sie fortgingen, kleine Geschenke.

Nachmittags kam ein Bote von dem Tarjum von Barka. Er hatte gute Nachrichten für uns. Der Tarjum wünschte uns begreiflich zu machen, daß, da wir so freundlich mit ihm und seinen Begleitern gewesen seien, er uns als seine persönlichen Freunde betrachte, und daß, da wir so eifrig begehrt, den großen Mansarowar-See und den Kelas-Berg zu besuchen, und schon viele Schwierigkeiten und große Kosten gehabt hätten, um so weit zu kommen, er damit einverstanden sei, daß acht von meiner Gesellschaft nach den heiligen Stätten weiter gingen. Es wäre ihm unmöglich, uns eine officielle Einwilligung zu geben, aber er wiederholte nochmals, daß wir gehen könnten, wenn wir wollten.

Natürlich entzückte mich diese Nachricht. Ich war sicher, daß ich, einmal am Kelas, leicht irgendwelche Mittel finden würde, weiter zu kommen.

An demselben Abend stahl sich ein Verräther in unserm Lager aus dem Zelte fort, in dem meine Leute schliefen, und stattete dem Tarjum einen Besuch ab. Ohne Zweifel theilte er ihm mit, daß ich weder des



Verhandlung mit dem Tarsum von Barka.

guten Familie bist; darum mußt du in deinem Lande ein hoher Beamter sein. Deine edeln Gefühle zeigen auch, daß du nicht wünschen kannst, daß wir um deinetwillen gestraft werden, und nun sind unsere Herzen froh, zu sehen, wie du deine Schritte wieder zurücklenkst. Laß mich dir diese Schuhe darbieten, damit deine Füße nicht wund werden auf der langen und beschwerlichen Rückreise nach deinem Heimatlande.“

Das war hübsch gesagt, aber die Art der Beweisführung war eigenthümlich. Es lag nicht in meinem Interesse, die Tibetaner in Bezug auf meine Absicht aus ihrem Wahne zu reißen; so nahm ich die Stiefel an. Der Magpun und seine Leute machten Salaam bis auf den Boden.

Ohne weiteres Parlamentiren verließen wir den Magpun und marschirten, denselben Weg wieder einschlagend, in westsüdwestlicher Richtung ab, als ob wir entschlossen wären, das Land zu verlassen und zurückzugehen, wie man uns gerathen hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Ein rascher Entschluß.

Wir kamen auf dem Gipfel des Hügels an und gingen nach der andern Seite hinüber. Meine Leute marschirten weiter den Abhang hinab, während ich zurückblieb, um, durch einen großen Stein gedeckt, die Leute in Gyanema durch das Fernrohr zu beobachten. Kaum war der letzte meiner Männer auf der andern Seite des Passes verschwunden, als die Kavalleristen in die Sättel sprangen und uns nachgaloppirten, wobei sie Wolken von Staub aufwirbelten. Das war es, was ich erwartet hatte. Ich eilte, mich meinen Leuten anzuschließen. Unten in der Ebene angekommen, nahm ich wieder mein Fernrohr heraus und beobachtete den Hügel, von dem wir eben herabgestiegen waren. Man konnte einige dreißig Köpfe sehen, die zwischen den Blöcken hervorguckten. Augenscheinlich waren die Soldaten abgestiegen und spähten nach unsern Bewegungen. Es ärgerte mich, daß sie nicht offen kamen, mich anzuhalten, anstatt in dieser unangenehmen Weise jede unserer Bewegungen zu beobachten. So stellte ich mein Gewehr auf 800 Meter, legte mich platt nieder und zielte auf eine Gestalt, die ich deutlicher als die andern sehen konnte.

Der Doctor riß mir die Flinte von der Schulter.

„Sie dürfen nicht schießen“, sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe. „Sie könnten jemand tödten.“

„Nun“, erwiderte ich, „solchen feigen Geschöpfen muß man eine Lection geben.“

„Ja, das ist wahr, aber in Tibet ist jeder Mann so feige, daß die Lection beständig wiederholt werden müßte“, antwortete Wilson mit gewohnter Vorsicht.

Ich hängte meine Flinte über die Schulter und dachte, ich würde mich schon ein andermal an die eben geplante Arbeit machen.

Als wir in der Ebene ungefähr zwei Kilometer zurückgelegt hatten, überschritt unsere geisterhafte Escorte den Paß und kam in vollem Galopp den Hügel herunter. Ich gab meinen Leuten Befehl, anzuhalten, was die Soldaten kaum sahen, als sie auch plötzlich stillhielten. Ich beobachtete sie durch das Fernrohr. Sie schienen in erregter Discussion zu sein. Endlich ritten fünf Mann in größter Eile nordwärts, wahrscheinlich um den Weg in jener Richtung zu bewachen. Drei Mann blieben, wo sie waren, und die übrigen galoppirten wie von panischem Schrecken ergriffen rasend den Hügel wieder hinauf und verschwanden hinter dem Gipfel.

Wir nahmen den Marsch wieder auf. Die drei Reiter verfolgten einen Weg zwei Kilometer südlich von unserm, am Fuße der Hügel, und da sie sich dicht auf die Köpfe ihrer Pferde legten, glaubten sie wahrscheinlich, daß sie unbemerkt an uns vorbeikämen. Als sie sahen, daß unsere Richtung die nach unserm alten Lager bei Lama Tschokden war, verließen sie unsere Spur und ritten uns voraus.

Als wir abends Lama Tschokden erreichten, kamen zwei Schäfer, uns zu begrüßen. Später erschien ein dritter.

„Unsere Schafe sind weit fort“, sagten sie. „Wir sind hungrig. Wir sind arm. Können wir bei euerm Lager bleiben und die Speisen auflesen, die ihr fortwerfen werdet?“

„Gewiß“, sagte ich, „aber seht euch vor, daß ihr nicht mehr auflest, als ihr braucht.“

Diese einfältigen Leute hatten in dem Glauben, daß ich sie nicht erkennen würde, ihre Pferde in dem Wachtthause von Lama Tschokden gelassen, und versuchten nun als Schäfer verkleidet sich bei uns einzuschleichen mit der Absicht, unsere Bewegungen und Vorhaben be-

quemer zu beobachten. Natürlich waren sie niemand anders als die drei Sepoys von Gyanema.

Mit jedem Schritte unsers Rückzugs gegen den Himalaja wurde mein Herz schwerer und meine Stimmung gedrückter. Ich war voll von Kriegslisten, aber Pläne ersinnen und sie ausführen sind zwei sehr verschiedene Dinge.

Wie oft waren meine Pläne nicht gescheitert! Wie oft hatte ich nicht von neuem anfangen müssen, wenn alles fertig und im besten Gange schien! Und dies sogar, wenn ich eine Fülle von gutem Material zur Verfügung hatte, mit dem ich arbeiten konnte. Jetzt hatten sich die Dinge sehr zum Schlimmen gewendet. Trotz meines unaufhörlichen Kampfes gegen das Schicksal wurden meine Aussichten auf Erfolg Tag für Tag geringer. Ich konnte nicht umhin, einzusehen, daß es schließlich doch mit der Kraft und Ausdauer meiner Leute und meiner selbst ein Ende nehmen müsse. Es ist hart genug, sich an eine schwierige Aufgabe zu machen; aber wenn man sie glücklich angefangen und schon viele Schwierigkeiten überwunden hat, wieder zurückgehen und von neuem anfangen zu müssen, das ist mehr als bitter.

Die Aussichten waren trüb; ich stand vor dem augenscheinlichen Mißerfolg aller Anstrengungen und war der Treue meiner Leute nicht sicher.

In diesem Lager kündigte z. B. der Daku, der seine Verkleidung schon mehrmals gewechselt hatte, seitdem wir mit Tibetanern in Berührung kamen, an, er werde mich unverzüglich verlassen. Der Doctor hatte ihm schon die besten Worte gegeben, zu bleiben — ohne Erfolg. Wir wußten wohl, daß der Mann uns in dieser von Dakoit heimgesuchten Gegend nur verlasse, um seine alten räuberischen Gewohnheiten wieder aufzunehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wollte er sich irgendeiner Bande anschließen, und wir durften dann ohne Zweifel während der dunkelsten Stunden der Nacht seinen Besuch erwarten. Der Daku wußte, daß ich eine große Summe Geld bei mir führte; in den letzten beiden Tagen war sein Benehmen seltsam

gewesen. War er einigen seiner Genossen begegnet? Oder hatte er von den Sepoys gehört, daß sie in der Nähe wären?

Der Daku hatte sich ein Bündel mit seinen Decken auf den Rücken gebunden, bereit, augenblicklich fortzugehen. Meine Leute, die durch diese neue Gefahr bekümmert wurden, berichteten mir dies. Ich schickte sofort nach ihm. Er sprach in barschem Tone, und mit auf den Boden gehefteten Augen sagte er: „Ich gehe, Sahib.“

„Wohin?“ fragte ich.

„Ich habe Freunde hier in der Nähe; ich gehe zu ihnen.“

„Sehr gut, geh!“ sagte ich, indem ich ruhig mein Gewehr aufnahm.

Seine Last war in kürzerer Zeit von seiner Schulter herunter, als man zur Beschreibung des Vorfalles braucht. Er nahm seine Arbeit wie gewöhnlich wieder auf. Ein paar andere meuterische Kulis wurden auf demselben Wege zur Vernunft gebracht. Später erfuhr ich, daß kaum zwei Tage, nachdem dies geschehen war, eine Bande von Straßenräubern eine Gesellschaft nahe der Grenze angegriffen hatte. —

Wieder ein Marsch rückwärts! Wie schrecklich war das für mich! Und doch war es rathsam. Wir gingen mehrere Kilometer weit und lagerten am Ufer eines reißenden Flusses, des Schirlangtschu. Von diesem Punkte aus dürfte es mit einiger Schwierigkeit und Gefahr möglich sein, während der Nacht über das Gebirge zu kommen und den Versuch zu machen, den Spionen und Wachen auszuweichen, indem man quer durch das Dschungel nach Mansarowar ging. Ich entschloß mich, dies zu versuchen.

Ein so großes Gefolge wie meine dreißig Mann zu haben, schien die Gefahr zu vergrößern. So beschloß ich, daß nur drei oder vier mich begleiten sollten. Allein zu gehen, war unausführbar wegen der Schwierigkeit, hinreichende Nahrungsmittel zu tragen, sonst würde ich es bei weitem vorgezogen haben. Indessen beschloß ich, im schlimmsten Fall diese letztere Art zu reisen zu versuchen und

zu sehen, ob ich auf gut Glück von den Tibetanern etwas zu essen erhalten würde.

Alle Lasten wurden fertig gemacht. Kleidungsstücke und Luxusartikel, Leckerbissen unter den Nahrungsmitteln und Extrasachen wurden zurückgelassen, um Platz für meine wissenschaftlichen Instrumente zu schaffen. Jedes Pfund mehr an Gewicht, das ich der Wissenschaft widmete, bedeutete ein Pfund weniger an Nahrung für den Weg nach Lhasa. Was nicht absolut nothwendig war, mußte zurückgelassen werden.

Zwei tibetanische Spione kamen nachmittags zum Lager, wie gewöhnlich als Bettler verkleidet. Sie baten um Essen und forderten es sogar. Ihr Benehmen war unerträglich frech. Es war zu viel für uns. Bijesing, der Johari, und Kubso, der christliche Koch, waren die ersten, die sich mit ihnen in einen offenen Kampf einließen. Sie pufften und stießen sie, trieben sie eine steile, zu einem Flusse führende Schlucht hinab, dann warfen sie, von andern aus dem Lager unterstützt, die Tibetaner mit Steinen. Die unglücklichen Eindringlinge, außer stande, schnell durch den reißenden Strom zu waten, empfangen den verdienten Lohn. Dieses kleine Scharmützel ergözte das Lager, aber viele der in meinen Diensten stehenden Schofas und Hunyas waren noch vor Schrecken ganz außer sich. Es genügte, daß einer von ihnen einen Tibetaner sah, um sogleich vor Schrecken zusammenzusinken.

Die für meine Flucht bestimmte Stunde war neun Uhr abends. Durch das Versprechen einer guten Belohnung waren fünf Leute bewogen worden, mir zu folgen.

Zur bestimmten Stunde war jedoch keiner von ihnen erschienen. Ich ging auf die Suche nach ihnen. Der eine hatte sich absichtlich die Füße verletzt und war marschunfähig. Ein anderer gab vor, im Sterben zu liegen. Die übrigen weigerten sich entschieden, zu kommen. Vor Furcht und Kälte zitterten sie.

„Töbte uns, Sahib, wenn du willst“, flehten sie mich an, „aber wir folgen dir nicht.“

Um drei Uhr morgens hatten sich alle Versuche, auch nur einen Mann zum Tragen einer Last zu bekommen, als nichtig erwiesen. Ich mußte den Gedanken an den Abmarsch aufgeben.

Meine Aussichten wurden trüber als je. Wieder ein Marsch zurück nach dem kalten und öden Pässe, auf dem ich nach Tibet gekommen war!

„Sie sind niedergeschlagen, Landor“, bemerkte der Doctor.

Ich gab es zu. Ich hatte gewünscht, um jeden Preis vorzudringen, und nur aus Rücksicht auf meinen guten, liebenswürdigen Freund, den Doctor, hatte ich widerwillig darauf verzichtet, mir meinen Weg mit Gewalt zu bahnen. Mein Blut kochte. Ich fieberte. Die Feigheit meiner Leute machte sie mir unsäglich verächtlich. Ich konnte es jetzt nicht ertragen, sie zu sehen; ihr Benehmen war empörend.

In Gedanken versunken ging ich schnell weiter, und der schroffe Weg erschien mir kurz und bequem. Ich fand einen passenden Platz für unser nächstes Lager. Hier standen vor mir und auf jeder Seite hohe, schneebedeckte Berge. Dort, mir gegenüber, ragte derselbe Lumpiya-Paß empor, über den ich mit großen Hoffnungen nach Tibet hineingezogen war. Ich verabscheute in diesem Augenblick seinen Anblick; seine Schneefelder schienen meines Mißerfolgs zu spotten.

Ob wir Zeit hatten, unsere Zelte aufzuschlagen, hatte der Wind, der den ganzen Nachmittag stark gewesen war, zehnfach an Wuth zugenommen. Die Wolken über uns waren wild und drohend, und bald fiel Schnee in dichten Flocken.

„Was wollen Sie thun?“ fragte mich der Doctor. „Ich dächte, Sie thäten besser, nach Garbhang zurückzukehren, neue Leute zu nehmen und noch einmal anzufangen.“

„Nein, Doctor, lieber will ich sterben, als diesen Marsch nach rückwärts fortsetzen. Die Chancen werden besser sein, wenn ich allein gehe. Ich habe beschlossen, heute Abend aufzubrechen; denn ich bin überzeugt, daß ich meinen Weg über das Gebirge finden werde.“

„Nein, nein, es ist unmöglich, Landor“, bat der Doctor mit Thränen in den Augen. „Für jeden, der es versucht, bedeutet es den sichern Tod.“

Ich sagte ihm, daß ich fest entschlossen sei. Der arme Doctor war verblüfft. Er wußte, daß der Versuch, mir abzurathen, nutzlos war. Ich ging in das Zelt, um mein Gepäck nochmals zu arrangiren und zu verringern, und machte eine Last zurecht, die klein genug war, um sie neben der täglichen Marschaurüstung und den Instrumenten auf meinem Rücken zu tragen.

Während ich Vorbereitungen für meine Reise traf, trat Katschi Ram ins Zelt. Er sah erschreckt und bestürzt aus.

„Was thust du, Herr?“ fragte er hastig. „Der Doctor sagt, du willst heute Nacht allein über das Gebirge und ganz allein nach Lhassa gehen.“

„Ja, das ist wahr.“

„O, Herr, die Gefahren sind zu groß, du kannst nicht gehen.“

„Ich weiß es, aber ich werde es versuchen.“

„Herr, dann will ich mit dir kommen.“

„Nein, Katschi, du wirst zu viel zu leiden haben. Geh jetzt, da du Gelegenheit hast, zu Vater und Mutter zurück!“

„Nein, Herr, wohin du gehst, will ich auch gehen. Kleine Menschen leiden nie. Wenn sie es thun, kommt es nicht darauf an. Nur die Leiden großer Menschen sind werth bemerkt zu werden. Wenn du leidest, will ich leiden. Ich will kommen.“

Katschi's Philosophie belustigte mich. Es war außer Zweifel, daß er meinte, was er sagte, und ich entschied mich, ihn zu nehmen.

Das war ein Glück. Katschi Ram hatte fünf gute Freunde unter den jungen Schoka-Kulis. Sie waren alle Freunde aus dem Rambang und pflegten sich im Lager während der Abende oft zuzusammenthun und melodische, schwermüthige Lieder zu singen zu Ehren der schönen Mädchen, ihrer Liebsten, die sie auf der andern Seite des Himalaja zurückgelassen hatten.

Katschi eilte fieberhaft erregt davon. In wenigen Minuten war er zurück.

„Wie viele Kulis willst du mitnehmen, Herr?“

„Es wird keiner kommen.“

„O, ich werde sie bringen. Werden fünf genügen?“

„Ja“, murmelte ich ungläubig.

Mein Skepticismus erhielt einen Stoß, als Katschi zurückkam und in seinem seltsamen Englisch sagte:

„Fünf Schokas kommen, Herr. Dann du, Herr; ich, Herr; fünf Kulis, Herr, gehen fort Nachtzeit, welche Uhr?“

„Bei Gott, Katschi“, konnte ich mich nicht enthalten auszurufen, „du bist ein tüchtiger Bursche, wirklich smart.“

„Smart, Herr?“, fragte er aufmerksam, als er ein neues Wort hörte. Er war sehr begierig, Englisch zu lernen, und hatte eine wahre Leidenschaft dafür. „Smart! Was bedeutet? Wie buchstabiren?“

„S . . . m . . . a . . . r . . . t. Es bedeutet schnell, klug.“

„Smart“, wiederholte er feierlich, als er das neuervorbene Wort in ein Buch einschrieb, das ich ihm zu diesem Zwecke gegeben hatte.

Katschi war ohne Zweifel, trotz mancher kleinen Fehler, ein großer Charakter. Er war ein äußerst intelligenter, aufgeweckter Bursche. Seine nie versagende gute Laune und sein ernstes Bestreben, zu lernen und nützlich zu sein, waren sehr erfreulich.

Mein Geschick schien sich in der That gewendet zu haben. Wenige Minuten darauf kam mein Träger, der nicht wußte, daß jemand mich begleiten würde, und rief mit einem Ausdruck des Abscheus:

„Shoka crab, sahib! Hunya log bura crab. Hazur hum, do admi jaldi Lhasa giao. Die Schokas sind schlimm, die Hunyas sind sehr schlimm. Guer Gnaden und ich, wir beiden allein wollen schnell ganz allein nach Chassa gehen.“

Hier war also noch ein beherzter und nützlicher Mann, der sehnlichst wünschte, mitzukommen. Er sagte, daß er keine Furcht vor dem

Tode habe. Er war der Typus des Mannes, wie ich ihn brauchte. Wie aufrichtig des armen Burschen Beteuerungen waren, erfuhr ich in einer spätern Zeit!

Tschanden Sing hatte eine starke Neigung für die Jagd. Sein Glück war vollkommen, wenn er seine Flinte nach irgendetwas abfeuern konnte, obgleich niemand wußte, ob er jemals das Ziel getroffen hatte. Ich hatte ihn nur wenige Tage zuvor streng gescholten und bestraft, weil er mehrere Patronen an Kiang, an wilde Pferde, verschwendet hatte, die fünf Kilometer entfernt waren. Gewöhnliche Arbeit jedoch, wie das Besorgen seiner eigenen Küche oder die Reinhaltung meiner Sachen, war ihm zuwider und wurde regelmäßig auf andere übertragen.

Da Man Sing, der Ausfällige, leider derselben Kaste angehörte wie Tschanden Sing, wurde er meines Dieners Diener. Die beiden Hindus zankten und kämpften beständig miteinander, aber im Herzen waren sie die besten Freunde.

Durch Versprechungen, die hin und wieder mit Schlägen untermischt wurden, gelang es dem Träger schließlich, seinen protégé zu überreden, sich unserm neuen Plane anzuschließen und zusammen den unbekanntem Gefahren zu trotzen.

Um acht Uhr abends hatte ich alle die Leute beisammen, die versprochen hatten, mir zu folgen. Es waren mein Träger, Katschi und sechs Kulis.

Siebzehntes Kapitel.

Die Flucht aus dem Teufelslager.

Wir nannten dieses Lager „Teufelslager“, denn teuflisch war in der That der Wind, der an unserm Zelte rüttelte, und der Schnee, der von dem rasenden Sturm in unser Obdach geweht wurde. Während der Nacht nahm der Wind an Wuth zu. Es war weder Holz, noch Dung oder Flechten zur Feuerung zu finden. Unsere Zelte waren in 5150 Meter Höhe aufgeschlagen. Um den Gipfel des Gebirges zu ersteigen, würde ein Aufstieg von 600 Meter nöthig gewesen sein. Bei solchem Wetter waren die Schwierigkeiten des Aufstiegs verzehnfacht, wenn wir auch, um der Wachsamkeit der tibetanischen Wachen zu entgehen, die unsere Bewegungen aususpioniren suchten, keine günstigeren Chancen hätten haben können als eine stürmische Nacht wie diese.

Ich machte mit dem Doctor ab, daß er das ganze Gepäck, das ich zurückließ, und die Leute, die sich weigerten, mir zu folgen, nach Garbhang zurücknehmen sollte. Er mußte alle unsere Zelte bis zum späten Nachmittag des nächsten Tages stehen lassen, um die Tibetaner glauben zu machen, daß wir noch alle darin wären, und um mir Zeit zu geben, einen langen Eilmarsch auszuführen, ehe sie uns auf die Spur kommen könnten. So beschwerlich die Wanderung auch für uns werden würde, wollten wir doch kein Zelt mitnehmen außer dem kleinen, das ungefähr zwei Kilogramm wog. Wir würden ohnedies mehrere Tage nicht im Stande sein, eines aufzuschlagen, aus Furcht,

von den Tibetanern entdeckt zu werden, die bald ausgesperrt werden würden, uns zu suchen. Wir würden bei Nacht weite Strecken gehen und uns meist auf der Höhe des Gebirges halten müssen, anstatt wie andere Reisende durch die Thäler zu wandern; wenn wir überhaupt schlafen könnten, müßte es am Tage geschehen, wenn wir uns an irgendeinem recht abgelegenen Orte verbergen könnten. Den Gedanken an ein Feuer mußten wir auf unbestimmte Zeit hinaus aufgeben, denn selbst in dem unwahrscheinlichen Falle, daß wir auf den großen Höhen, wo wir würden lagern müssen, Feuerungsmaterial fänden, weiß doch jeder, daß ein Feuer und eine Rauchsäule bei Tag wie bei Nacht aus großer Entfernung gesehen werden können.

Alles dieses überlegten und besprachen wir, ehe wir aufbrachen, und wir waren uns überdies völlig bewußt, daß, wenn die Tibetaner einmal Hand an uns legen könnten, unsere Zahl zu klein sei, um kräftigen Widerstand zu leisten, und daß wir uns dann als verloren betrachten müßten. In der That, alles in allem genommen zweifelte ich sehr daran, ob von dem Augenblicke an, da wir das Teufelslager verließen, das Leben meiner paar Begleiter und das meinige auch nur einen Pfifferling werth sein würde.

Im vollen Bewußtsein der Gefährlichkeit meines Unternehmens war es vielleicht thöricht von uns, überhaupt fortzugehen; aber Mangel an Entschlossenheit kann billigerweise nicht zu unsern Fehlern gerechnet werden.

Der bedachtsame Doctor hatte ein paar Flechten von unserm letzten Lager mitgebracht, mit denen er versuchte, ein Feuer anzumachen, um vor der Abreise ein paar Tschapatis für mich zu bereiten. Ach, vier Stunden angestrengter Arbeit und die gleiche Anzahl von Schachteln mit Streichhölzern waren nicht im Stande, auch nur den Schein einer Flamme zu erzeugen.

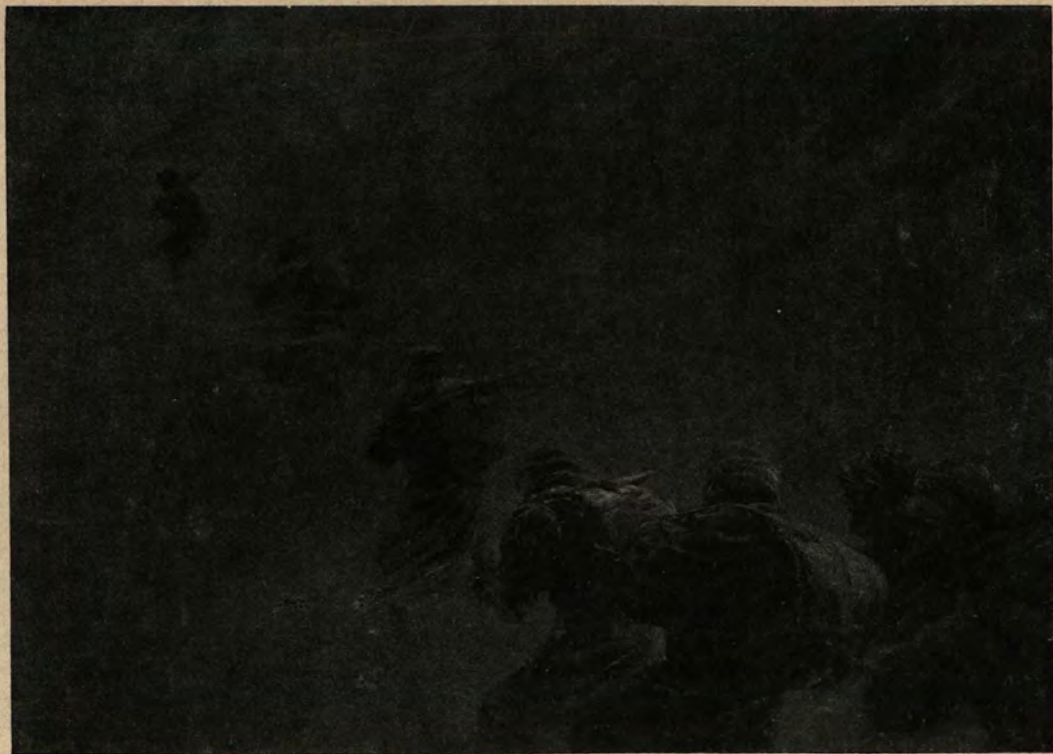
Um Mitternacht sandte ich Tschanden Sing und Katschi fort, um die Leute zu sammeln. Zwei kamen zitternd ins Zelt; die andern waren nicht aufzuwecken. Ich ging selbst und führte sie, einen nach

dem andern, zu ihren Lasten. Sie weinten alle wie Kinder; da erst entdeckte ich, daß ich in der Eile und Verwirrung eine Last zu viel zurechtgemacht hatte. Das war ein Dilemma. Alles war bereit und günstig für unsere Flucht, und eine Verzögerung in diesem kritischen Augenblicke war verhängnißvoll. Ich mußte um jeden Preis noch einen Mann haben.

Als ich, um noch einen zu holen, in das Zelt der Kulis ging, war das Klagen und Stöhnen jämmerlich. Man hätte denken können, daß sie alle in ein paar Minuten sterben müßten und jetzt in den letzten Zügen lägen. Alles aus Schreck und Furcht davor, daß sie ausgewählt werden könnten, mir zu folgen. Schließlich wurde nach endlosen Mühen, Drohungen und Versprechungen Bijesing, der Johari, überredet, mitzukommen. Aber die Last war zu schwer für ihn; er wollte nur die Hälfte tragen. Um weitem Verdruß zu ersparen, kam ich mit ihm überein, daß ich die andere Hälfte noch neben meiner eigenen Last tragen wollte.

Wir löschten unsere Sturmlaternen aus, und um 2 Uhr morgens, als der Sturm am heftigsten tobte und uns Kies und Schnee wie Nadelspitzen ins Gesicht trieb, als Wind und Kälte uns mit schneidender Gewalt bis ins Mark zu dringen schienen, als alle Götter ihrem Zorne Luft machten, indem sie mir jedes Hinderniß in den Weg legten, um ein weiteres Vordringen in dieses hohe Land der Debe zu verhindern, verließ eine Hand voll schweigender Männer, halberfroren und taumelnd, das Lager, um dem eisigen Schneesturm zu trotzen. Ich befahl meinen Leuten, sich dicht beisammenzuhalten. Wir schlugen sofort den Weg nach dem Bergabhange ein, wobei wir Sorge trugen, die Stellen zu vermeiden, wo, wie wir vermutheten, die tibetanschen Spione postirt waren.

Wir hätten keine passendere Nacht für unsere Flucht wählen können. Es war so dunkel, daß wir kaum über unsere Nasen hinaussehen konnten. Der Doctor begleitete mich schweigend und mit schwerem Herzen ein paar hundert Meter weit. Ich drang in ihn, nach dem



Wie die Blinden gingen wir vorwärts."

Zelte zurückzukehren. Er stand still, um meine Hand zu ergreifen. Dann sagte mir der gute Mann mit gebrochener Stimme „Lebewohl“ und „Gott behüte Sie“.

„Die Gefahren Ihrer Reise“, flüsterte Wilson, „sind so groß und so zahlreich, daß Gott allein Sie hindurchführen kann. Wenn ich an die Kälte, den Hunger und das Ungemach denke, die Sie zu ertragen haben werden, muß ich in Sorge sein für Sie.“

„Leben Sie wohl, Doctor“, sagte ich tiefbewegt.

„Leben Sie wohl“, wiederholte er. „Leben . . .“, die Stimme versagte ihm.

Zwei oder drei Schritte, und die Dunkelheit trennte uns. Aber seine rührenden Abschiedsworte klangen in meinen Ohren wieder, während ich mit Trauer der Treue und fröhlichen Güte dieses guten Freundes gedachte. —

Die Reise nach Thassa war nun im vollen, grimmigen Ernste wieder begonnen.

In kurzer Zeit waren unsere Ohren, Finger und Beine fast erfroren, und der schnell treibende Schnee, der heftig gegen unsere Gesichter schlug, that uns in den Augen weh. Wie die Blinden gingen wir vorwärts, sprachlos und erschöpft, langsam aufsteigend und unsern Weg mit den Füßen tastend. Als wir höher hinaufgekommen waren, wurde es kälter und der Wind schneidender. Alle paar Minuten waren wir gezwungen, anzuhalten und uns dicht aneinanderzusetzen, um warm zu bleiben und Athem zu schöpfen, da die Luft so dünn war, daß wir unter unsern schweren Lasten schrecklich keuchten.

Wir hörten ein Pfeifen und Töne wie von entfernten Stimmen. Meine Leute drängten sich um mich, flüsterten: „Räuber, Räuber!“ und warfen sich dann platt auf den Schnee. Ich lud meine Büchse und ging voraus, aber meine Hoffnung, die Finsterniß durchdringen zu können, war vergebens. Ich horchte. Wieder schrille Pfliffe!

Meine Schokas waren erschrocken. Der Ton schien gerade aus der Richtung vor uns zu kommen. Wir änderten unsern Kurs ein

wenig und setzten unsern Weg langsam und stetig fort, bis wir bei Sonnenaufgang fanden, daß wir nahe dem Gipfel des Berges waren. Es schneite noch heftig. Eine letzte Anstrengung brachte uns auf das Plateau des Gipfels.

Hier fühlten wir uns verhältnißmäßig sicher. Gänzlich erschöpft legten wir unsere Lasten auf den Schnee und lagerten uns in einer Reihe dicht aneinander, um uns warm zu halten, dann häuften wir noch alle verfügbaren Decken über uns auf.

Um ein Uhr nachmittags erwachten wir, bis auf die Haut durchnäßt, da die Sonne die dicke Schneedecke über uns geschmolzen hatte. Das Lager war in 5480 Meter Höhe. Der Wind aus Südost war schneidend wie ein Messer. Wir hatten nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern beinahe an jedem Tage unsers Aufenthalts in Tibet von ihm zu leiden. Er fängt um ein Uhr nachmittags mit großer Heftigkeit und Regelmäßigkeit an zu wehen, und erst gegen acht Uhr abends läßt er etwas nach und hört allmählich auf.

Als wir uns fertig machten, um mit krampfzigen, steifen Gliedern den Weg zu noch größern Höhen wieder anzutreten, bedeckte sich der Himmel plötzlich mit schweren, grauen Wolken, und es fiel von neuem Schnee. Es war keine Möglichkeit, ein Feuer zu machen. So brachen wir hungrig und halb erfroren auf.

Bis an die Hüften im Wasser waten wir durch einen eisigen kalten Strom, dann stiegen wir auf einer Strecke von 11 Kilometer stetig höher und höher empor, und erreichten endlich ein zweites Plateau. Die Höhe betrug 5780 Meter. Wir waren überrascht, auf diesem hohen Tafellande vier dicht nebeneinanderliegende Seen von beträchtlicher Größe zu finden. Die Sonne, die für einen Augenblick die Wolken durchbrach, schien auf die schneebedeckten Gipfel der umliegenden Berge, versilberte das Wasser der Seen und schuf ein schönes, großartiges Bild von wildem, bezauberndem Effect.

Hunger und Erschöpfung verhinderten uns an der vollen Würdigung der Scenerie; nichts konnte uns aufhalten, schnell einen passenden

Platz im Schutze der hohen Hügel rings um das Plateau oder in irgendeiner Bodensenkung zu suchen, wo wir unsere schwachen, entkräfteten Körper ausruhen könnten. Ich sehnte mich, über das Plateau vorzudringen und auf der Nordostseite zu irgendeiner niedrigeren Höhe abzustiegen, wo wir wahrscheinlich Feuerungsmaterial finden würden, aber meine halbverhungerten, übermüdeten Leute konnten nicht mehr weiter. Ihre nassen Lasten waren beträchtlich schwerer als gewöhnlich; infolge der großen Höhe keuchten sie schrecklich, und kaum waren wir an eine theilweise geschützte Stelle zwischen dem größern See und der östlich anstoßenden Wasserfläche gekommen, als sie alle zusammenbrachen und unfähig waren, weiter zu gehen.

Ich war in großer Sorge um sie, da sie sich weigerten, kalte Nahrung zu sich zu nehmen, die, wie sie sagten, ihren Tod herbeiführen würde. Ich wußte wirklich nicht, wie sie für den Marsch des nächsten Tages hinreichende Kraft sammeln könnten. Schließlich überredete ich sie, indem ich mich persönlich dafür verbürgte, daß sie nicht sterben würden, ein bißchen Satu und Ghur zu genießen. Kaum hatten sie etwas davon, mit kaltem Wasser gemischt, gegessen, als sie unglücklicherweise fast alle von heftigen Magen Schmerzen ergriffen wurden, an denen sie die ganze Nacht hindurch zu leiden hatten.

Ohne Zweifel hat die Erfahrung sie gelehrt, daß der Genuß kalter Nahrung in beträchtlichen Höhen gefährlicher ist, als gar nichts zu essen, und ich bedauerte meinen unzeitigen, wenn auch gut gemeinten Rath. Man ist geneigt, andere Leute nach sich selbst zu beurtheilen, und ich persönlich habe nie einen Unterschied in der Wirkung wahrgenommen, gleichviel ob meine Nahrung kalt oder warm war.

Bald nach Sonnenuntergang war die Kälte intensiv. Es schneite noch stark, und unsere nassen Kleider und Decken gefroren jetzt. Ich zündete eine kleine Spirituslampe an, um welche wir uns alle dicht zusammendrängten, bedeckt mit unsern gefrorenen Umhüllungen. Ich versuchte sogar, etwas concentrirte Fleischbrühe auf der Lampe zu kochen, aber infolge der großen Höhe brauchte das Wasser lange Zeit,

bis es kochte, und als es eben lauwarm wurde, ging die Flamme aus, und ich hatte keinen Weingeist mehr; so mußte das Kochen aufgegeben werden, und wir krochen, als die Nacht kälter und kälter wurde, unter unsern Decken zusammen, in dem vergeblichen Bemühen, zu schlafen.

Wir hatten aus unserm Gepäck einen Schutzwall gemacht, und meine Leute bedeckten ihre Köpfe und den ganzen Körper mit ihren Decken; ich konnte mich jedoch mit ihrer Art zu schlafen nie befreunden, da ich dabei ersticken zu müssen glaubte. Ich ließ immer den Kopf frei, denn dies war nicht nur behaglicher, ich wollte auch bei irgendeinem Anzeichen, daß wir von den Tibetanern überrascht werden sollten, auf dem Posten sein. Während der ganzen Nacht klagten und stöhnten meine Leute und klapperten krampfhaft mit den Zähnen. Ich wachte oft auf von einem heftigen, durch Erfrieren hervorgerufenen Schmerz in den Ohren; auch meine Augen litten, da die Augenwimpern sich mit Eiszapfen bedeckten. Jedesmal, wenn ich sie zu öffnen versuchte, hatte ich ein Gefühl, als ob die Wimpern abgerissen würden, da die Oeffnung des Auges augenblicklich fest zusammenfror, wenn die Lider geschlossen wurden.

Endlich kam der Morgen! Die Nacht hatte endlos geschienen. Als ich die Decke zu heben versuchte, um mich aufzusetzen, schien sie von außerordentlicher Schwere und Steifheit zu sein. Kein Wunder! Sie war hart und steif wie Pappe gefroren und einen Fuß hoch mit Schnee bedeckt. Das Thermometer war während der Nacht auf -5° C. hinuntergegangen. Ich rief meine Leute; sie waren schwer zu erwecken, und auch sie waren in Schnee begraben.

„Uta, uta, uta, aufstehen, aufstehen!“ rief ich, indem ich einen nach dem andern schüttelte und so viel Schnee, als ich konnte, fortwischte.

„Barof bahut! Es ist viel Schnee“, bemerkte einer, als er seine Nase aus der Decke steckte und seine von dem Schnee ringsum geblendeten, schmerzenden Augen rieb. „Salaam, sahib“, fügte er hinzu,



Eingeschneit!

als er sein erstes Erstaunen überwunden hatte und mich bemerkte, und hob seine Hand grazios zur Stirn empor.

Die andern grüßten mich ebenso. Katschi war wie gewöhnlich der Letzte, der geweckt wurde.

„Katschi“, schrie ich, „steh auf!“

„O habiyoh, o Vater“, gähnte er, indem er die Arme ausstreckte. Halb im Schlaf, halb wach, sah er wie in einer Verzücung um sich, indem er unzusammenhängende Worte murmelte.

„Guten Morgen, Herr. O, viel Schnee! O sieh, Herr, zwei Kiang dort! Wie heißt Kiang auf englisch?“

„Wildes Pferd.“

„Wild? Du buchstabirst w . . i . . l . . d?“

„Ja.“

Hier wurde das Notizbuch unter seinem Kopfkissen vorgeholt und das Wort eingetragen.

Diese Schokas sind in der That sonderbare Leute! Der Durchschnittseuropäer würde unter solchen Verhältnissen, halb verhungert und erfroren, kaum ans Buchstabiren denken.

Man Sing, der arme Aussätzige, litt furchtbar. Er weinte die ganze Nacht hindurch. Ich hatte ihm eine meiner Decken gegeben, aber sein Blutumlauf schien gehemmt zu sein. Sein Gesicht war grau und leichenhaft, mit tiefen vom Leiden gezogenen Furchen, und seine Füße waren so erfroren, daß er eine Zeit lang nicht stehen konnte.

Wieder wollten die Schokas nichts essen, denn der Schnee fiel noch immer. Wir machten uns nach Nordost auf den Weg. Nach zwei Kilometer auf ebenem Boden begannen wir einen steilen Abstieg über unangenehme lose Gesteinstrümmer und scharfe Felsen. Das Vorwärtkommen war schnell, aber sehr mühevoll.

Als ich das Land unter meinem Fernrohr absuchte, bemerkte ich tief unten im Thale im Nordosten Gesträuch und Flechten und auch ein Zelt und einige Schafe. Das war schlimm, denn wir mußten unsere Richtung ändern, um nicht gesehen zu werden. Wieder kletterten

wir zu der Höhe des Plateaus empor und schritten unbemerkt um den Gipfel des Berges, eine mehr östliche Richtung einschlagend. Gegen Sonnenuntergang begannen wir unsern Abstieg von dem letztern Punkte und überschritten den Fluß ohne große Schwierigkeit.

Nachdem wir eine gut geschützte Bodensenkung ausgesucht hatten, schlugen wir mein kleines Zelt auf. Mit Eifer gingen wir alle daran, Flechten und Sträucher für unsere Feuer zu sammeln, und jeder Mann brachte mehrere Lasten Brennmaterial ins Lager. In einem Augenblick loderten drei große Feuer, und wir waren nicht nur im stande, ein besonders reichliches Mittagessen zu kochen und unsere Mühen in einem Eimer kochenden Thees zu ertränken, sondern wir konnten auch unsere Kleider und Decken trocknen. Die Erleichterung durch die Wärme war wunderbar, und wir vergaßen in unserm verhältnißmäßigen Glück das Ungemach und die Leiden, die uns bisher betroffen hatten. Mit Ausnahme einer Hand voll Satu war dies die erste Mahlzeit, die wir seit achtundvierzig Stunden gehabt hatten.

Achtzehntes Kapitel.

Das Schreckenslager.

Vor uns, nach Nordosten zu, war ein hoher Berg, dann weiter gegen Osten ein schmales Thal zwischen zwei Hügelzügen, während in Westsüdwest ein Fluß durch eine malerische Schlucht floß.

Es war für mich nothwendig, durch das Thal im Osten zu gehen, da wir uns damit viel Mühe und Zeit ersparen konnten, obgleich Gefahr bestand, Tibetanern zu begegnen, besonders Räuberbanden. Wir mußten vorsichtig vorwärts gehen, da meine Schofas vor diesen Leuten große Angst zu haben schienen. Wir waren noch nicht einen Kilometer über das wellige Terrain gegangen, und ich war eben hinter meinen Leuten stehen geblieben, um mit dem Compaß einige Peilungen zu machen, als meine Träger sich plötzlich platt auf den Boden warfen und, auf Händen und Füßen kriechend, anfangen, sich rückwärts zu bewegen.

„Dakoit! Dakoit! Räuber, Räuber!“ flüsterten meine Leute, als ich ihnen näher kam.

Es war zu spät. Wir waren gesehen worden, und eine Anzahl mit Luntens Flinten und Schwertern bewaffneter Dakoit kam schnell auf uns los. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß das Schlimmste in solchen Fällen das Fortlaufen ist; denn nichts ermutigt einen Menschen mehr, als zu sehen, daß sein Gegner Furcht vor ihm hat. Deshalb lud ich meinen Mannlicher, und mein Träger that dasselbe

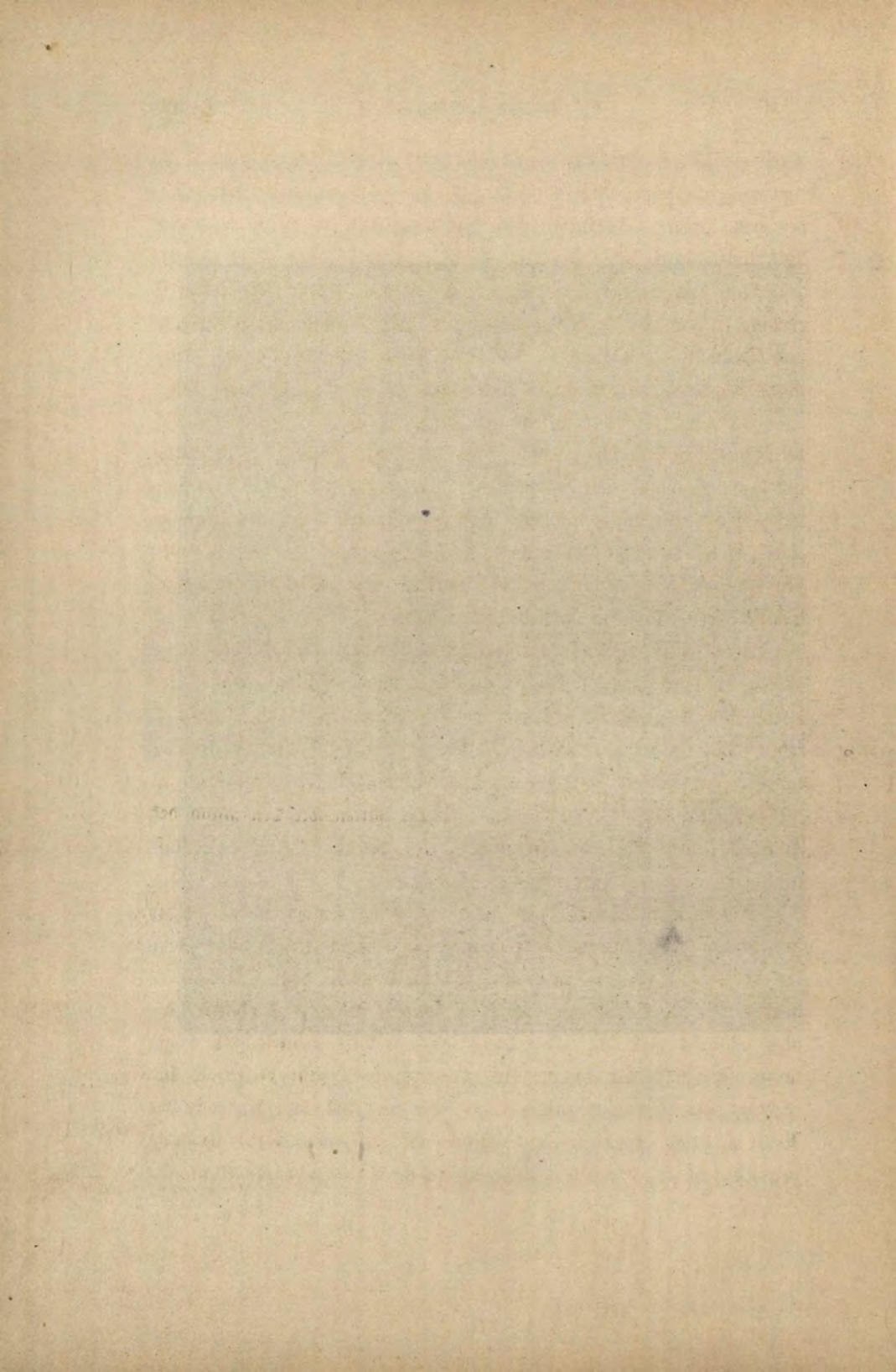
mit seinem Martini-Henry. Ich gab den Schokas Befehl, neben ihren Lasten niederzukauern und sich nicht einen Zoll vom Plaze zu rühren. Wir zwei gingen langsam der schnell näher kommenden Bande entgegen, die jetzt kaum hundert Meter von uns entfernt war. Ich schrie ihnen zu, stillzustehen, und Tschanden Sing machte ihnen Zeichen, daß sie zurückgehen sollten. Aber sie nahmen von unsern Warnungen keine Notiz und kamen nur um so schneller auf uns los. Ohne Zweifel dachten sie, daß wir nur Schokahändler wären, und erwarteten nach ihrer Erfahrung, leichte Beute zu finden. Sie schickten sich an, über uns herzufallen, sobald sie uns nahe genug sein würden, und theilten sich mit der augenscheinlichen Absicht, uns von allen Seiten einzuschließen.

„Duschu! Duschu! Geht zurück!“ rief ich ihnen ärgerlich zu, indem ich meine Flinte an die Schulter erhob und ruhig auf den Anführer zielte. Tschanden Sing folgte meinem Beispiel und legte auf einen andern an. Dies schien eine heilsame Wirkung auf sie zu haben; denn sie machten sofort einen komischen Salaam und rissen dann aus. Tschanden Sing und ich verfolgten sie eine Strecke weit, um sie uns ordentlich aus dem Wege zu bringen. Von einem kleinen Hügel, auf dem wir eine gute Aussicht hatten, bemerkten wir, daß in der Nähe eine Anzahl von Genossen waren und dazu ungefähr 3000 Schafe, wahrscheinlich ihre letzte Beute. Wir machten ihnen Zeichen, daß sie uns aus dem Wege gehen sollten, und schließlich zogen sie, ihre Beute vor sich hertreibend, eiligst in der von mir angedeuteten Richtung ab.

Als sie weit genug von uns waren und meine Schokas, die ihre letzte Stunde schon nahe geglaubt, sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatten, setzten wir unsere Wanderung fort und betraten das schmale Thal zwischen den Hügelzügen. Daß wir jetzt in einer vielbesuchten Gegend waren, konnte man an den zahlreichen Lagerplätzen längs des Baches sehen. Aber unser Abenteuer vom Morgen hatte unsern Muth gehoben, und wir zogen fröhlich weiter. Ein etwas steiler



Dakot mit erbeuteter Schafherde.



Aufstieg brachte uns auf ein Plateau von 5000 Meter Höhe, von dem wir eine schöne Aussicht hatten über den schneebedeckten Höhenzug, der von Osten nach Westen vom Mangshan-Berge bis zum Lippu-Paß läuft.

Auf dem tiefern Theile des Plateaus und dann am Flußlaufe entlang führte ein Weg von Gyanema nach Taklakot über Kardam und Dagmar und ein selten begangener Pfad nach Mangshan. Der Rand des Plateaus lag 4810 Meter hoch, der Fluß 170 Meter tiefer.

Es war für uns eine sehr gefährliche Stelle, da es ohne Zweifel den Tibetanern jetzt schon wohlbekannt sein mußte, daß ich entkommen und auf dem Wege nach ihrem Lande war. Ich wußte, daß Soldaten und Spione alle Wege bewachen und überall nach uns suchen mußten. Diese Verkehrsstraße, die mehr begangen war als die andern, war deshalb um so unsicherer, und wir mußten große Vorsicht anwenden, um eine Entdeckung zu vermeiden.

In Tibet ist die Luft so klar, daß in Bewegung befindliche Gegenstände auf außergewöhnlich große Entfernungen sichtbar sind. Ich durchspähte die Gegend mit meinem Fernrohr, konnte aber niemand sehen. So setzten wir unsern Marsch fort. Meine Leute hielten es indessen für sicherer, zu einem der zahlreichen Bäche hinabzusteigen, wo wir mehr gedeckt sein würden. Kaum hatten wir den Rand des Plateaus erreicht, als wir Geräusche hörten, die aus dem Thale heraufdrangen.

Auf dem Bauche kriechend, schauten meine Träger und ich über den Rand des Plateaus. Ungefähr 160 Meter tiefer unten war ein tibetanisches Lager; Yaks und Pferde weideten dort. Unbemerkt beobachtete ich sie einige Zeit. Es waren mehrere Soldaten, die ohne Zweifel nach mir Ausschau hielten. Mit meinem Glase erkannte ich einige von den Leuten aus Gyanema. Wir hielten es für rathsam, eine Stelle aufzusuchen, wo wir uns bis zum Anbruch der Nacht verbergen könnten. Dann stiegen wir auf einem weiten Umwege zum Bach hinab, arbeiteten uns mühsam im Dunkeln durch und gingen

durch eine enge Schlucht zwischen hohen Wänden, bis wir an ein gutes Versteck kamen, wo ich Halt! rief. Ein Zelt aufzuschlagen wagten wir nicht. Von meinen Leuten gefolgt, kletterte ich an der Wand zu unserer Linken von Fels zu Fels empor und fand eine kleine natürliche Plattform, die von einem großen, sie überragenden Block geschützt wurde. Dies schien ein genügend sicherer Ort. Wir waren vorsichtig genug, für den Fall einer nächtlichen Ueberrumpfung unser ganzes Gepäck zu vergraben. Von demselben nicht belästigt, würden wir jeden Augenblick im Stande sein, uns vor unsern Verfolgern zu verbergen oder ihnen zu entinnen, um wieder zu unsern Sachen zurückzukehren, sobald sich eine Gelegenheit dazu böte.

Gerade jetzt, als alles glatt zu gehen schien, machte ich eine schreckliche Entdeckung. An diesem Punkte unserer Reise, wo es für mich wichtig war, sehr schnell vorzugehen, fand ich, daß wir Proviantmangel hatten. Das war in der That eine Ueberraschung; denn bevor ich den größern Theil meiner Expedition verlassen, hatte ich meinen Leuten Befehl gegeben, Nahrungsmittel für zehn Tage mitzunehmen. Der Doctor, den ich beauftragt hatte, danach zu sehen, hatte mir versichert, daß die Lasten genug enthielten, um noch über diese Zeit hinaus für uns zu reichen, und jetzt hatten wir aus irgendeinem unerklärlichen Grunde nur noch für eine magere Mahlzeit genügend Nahrung. Zudem entdeckte ich, daß wir nur noch ganz wenig Salz übrig hatten.

„Was habt ihr damit gethan?“ fragte ich zornig, da es mir sofort durch den Sinn fuhr, daß meine Träger falsches Spiel getrieben hatten. Ich hatte jedem Mann befohlen, ein Pfund Salz mitzunehmen.

„Ja, Sahib, aber wir vergaßen es mitzunehmen“, sagten die Leute wie im Chor.

Nach all den schrecklichen Mühsalen und Anstrengungen, die wir durchgemacht hatten, nach all der Sorge, meine kartographischen Aufnahmen sowie das Photographiren, Skizziren, Schreiben, Sammeln u. s. w. auch unter ungewöhnlich gefährvollen Umständen fortzuführen,

war es ein harter Schlag für mich, alle meine Pläne so plötzlich vereitelt zu sehen; denn wir waren noch drei oder vier Tagemärsche von Manfarowar entfernt, wo ich hoffte, neuen Proviant erhalten zu können. Sollte ich, nachdem ich so weit vorge drungen war, zurückgehen oder mich für besiegt erklären und von den tibetanischen Soldaten gefangen nehmen lassen, denen ich bisher mit so viel Glück ausgewichen war?

Ich fühlte mich krank und niedergedrückt. Zu meiner Seelenqual kam noch körperliches Unbehagen: ich war im Halbdunkel über den Gakon-Fluß von Stein zu Stein gesprungen, ausgeglichen und der Länge nach in ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meter tiefes Wasser gefallen. Der Wind ging gerade sehr stark und das Thermometer war auf -3° heruntergegangen. Als ich in meinen nassen Kleidern darsaß und mit meinen Leuten unsere augenblickliche Lage besprach, wurde es mir plötzlich so kalt und ich fühlte mich so matt, daß ich dachte, ich würde zusammenbrechen. Es trat ein heftiges Fieber ein, das so schnell zunahm, daß ich trotz meines verzweifelten Strebens, nicht nachzugeben, fast in ein Delirium versiel. Meine Zähne klapperten, meine Temperatur war aufs höchste gestiegen, und ich sah meine ganze Noth in übertriebener Gestalt vor mir; der Mißerfolg schien mir unvermeidlich.

Plötzlich, als ich fast in Verzweiflung war, kam mir ein Auskunfts mittel in den Sinn, eine Idee, die vielleicht mehr für einen Roman als für das wirkliche Leben geeignet war.

Bier meiner Leute sollten verkleidet, zwei als Händler, zwei als Bettler, nach Taklakot* gehen und Lebensmittel von meinen Feinden kaufen. Wir im Lager Zurückbleibenden wollten uns inzwischen, bis sie zurückkämen, gut verborgen halten. Ich sprach mit meinen Begleitern, und nach einigem leichtbegreiflichen Widerstreben unternahmen es vier Schokas, die gewagte Aufgabe auszuführen. Eine Entdeckung

* Taklakot oder Takla-char = Festung Takla.

würde für sie den Verlust ihres Kopfes bedeuten, dem wahrscheinlich noch grausame Torturen aller Art vorangehen würden. Ich kann daher, trotzdem mich diese Männer schließlich verriethen, doch nicht umhin, den Muth und die Treue anzuerkennen, die sie in dieser schwierigen Lage bewiesen.

Meine Leute waren nachts außerordentlich gesprächig. Aus Furcht, von den tibetanischen Soldaten überfallen zu werden, schliefen wir nicht und verbrachten Stunde auf Stunde mit dem Anhören von haarsträubenden Geschichten von Räubern und tibetanischen Torturen, die schrecklich genug waren, um uns wach zu halten.

Als es hell wurde, sammelten wir Nesseln, die sich beim Lager im Ueberfluß vorfanden, und nachdem wir sie auf verschiedene Weise gekocht hatten, verwendeten wir sie zu einem allerdings nicht besonders leckern Mahl. Sie schmeckten uns damals nicht sehr schlecht, nur war es ein Unglück, daß wir nicht mehr Salz hatten, denn dieses würde gewiß zur Verdaulichkeit unserer Speise beigetragen haben. Wir halfen diesem Mangel dadurch ab, daß wir sie mit einer doppelten Portion Pfeffer vermischten. Es war eine Beruhigung, zu wissen, daß, solange es bei unserm Lager Nesseln gab, wir wenigstens nicht Hungers zu sterben brauchten.

Der Borrath an Lebensmitteln für meine Leute war jetzt auf vier Pfund Mehl, zwei Pfund Reis und zwei Pfund Satu zusammengesmolzen. Wir gaben ihn den vier Leuten mit, die versuchen sollten, nach Taklakot zu gehen, denn ihr Weg war lang und anstrengend, während für uns reichlich Nesseln vorhanden waren, zu denen wir unsere Zuflucht nehmen konnten.

Ich instruirte die vier Schokas sorgfältig, wie sie in ihren Bekleidungen einer nach dem andern in die tibetanische Festung gehen und wie sie die Lebensmittel nur in kleinen Quantitäten einkaufen sollten. Wenn sie eine zu einer Last genügende Menge beisammen haben würden, sollte sich ein Mann sofort auf den Weg nach unserm Lager machen; die andern sollten ein paar Tagemärsche voneinander

einzelu folgen, um sich an einer bestimmten Stelle alle vier zu treffen und zusammen zu uns zurückzukehren.

Es war eine aufregende Arbeit, die verschiedenen Verkleidungen herzurichten und alles vorzubereiten. Nach wiederholtem Lebewohl und Worten der Ermutigung verließen uns unsere Boten endlich, um ihren gefahrvollen Auftrag auszuführen. Alles um uns schien ruhig, so ruhig und sicher, daß ich es wagte, meinen Sextanten und den künstlichen Horizont auszugraben, und eben dabei war, Längen- und Breitenbestimmungen anzustellen, als zu unserm Schrecken eine Heerde von über 100 Yaks auf dem Paß im Norden von unserm Lager erschien und langsam auf uns zukam.

Waren wir entdeckt, kamen die Leute des Tarjum hinter ihren Thieren her? Es war keine Zeit zu verlieren. Instrumente und Decken wurden schnell fortgeräumt und versteckt. Dann krochen wir auf allen Vieren den Thieren entgegen, die bei unserm Anblick stehen geblieben waren, und warfen mit Steinen nach ihnen, um sie zum nächsten Bach hinunterzutreiben. Zu unserm Glück thaten wir dies gerade zur rechten Zeit, denn aus unserm Versteck konnten wir an der andern Seite eine Anzahl Tibetaner sehen, die den von uns fortgetriebenen Yaks folgten. Sie gingen nur ein paar hundert Meter unter uns vorbei, augenscheinlich von unserer Gegenwart nicht das Geringste ahnend. Sie sangen lustig und schienen nach irgendwelchen Spuren zu spähen, denn sie bückten sich oft, um den Boden zu untersuchen.

Am Nachmittag schlug ich zum Recognosciren den Weg nach Gyanema ein, in der Hoffnung, selbst ungesehen, die Tibetaner auf ihrem Wege nach und von Taklakot vorbeikommen zu sehen.

Ich sah keine Soldaten. Aber eine starke Bande von Joggpas oder Straßenräubern, die Tausende von Schafen und Yaks vor sich hertrieben, bot einen interessanten Anblick.

Sie ritten auf Pferden und schienen ihrem Anführer stramm zu gehorchen, wenn er mit heiserer Stimme, sein Gebetsrad drehend, Be-

fehle gab. Sie ritten flott dahin, die Frauen ebenso wie die Männer rittlings auf den Pferden sitzend. Die Männer hatten Luntens Flinten und Schwerter, und jedes Pferd trug außer seinem Reiter Säcke mit Lebensmitteln, die hinter dem Sattel angebunden waren.

Hinter Felsen hervor beobachtete ich den langen Zug und fühlte mich einigermassen erleichtert, als die letzten Reiter, die nur einige zwanzig Meter von mir entfernt vorbeikamen, davonritten. Ich ging zurück, und da mir schien, daß dieses Lager nicht ganz so sicher sei, als ich zuerst vorausgesetzt hatte, machte ich mich mit meinen Leuten daran, eine rohe Schanzmauer vor unserer hohen Plattform zu errichten. Dieses Bollwerk entsprach dem doppelten Zweck, uns gegen einen Einblick seitens der Tibetaner zu schützen und für den Fall eines nächtlichen Angriffs als Befestigung zu dienen.

Wieder war ein banger, öder Tag verstrichen! Wir hatten unser letztes Salzkorn verbraucht; noch ein Tag mit Messeln als einzige Speise; ein dritter Tag, ein vierter mit derselben Kost! Wie die Messeln uns zuwider wurden! Die Tage schienen endlos, wenn ich, lang ausgestreckt auf einer Höhe über unserm Lager liegend, Stunde auf Stunde das lange Plateau über dem Gakon-Flusse mit dem Fernrohr durchspähte, um nach unsern zurückkehrenden Boten auszublicken. Jedesmal, wenn ich in der Ferne Menschen bemerkte, hüpfte mein Herz vor Freude, aber wenn ich sie mir genauer besah, waren es Joggpas (Straßenräuber), oder Dogpas (schmuggelnde Nomadenhorden), oder reisende Humlis, oder Jumlis auf dem Wege nach Ghanema und Gartok. Und wie oft horchten wir nicht und sahen ängstlich durch die Spalten in unsern Befestigungen, wenn irgendein ungewöhnliches Geräusch unser Ohr traf! Als dann die Zeit dahinging und meine Leute immer noch nicht erschienen, fingen wir an, Sorge um ihr Geschick zu hegen. Sollten sie uns verrathen haben und nie wieder zurückkehren? Oder waren sie vom Jong Pen, dem „Herrn der Festung“, gefangen genommen und gefoltert worden?



Im Schreckenslager.

Mein Träger, der etwas von einem Bonvivant an sich hatte, weigerte sich, noch etwas zu essen; es sei besser, überhaupt nichts als beständig dasselbe zu essen. Er schwur, er könne zehn Tage lang fasten, und ersetzte die mangelnde Nahrung durch Schlafen.

Meine befestigte Wohnung war morgens, wenn die Sonne darauf schien, recht behaglich, obgleich sie oft so warm wurde, daß wir sie, wenn das Thermometer bis 49°, 50° und sogar 51° C. anzeigte, verlassen mußten. In einer Nacht hatten wir einen furchtbaren Sturm mit Schneegestöber. Die Gewalt des Windes war so groß, daß unsere Mauer umgeweht wurde und auf uns fiel, während wir unter ihrem Schutze schliefen. Die Stunden, die wir der Ruhe zugebacht hatten, mußten nun damit zugebracht werden, die Schäden wieder auszubessern, die der Sturm verursacht hatte.

Am Morgen sammelten wir gerade Kesseln zu unserm Mahl, als wir das ferne Klingeln von rasch näher kommenden Pferdeglöcken hörten. Schnell löschten wir unser Feuer aus, versteckten unsere Sachen und eilten hinter unsere Verschanzung. Ich ergriff meine Büchse, Tschanden Sing lud seinen Henry-Martini. Einer meiner Schokas, der zu weit entfernt war, um unsere befestigte Wohnung noch zu erreichen, versteckte sich hinter einigen Felsblöcken. Es war die höchste Zeit!

Ein halbes Duzend Sepoys mit Luntenslinten über den Schultern, an denen rothe Fahnen befestigt waren, schlenderten nur einige Meter vor uns lustig den Hügel hinauf. Nach der Art und Weise zu urtheilen, wie sie nach jeder Richtung ausschauten, suchten sie ohne Zweifel nach mir; aber glücklicherweise wandten sie sich nie nach dem Felsenest um, hinter dessen Mauern wir verborgen lagen. Sicher erwarteten sie, in einem der Thäler ein großes europäisches Zelt zu sehen, und ließen es sich nicht träumen, daß wir da sein könnten, wo wir in der That waren. Wir nahmen sie fest aufs Korn, hatten aber keine Veranlassung, auf sie zu feuern. Sie ritten weiter, und der Ton ihrer Pferdeglöcken wurde schwächer und schwächer.

während sie hinter dem Paß verschwanden. Sicherlich konnten die Reiter nur Soldaten sein, die der Tarjum ausgesandt hatte, um diesen Weg zu bewachen. Wahrscheinlich waren sie jetzt auf dem Rückwege zu ihrem Herrn und Meister, sehr zufrieden, daß der Sahib nicht im Laude zu finden war.

Wir nannten diese Stelle „Schreckenslager“, denn schrecklich waren die zahlreichen Prüfungen, die uns hier widerfuhren.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Mordanschlag.

Noch ein Tag rückte langsam seinem Ende entgegen, und noch immer keine Spur von der Rückkehr unserer Boten! Zwei Mann erboten sich nach Kardam, einer einige Meilen entfernten Niederlassung, zu gehen, um zu versuchen, Lebensmittel zu erlangen. Der eine von ihnen hatte an diesem Orte einen Freund und glaubte, er würde von ihm Proviant für einige Tage erhalten können.

Als Pilger verkleidet brachen sie auf, eine Verkleidung, die nicht sehr schwierig anzulegen war, da ihre Kleider insolge unserer beschwerlichen Märsche in der letzten Zeit in Fetzen zerfielen. Sie blieben den ganzen Tag fort und kamen erst spät abends zurück, wo sie eine ergötzliche Geschichte zu erzählen hatten.

Als sie einer Horde Dogpas begegnet waren, hatten sie dreist das Lager betreten und Lebensmittel zu kaufen versucht. Leider hatten die Dogpas nicht genug für sich selbst und konnten keine entbehren. Beiläufig hatte man meinen Leuten mitgetheilt, daß Lando Plenki, der Name, den mir die Tibetaner gegeben hatten, ein großes Heer nach Tibet hineingeführt habe und daß in Taklakot sowol als auch an andern Orten große Aufregung herrsche, die durch die Thatsache hervorgerufen sei, daß der Sahib die außerordentliche Macht habe, sich unsichtbar zu machen, wenn die tibetanischen Soldaten in seiner Nähe wären. Man hatte berichtet, daß er an vielen Stellen in Tibet gesehen worden sei. Um ihn zu fangen, waren Soldaten nach allen

Richtungen ausgesandt worden. Seine Spuren waren mehrmals entdeckt und verfolgt worden, und doch hatte man ihn nie finden können. Eilboten waren von Taklakot nach Thassa, eine Reise von 16 Tagen, und nach Gartok, einem großen Bazar in Westtibet, gesandt worden, um Truppen zu verlangen, die bei der Gefangennehmung dieses geheimnißvollen Eindringlings helfen sollten, von dem auch gesagt wurde, daß er die Macht habe, auf dem Wasser zu gehen und über Berge zu fliegen. Als ich mir unsere Anstrengungen und Leiden bei dem Uebersteigen der Berge und dem Passiren der Wasserläufe ins Gedächtniß zurückrief, kam mir dieser von den Tibetanern über mich gegebene Bericht nicht nur höchst phantasienvoll, sondern fast grausam ironisch vor. Jedenfalls war ich aber erfreut, daß die Tibetaner mir solche übernatürliche Kräfte zutrauten, denn dies mußte sicherlich von Vortheil für mich sein, indem sie die Furcht davon abhielt, mit uns handgemein zu werden.

Drei weitere Tage mußten wir in trauriger Ungewißheit und Sorge über das Schicksal unserer nach Taklakot gesandten Boten zubringen. Voll Verzweiflung hatten wir uns in unsere Festung zurückgezogen, von Sorge erfüllt, sie könnten gefangen und enthauptet worden sein. Es war zehn Uhr abends. Wir waren gänzlich erschöpft und schickten uns zum Schlafengehen an. Unser Feuer unten am Rande des Baches war in langsamem Erlöschen; todtenstill lag die Natur um uns. Plötzlich hörte ich das Geräusch nahender Schritte. Ich weckte meine Leute; wir horchten und spähten durch die Spalten unserer Mauer. Waren es Tibetaner, die uns im Schlafe zu überfallen suchten, oder konnten es unsere Leute sein, die endlich zurückkehrten?

Aufmerksam beobachteten wir die Schlucht, aus der das Geräusch kam. Alle verhielten wir uns still, aber es fehlte bei meinen Leuten doch nicht an Zeichen nervöser Aufregung. Der schwache Ton von Stimmen drang an unser Ohr, und jetzt krochen vier taumelnde Gestalten vorsichtig zum Lager. Bei dem trüben Lichte konnten wir nicht unterscheiden, ob es unsere eigenen Boten waren. Wir standen

athemlos, unbeweglich und stumm. Die Gestalten kletterten weiter nach unserm Horste hinauf.

„Kuan hai? Wer da?“ rief ich.

„Dola!“ antwortete eine Stimme, und im Nu begrüßten wir sie freudig und herzlich. Aber unser Glück sollte nicht lange dauern. Die Leute antworteten kaum. Sie schienen gänzlich erschöpft, sehr niedergeschlagen und sichtlich erschreckt. Ich forderte sie auf, die Ursache ihres Kummers zu erklären, aber, schluchzend und meine Füße umarmend, zeigten sie großen Widerwillen, es mir zu sagen. In der That waren die Nachrichten, die sie brachten, ernst und Ungemach verheißend.

„Deine Tage sind gezählt, Sahib!“ rief Dola endlich. „Es ist unmöglich für dich, lebend aus diesem Lande herauszukommen. Sie werden dich tödten. Der Jong Pen von Taklakot sagt, daß er deinen Kopf um jeden Preis haben müsse.“

„Sachte, sachte, Dola“, erwiderte ich, bemüht, ihn zu beruhigen. „Blicke nicht so weit voraus, sondern erzähle mir erst, wie ihr Taklakot erreichtet.“

„O, Sahib, wir folgten deinem Plane. Unterwegs hatten wir viel zu leiden, da die Märsche lang und schwierig waren und wir sehr wenig Nahrung hatten. Zwei Tage lang gingen wir Tag und Nacht, hielten uns abseits vom Wege und versteckten uns, sobald wir jemand sahen. Als wir in die Nähe der tibetanischen Festung kamen, bemerkten wir am Fuße des Hügels einige Zelte nepalesischer Schokas; keinem von den Schokas aus Bia oder Tschaudas war es erlaubt worden, nach Tibet hineinzukommen, weil der Jong Pen wegen seiner Ansprüche auf die Grundsteuer ärgerlich auf sie war. An dem Flusse stand Tag und Nacht eine Wache, und es wurde scharfer Ausguck gehalten, um jeden, der das Land betreten würde, anzuhalten und festzunehmen. Zwei Fakire, die auf einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Manjarowar-See waren, hatten, von den Gefahren nichts ahnend, den Lippu-Paß überschritten und waren nach Taklakot gegangen. Dort wurden sie augenblicklich ergriffen und beschuldigt, daß einer von

ihnen der Sahib, also du, in Verkleidung sei. Da die Tibetauer nicht ganz sicher waren, wer von den beiden der wirkliche Sahib wäre, züchtigten sie beide schwer und schlugen sie fast todt. Was nachher aus ihnen geworden ist, konnten wir nicht erfahren. Jedenfalls fanden die Tibetauer später heraus, daß du über einen andern Paß nach Tibet hineingekommen warst, und nun wurden Soldaten in jeder Richtung ausgesandt, um nach dir zu suchen.“

„Kaum erschienen wir in Taklakot“, schluchzte Dola, „als man sich auf uns stürzte und uns festnahm. Sie verhörten uns aufs peinlichste. Wir gaben vor, Johari-Händler zu sein, sagten, daß uns die Nahrung ausgegangen sei, und daß wir uns nach Taklakot aufgemacht hätten, um Vorräthe zu kaufen. Sie schlugen uns und behandelten uns schlimm, bis dein Freund Beheram, der Dorfoberste von Tschongur in Nepal, uns zu Hilfe kam und sich für uns verbürgte, indem er die Summe von 30 Rupien zahlte. Dann wurde uns erlaubt, in seinem Zelte zu bleiben, das von tibetanischen Soldaten streng bewacht wurde. Die Vorräthe, die du brauchtest, kauften wir heimlich von ihm und verpackten sie. Am Abend gelang es Beheram, die Soldaten, die uns bewachten, in sein Zelt zu locken, und da gab er ihnen Tschökti zu trinken, bis sie besinnungslos betrunken waren. Uns vieren gelang es, nach und nach mit unsern Lasten zu entweichen. Standhaft marschirten wir drei Nächte lang und verbargen uns zu größerer Sicherheit während des Tages. Nun sind wir zu dir zurückgekommen, Sahib.“

Dola hielt ein paar Minuten inne.

„Sahib“, fuhr er fort, „man erzählte uns in Taklakot, daß über tausend Soldaten nach dir suchen, und noch mehr werden aus Thassa und Schigatse erwartet, wohin der Jong Pen Eilboten geschickt hat. Sie fürchten dich, Sahib, aber sie haben Befehle aus Thassa, dich um jeden Preis gefangen zu nehmen. Sie sagen, du könntest dich unsichtbar machen, wenn du willst, und so werden täglich Beschwörungen angestellt und Gebete dargebracht, damit du in Zukunft ge-

sehen und festgenommen werden mögest. Einmal gefangen, werden sie kein Mitleid mit dir haben, und du wirst geköpft werden; denn der Jong Pen ist wüthend auf dich wegen der herausfordernden Botschaften, die du ihm aus Garbyang geschickt hast. Er hat den Soldaten Befehl gegeben, dich todt oder lebendig einzuliefern, und wer deinen Kopf bringt, wird eine Belohnung von 500 Rupien erhalten.“

„Ich hatte keine Idee, daß mein Kopf so werthvoll sei“, konnte ich nicht umhin laut lachend auszurufen. „Ich werde ihn in Zukunft sehr in Acht nehmen.“

In Tibet repräsentiren 500 Rupien (800 Mark) ein Vermögen, und der Mann, der sie besitzt, gilt als reich.

Meine Leute waren indessen nicht in der Stimmung, zu lachen. Sie sahen die ganze Sache als sehr ernsthaft an.

Ich gab den vier Leuten ein ordentliches Geschenk. Alle Schokas äußerten, jämmerlich schluchzend, die Gefahr sei zu groß, sie würden mich hier sogleich verlassen und keine Stunde länger bleiben.

Ich erwiderte einfach, ich würde jeden Mann erschießen, der versuchte, das Lager zu verlassen. Da wir jetzt Lebensmittel für zehn Tage hätten, müßten wir vorwärts gehen.

Verdroffen und murrend verließen die Schokas unser Felsenest und gingen nach dem Bache hinunter. Sie sagten, sie zögen es vor, dort unten zu schlafen. Ich vermuthete, daß sie irgendeine List anwenden wollten, und so blieb ich, anstatt zu schlafen, auf, um sie zu beobachten. Mein Träger rollte sich in seine Decke ein und war wie gewöhnlich bald eingeschlafen. Die Schokas zündeten ein Feuer an, setzten sich um dasselbe und hielten, die Köpfe zusammensteckend, im Flüstertone eine erregte Berathung ab. In der hitzigen Erörterung sprachen einige lauter, als sie wollten, und da die Nacht besonders still und die örtlichen Verhältnisse besonders geeignet waren, Geräusche weit hören zu lassen, verstand ich viele Worte, die mir zeigten, daß ich auf der Hut sein müsse. Ich war überzeugt, sie verabredeten miteinander, meinen Kopf zu verkaufen und das Geld zu theilen.

Die Männer rückten dichter zusammen und sprachen so leise, daß ich nichts mehr verstehen konnte. Dann legten sie nacheinander jeder eine Hand über die andere an einem Stocke entlang, bis dessen Ende erreicht war; dann gab ihn jeder seinem Nachbar weiter, der dieselbe Procedur vornahm; eine complicirte Art, das Loß zu ziehen, die aber unter den Schokas gebräuchlich ist. Schließlich zog der durch das Loß bestimmte Mann ein großes Gurkha-Messer aus einer Last heraus und nahm die Scheide ab. Der seltsame, beinahe phantastische Moment, als meine eigenen Leute, die Gesichter von der kleinen Flamme des flackernden Feuers beleuchtet, alle nach meinem Horste emporblickten, hat sich mir fest eingepägt.

Der entscheidende Augenblick für ihren Verrath war gekommen. Grausam und verzerrt erschienen ihre Gesichtszüge, wie ich sie durch die Spalte in der Mauer sah. Sie lauschten, um zu hören, ob wir schliefen. Alle bis auf einen rollten sich, wie von Schrecken ergriffen, in ihre Decken ein, die ihnen Kopf und Leib vollständig bedeckten. Eine Gestalt nur saß, wie ich jetzt sehen konnte, einige Zeit neben dem Feuer, wie in tiefes Nachdenken versunken. Nur von Zeit zu Zeit wandte der Verräther seinen Kopf zum Felsen hinauf, dann horchte er. Endlich stand er auf und trat mit den Füßen das Feuer aus.

Es war eine liebliche Nacht. Sobald die röthliche Flamme des Lagerfeuers erloschen war, schienen die Sterne wieder wie Diamanten an dem kleinen Fleck tiefblauen Himmels, der über meinem Kopfe sichtbar war.

Ich legte den Lauf meiner geladenen Büchse auf die Mauer; meine Augen hafteten fest auf der schwarzen Gestalt dort unten. Ich sah, wie sie tief niedergebeugt Schritt für Schritt bis zu meinem Standort hinaufkroch; jedesmal, wenn ein herabrollender Stein ein Geräusch verursachte, hielt sie still, um zu horchen. Jetzt war der Schoka nur noch zwei oder drei Meter entfernt. Er schien zu zögern. Bereit, aufzuspringen, hielt ich meine Augen fest auf den obern Rand der Mauer gerichtet. Ich wartete eine Zeit lang, aber der Mann schien keine Eile zu haben, und ich wurde ungeduldig.

Sachte, die Büchse in der Hand, stand ich auf, und als ich meinen Kopf über die Mauer erhob, fand ich mich dem Manne auf der andern Seite gegenüber. Sofort hatte er die Mündung meines Mannlicher dicht an seinem Gesicht. Der verblüffte Schoka ließ sein Messer fallen und stürzte, um Verzeihung flehend, auf die Knie.

Nachdem ich ihn mit dem Flintenkolben gehörig durchgeprügelt hatte, schickte ich ihn zu seinen Freunden. Dem Manne fehlten alle Eigenschaften zu einem Mörder. Aber ich fühlte doch, daß es gerathen sei, darauf zu achten, daß keine neue Störung während der Nacht stattfände. Zwar versuchten zwei Leute, aus dem Lager fortzulaufen, aber ich entdeckte es rechtzeitig. Dann war alles ruhig, bis die Sonne aufging und die Nacht mit all ihren Plagen und Sorgen dahinschwand.

Bei meiner letzten Reconoscirungswanderung auf den Hügel über dem Lager hatte ich mit Hülfe meines Fernrohrs den Lagerplatz einer tibetanischen Wache erspäht, der ungefähr 5 Kilometer nördlich von uns lag. Ich theilte meinen Leuten diese Thatsache mit.

Am Morgen, als wir den Haupttheil unsers Gepäcks wieder ausgruben und uns zum Aufbruch bereit machten, trat einer meiner Leute, ein Mann aus Kuti Namens Rattu, vor und erklärte, er sei im stande, uns direct nach dem Mansarowar-See zu führen. Er schien sehr eifrig zu wünschen, dies zu unternehmen, und sagte, daß auf dem Wege, den er kenne, eine Entdeckung unmöglich sein würde, und daß wir folglich bei Tage reisen könnten.

Von diesem Manne geleitet, marschirten wir den Bach entlang hinauf, und ich war über die Bereitwilligkeit erstaunt, mit der die Schokas darauf eingingen, weiter zu ziehen. Nach kurzer Zeit jedoch war ich überzeugt, daß der Verräther uns absichtlich nach derjenigen Stelle führte, die ich am meisten zu vermeiden wünschte. Als ich Einwendungen dagegen machte und dem Weitermarsch in jener Richtung Halt gebot, lehnten sich meine Schokas dagegen auf und versuchten, ihre Lasten wegzwerfen und zu entweichen. Aber mein Träger versperrte ihnen schnell den Weg in dem engen Bache von vorn, und ich

verhinderte ihr Entkommen auf der andern Seite. So mußten sie sich ergeben.

So schmerzlich es mir auch war, mußte ich sie doch alle hart züchtigen, und während ich darauf achtete, daß keiner ausriß, schien Tschanden Sing ein besonderes Vergnügen daran zu finden, sie umherzustoßen, bis sie alle zur Vernunft gebracht waren. Als sie einem eingehenden Kreuzverhör unterworfen wurden, gestanden sie offen, daß sie sich verschworen hätten, mich der tibetanischen Wache auszuliefern, um den Schrecken der Tortur durch die Tibetaner zu entgehen. Dieser letzte Act von Verrätherei in Verbindung mit dem, was während der Nacht von den Leuten, die ich immer mit besonderer Güte behandelt hatte, geschehen war, war mir zu viel. Ich nahm einen Stock und theilte Schläge sehr freigebig auf ihre Rücken und Beine aus, wobei Nattu, der Mann aus Ruti, die größte Portion bekam, weil er das Haupt der Verschwörung war.

Als ich einen hochgelegenen Punkt bestieg, entdeckte ich, daß außer der Wache, die wir im Norden vor uns hatten, unser Weg auch noch nach Osten und nach Westen von tibetanischen Soldaten versperrt war. Es war nicht möglich, während des Tages weiter zu kommen, ohne gesehen zu werden; doch ich weigerte mich entschieden, nach Süden zurückzugehen. Ich hielt ein Palaver mit meinen Leuten ab, die jetzt scheinbar ergeben und fügsam waren. Sie willigten ein, mich bis zum Maium-Passe, auf dem Wege nach Thassa, zu begleiten, eine Strecke, die wir auf ungefähr 15 bis 18 Tagemärsche schätzten. Auch darauf gingen sie ein, sich zu bemühen, Yaks und Nahrungsmittel für mich zu erlangen; ich versprach sie alsdann zu entlassen.

Die Nacht war dunkel und stürmisch, und wir stießen bei unserm Vorwärtsbringen auf viele Schwierigkeiten, da der Boden bald glatt und schlüpfrig, bald mit Gesteinstrümmern und Felsblöcken bedeckt war. Wir konnten nicht weit sehen, und obgleich wir aus der Neigung des Abhanges wohl erkannten, daß wir an einem Abgrunde entlang wanderten, konnten wir nichts erkennen als einen leuchtenden Streifen tief, tief unten; es war ohne Zweifel der Fluß.

Ich konnte mir nicht erklären, was dieses Leuchten des Wassers verursachte; es konnte nicht vom Widerschein des Sternen- oder Mondlichtes kommen, weil der Himmel gerade sehr bewölkt war; dazu hatte der Fluß eine ganz eigenthümliche, grünliche Färbung.

Das Gehen war so beschwerlich und mühsam, daß wir vier Stunden brauchten, um ungefähr 5 Kilometer zurückzulegen. Unsere Hände waren von den scharfen Steinen zerschunden und bluteten. Ich musterte meine Leute. Der arme Man Sing, der Ausfällige, fehlte. Als wir ihn zuletzt gesehen, hatte er unter seiner Last jämmerlich gestöhnt und war beständig gestolpert und gestürzt. Zwei Mann wurden nach ihm ausgesandt, aber nach einstündigem Suchen war es ihnen noch nicht gelungen, ihn zu finden. Darauf gingen der treue Tschanden Sing und der Schoka Dola auf die Suche, da ich den armen Kerl nicht verlassen wollte, wenn er irgendwie gerettet werden konnte. Nach einer weitem Stunde ängstlichen Wartens kamen beide zurück und brachten den unglücklichen Kuli mit. Hände und Füße des armen Burschen waren böß mitgenommen, und er konnte nicht aufrecht stehen. Er war vor Erschöpfung ohnmächtig hingefallen, und zufällig waren Tschanden Sing und Dola in der Dunkelheit über seinen fast leblosen Körper gestolpert. Von seiner Person abgesehen, würde sein Verlust sehr schmerzlich für mich gewesen sein, da er mein Bettzeug und meine photographischen Apparate trug.

Es fing zu hageln und zu regnen an, und die Kälte war intensiv. Wir fuhren tapfer fort, emporzuklimmen, wobei Tschanden Sing und ich dem armen Ausfälligen vorwärts halfen. Der Marsch war jetzt weniger schwierig, da wir in einer Bodensenkung entlang gingen und vor dem durchdringenden Winde geschützt waren, der uns bis jetzt Regen, Hagel und Schnee heftig ins Gesicht getrieben hatte. Langsam legten wir noch ungefähr 5 Kilometer zurück. Unterdessen hörte der Sturm auf, und die Luft wurde herrlich klar.

Als wir den über 5180 Meter hohen Paß erreichten, wurden wir durch eine merkwürdige optische Erscheinung überrascht. Die

größern Sterne, die von einem blendenden Glanze waren, wie ich ihn in meinem Leben nie gesehen, schienen am Himmel schnell und plötzlich hin- und herzuschwingen, indem sie kurze Bogen beschreiben und jedesmal wieder in ihre normale Stellung zurückkehrten. Die Wirkung war so unheimlich, daß das erste, was mir einfiel, war, es müsse an meinen Augen etwas nicht in Ordnung sein. Aber meine Gefährten sahen dieselbe Erscheinung. Seltsam war bei diesem Phänomen auch, daß die dem Horizont nähern Sterne hinter dem Gebirge verschwanden und wieder erschienen. Bei diesen dem Horizont nähern Himmelskörpern waren auch die Schwingungen weniger schnell, aber der Winkel des von ihnen beschriebenen Bogens maß fast das Doppelte von dem, den die Sterne direct über unsern Köpfen beschreiben. Die Schwingungen der letztern waren ab und zu so schnell, daß der Stern selbst nicht mehr zu erkennen war, sondern nur eine fortlaufende Lichtlinie auf dem tiefblauen Hintergrunde des Himmels erschien. Diese merkwürdige optische Täuschung, die bald, nachdem der Sturm sich gänzlich gelegt, begonnen hatte, dauerte einige Zeit; dann wurden die Schwingungen allmählich weniger heftig, und die Sterne nahmen schließlich ihren normalen Stand wieder ein und leuchteten in unbeschreiblicher Schönheit.

Wir überschritten den Paß, und machten auf der nördlichen Seite halt, denn die Füße meiner Leute waren in einem solchen Zustande, daß sie die Schmerzen nicht länger ertragen konnten.

Als wir am andern Morgen aufwachten, fanden wir, daß das Thermometer, das in der Nacht bis auf -11° gefallen war, auf -1° gestiegen, und daß wir in einen dichten Nebel gehüllt waren, der uns bis ins Mark hinein erkältete. Mir hingen Eiszapfen von Schnurrbart, Augenbrauen und Haar herab, und meine Backen und die Nase waren mit einer dünnen Eisschicht bedeckt, die durch den Niederschlag und den Athem auf dem Gesicht entstanden war.

Wanzigstes Kapitel.

Der Teufels- und der Heilige See.

Während unserer Nachtmärsche, die uns an Bergen von beträchtlicher Höhe hinauf- und hinabführten, hatten wir natürlich Abenteuer aller Art, die viel zu zahlreich waren, um hier in allen Einzelheiten erzählt zu werden.

Unter beständigen Schneestürmen überschritten wir Gebirgszug nach Gebirgszug, wanderten während der Nacht und verbargen uns am Tage, lagerten in sehr großen Höhen und erduldeten harte Entbehrungen. Ich führte meine Leute auf den Rakastal, den Teufelssee, zu. Eines Tages, als wir zu 5350 Meter Höhe emporgestiegen waren, hatten wir eine prachtvolle Aussicht auf die beiden großen Wasserflächen, den Lafan-tcho und Mafan-tcho, oder die Seen Rakastal und Manfarowar, unter welsch letztern Namen sie außerhalb Tibets gewöhnlich bekannt sind.

Nördlich von den Seen erhebt sich der prachtvolle Tize oder heilige Berg Kelas, der die andern Schneegipfel der von Nordwesten nach Südosten laufenden Gangri-Kette um mehr als 600 Meter überragt. — Wir konnten von dieser Stelle aus deutlicher als von Lama Tscholden den Streifen um den Fuß des Berges sehen, der der Sage nach durch den Strick des Rakas oder Teufels gebildet wurde, als dieser versuchte, diesen Thron der Götter niederzureißen.

Der Kelas, der große heilige Berg, ist infolge seiner eigenthümlichen Gestalt von fesselndem Interesse. Sie gleicht dem Riesendache

eines Tempels, aber meiner Meinung nach fehlt ihr die Anmuth der sanft geschwungenen Bogenlinien, wie man sie am Fujijama in Japan findet, dem vom künstlerischen Standpunkte schönsten Berg, den ich je gesehen habe. Der Kelas ist eckig, unangenehm eckig, möchte ich sagen, und trotzdem seine Höhe, die lebhafte Färbung seiner Basis und die Schneemassen, die seine Abhänge bedecken, ihm einen eigenthümlichen Reiz geben, fiel er mir doch als äußerst unmalerisch auf, wenigstens von dem Punkte aus, von dem ich ihn sah, und von wo



Der heilige Berg Kelas.

er ganz sichtbar war. Wenn Wolken um ihn spielten und seine Formen milderten und modificirten, erschien er für das Auge des Malers am vortheilhaftesten. So habe ich ihn besonders bei Sonnenaufgang wunderschön gesehen, wenn die eine Seite von dem aufsteigenden Tagesgestirn roth und gelb gefärbt war und seine Felsenmasse sich majestätisch von einem Hintergrunde leuchtenden Goldes abhob, während hoch oben sein Gipfel emporragte, von einer Menge runder Wölkchen umkränzt, die sich phantastisch über den sonst klaren Himmel ausbreiteten. Mit meinem Fernrohr konnte ich, besonders

an der Ostseite, deutlich den Engpaß sehen, durch welchen die Anbeter die Kunde um den Fuß des Berges machen.

Die Pilgerfahrt rund um den Kelas nimmt gewöhnlich drei Tage in Anspruch; einige führen sie in zwei Tagen aus, und unter günstigen Umständen ist sie sogar in einem Tage zu machen. Es ist bei den Pilgern Brauch, unterwegs gewisse Gebete herzusagen und Opfer darzubringen. Die Fanatischen unter ihnen legen den Weg kriechend wie Schlangen zurück, indem sie sich platt auf den Boden legen; andere wieder gehen auf Händen und Knien, und noch andere gehen rückwärts.

Der Tize oder Kelas hat eine Höhe von 6650 Meter und der Randi Phu westlich von ihm 6230 Meter.

Die Thier- und Pflanzenwelt schien reichlich vertreten zu sein, denn während ich das Panorama vor mir zeichnete, sprang ein Schneeleopard auf und setzte anmuthig an uns vorüber; auch schoß ich ein- oder zweimal auf Thar, und wir sahen eine Anzahl von Kiang. Wir fanden Rhabarber, der in der bedeutenden Höhe von etwa 5200 Meter gut zu gedeihen schien, und an derselben Stelle eine Menge gelber Blumen. In 5800 Meter Höhe fing ich mit dem Netze zwei Paar kleiner weiß und schwarzer Schmetterlinge.

Als wir uns den Seen näherten, schien die Atmosphäre mit Feuchtigkeit gesättigt, denn kaum war die Sonne untergegangen, als ein starker Thau fiel, der unsere Decken und Kleider durchnäßte. Wir waren 5050 Meter hoch in einem schmalen, sumpfigen Thale, in das wir von dem letzten Gebirgszuge steil hinabgestiegen waren. Von dem Gipfel des Gebirges aus hatten wir viele Rauchsäulen gesehen, die aus der Umgebung des Kafas-Sees emporstiegen, und wir schlossen daraus, daß wir wieder mit großer Vorsicht vorwärts gehen mußten.

Wir kochten unser Essen, verlegten zu größerer Sicherheit mitten in der Nacht unser Lager in nordwestlicher Richtung auf die Höhe des Plateaus und setzten am Morgen unsern Marsch hoch über der

prachtvollen blauen Wasserfläche des Teufelssees mit seinen hübschen Inseln fort.

„Sahib, siehst du jene Insel?“ rief der Mann aus Kuti, indem er auf einen kahlen, aus dem See hervorragenden Felsen wies. „Auf ihm“, fuhr er fort, „lebt ein Lama-Einsiedler, ein heiliger Mann. Er ist dort seit vielen Jahren allein und ihm wird von den Tibetanern große Verehrung erwiesen. Er lebt fast ausschließlich von Fischen und gelegentlich von Schwaneneiern; nur im Winter, wenn der See gefroren ist, wird eine Verbindung mit dem Ufer eingerichtet und Vorräthe werden ihm gebracht, denn es gibt weder Boote auf dem Rakastal noch irgendeine Möglichkeit, Flöße anzufertigen, wegen des Mangels an Holz. Der Einsiedler schläft in einer Höhle, kommt aber gewöhnlich ins Freie, um zu Buddha zu beten.“

Während der folgenden Nacht, als alles still war, trug eine leichte, aus Norden wehende Brise uns von Zeit zu Zeit schwach und undeutlich das Geheul des Einsiedlers zu.

„Was ist das?“ fragte ich die Schokas.

„Es ist der Einsiedler, der zu Gott spricht. Jede Nacht klettert er auf den Gipfel des Felsens und richtet von dort seine Gebete an Buddha, den Großen.“

„Wie ist er gekleidet?“ fragte ich.

„In Felle.“

Am Nachmittag hatten wir einen ergötzlichen Zwischenfall.

Wir kamen an einen Bach, an dem weiter abwärts eine Anzahl von Männern, Frauen und Hunderte von Yaks, Schafen und ungefähr dreißig Pferde waren. Die Schokas wurden ängstlich und sagten sofort, die Leute seien Räuber. Ich behauptete das Gegentheil. Katschi stellte die Behauptung auf, daß die einzige Art, Räuber von ehrlichen Leuten zu unterscheiden, wäre, sie sprechen zu hören, weil die Räuber, wenn sie sich unterhielten, gewöhnlich schrien, so laut sie könnten, und eine Sprache führten, die durchaus nicht gewählt sei, während wohlhabende Tibetaner sanft und gebildet

sprächen. Ich hielt es daher für das einzig Richtige, hinzugehen und uns den Leuten vorzustellen, wobei wir dann durch den Ton ihrer Stimme ihre Beschäftigung herausfinden würden. Dies paßte jedoch meinen Schofas nicht; wir befanden uns daher in einer etwas schwierigen Lage. Denn um weiter zu gehen, mußten wir entweder an dem tibetanischen Lager vorbei oder südwärts um einen Berg herum, was bedeutende Mühe und Zeitverlust verursacht haben würde. Wir warteten, bis die Nacht kam, und beobachteten unbemerkt die Tibetaner. Wie es bei ihnen gebräuchlich, zogen sie sich bei Sonnenuntergang in ihre Zelte zurück.

Meine Leute zurücklassend, froch ich während der Nacht in ihr Lager und blickte verstoßen in eins ihrer Zelte. Die Männer kauerten auf dem Boden rund um ein Feuer, auf dem zwei Gefäße mit Thee dampften. Ein alter Mann mit scharfmarkirten mongolischen Gesichtszügen, die noch verstärkt wurden durch die tiefen Schatten, welche der Schein des Feuers über seine eckigen Backenknochen und die vortretende, gefurchte Stirn warf, drehte emsig sein Gebetsrad von links nach rechts und wiederholte mechanisch das gewöhnliche „Om mani padme hum“. Diese Worte stammen aus dem Sanskrit, beziehen sich auf die Wieder-Fleischwerdung Buddha's aus einer Lotosblume und bedeuten wörtlich: „Om, das Kleinod in dem Lotos! Amen.“ Zwei oder drei Männer, deren Gesichter ich nicht sehen konnte, da sie sich sehr tief bückten, waren damit beschäftigt, Geld zu zählen und verschiedene Gegenstände indischer Herkunft zu prüfen, die ohne Zweifel den Schofas geraubt worden waren. Es war ein Glück, daß sie keine Hunde im Lager hatten.

Als ich den besten Weg entdeckt hatte, um unbemerkt an ihnen vorbeizukommen, ging ich zu meinen Leuten zurück und führte sie mitten in der Nacht an dem Lager vorüber. Wir gingen etwa zwei Kilometer über dieses Lager hinaus, und nachdem wir eine gut geschützte Stelle gewählt hatten, wo wir ohne Furcht vor Entdeckung ruhen konnten, legten wir unsere Lasten nieder und versuchten ein paar Stunden zu schlafen. Bei Sonnenaufgang erwachten wir

und waren sehr erschreckt, uns von einer Bande Dakoit umringt zu finden. Es waren unsere Freunde von der vergangenen Nacht, die unsern Spuren gefolgt waren und, da sie uns für Schoka-Händler hielten, jetzt eine kleine Plünderung vorhatten. Bei ihrer Annäherung erhielten sie einen etwas warmen Empfang, und ihr sofortiger Rückzug war mehr eilig als würdevoll.

Wir setzten unsern Weg zum Teufelssee fort. Um unsern Essen zu kochen, hielten wir ungefähr einen Kilometer vom Ufer des Sees.



Daku.

Ich hatte meine Instrumente, mit denen ich Längenbestimmungen und Höhenmessungen vornahm, eben wieder eingepackt und lag lang ausgestreckt in der Sonne in einiger Entfernung von meinen Leuten, als es mir vorkam, als sähe ich etwas sich bewegen. Ich sprang sofort

auf, und siehe, ein kräftiger Tibetaner kroch nur wenige Meter von mir auf dem Boden entlang, ohne Zweifel in der Absicht, sich meiner Flinte zu bemächtigen, ehe ich Zeit haben könnte, ihn zu entdecken. Zum Unglück für ihn war er nicht schnell genug, und so war alles, was ihm sein Versuch eintrug, eine tüchtige Tracht Prügel mit dem Kolben meines Mannlicher.

Er war einer der Räuber, die wir am Morgen gesehen hatten. Zweifellos waren sie uns gefolgt und hatten uns den ganzen Weg über beobachtet. Als der Kerl seine erste Ueberschuldsmiene auf, sie zu besuchen und die Nacht in ihrem Zelt zuzubringen. Sie wollten uns königlich bewirthen, sagte er. Da uns aber die Art der Gastfreundschaft der Dakoit wohlbekannt war, lehnten wir die Einladung höflichst ab.

Der Räuber ging etwas enttäuscht weg, und wir setzten unsern Marsch am Ufer des Teufelssees fort. Auf der ganzen Strecke zeigten sich deutliche Spuren, daß das Niveau des Sees in einer frühern Epoche viel höher gewesen sein mußte, als es jetzt war.



Tibetanisches Weib mit schwarzer Salbe beschmiert.

Großen Spaß bereiteten uns Hunderte von Hasen, die unter unsern Füßen aufsprangen und von denen ich mehrere schoß.

Wir begegneten vielen Tibetanern. Wenn sie uns näher kommen sahen, rissen sie gewöhnlich aus, ihre Schafe und Yaks vor sich her-treibend. Wir trafen auch zwei tibetanische Weiber, die sehr schmutzig waren und ihre Gesichter mit schwarzer Salbe beschmiert hatten,



Teufelssee mit dem heiligen Berge Kelas.

die die Haut vor dem Aufspringen in dem scharfen Wind bewahren soll. Sie waren in lange Schaffellgewänder gekleidet, die jedoch schäbig und schmutzig waren, und ihre Haare waren so unrein, daß sie einen ekelhaften Geruch ausströmten. Ich rief ihnen zu, uns nicht zu nahe zu kommen; denn obgleich diese Weiber keinerlei Anspruch auf Schönheit machen konnten und, soweit ich sah, keinerlei Reiz besaßen,

da die eine alt und zahnlos war, die andere eine Haut wie eine Eidechse hatte, versuchten sie doch, uns in ihre Zelte zu locken, jedenfalls damit wir von ihren Männern ausgeplündert würden. Meine Leute schienen jedoch von ihren komischen Reden und Geberden wenig angezogen, und ich eilte vorwärts, um dieses gefährliche Paß möglichst bald los zu werden.



Nakatal- und Mansarowar-See.

Vier Tibetaner, die den Versuch machten, Tschanden Sing die Finte aus den Händen zu reißen, erhielten von ihm eine Tracht Prügel, die sie sobald nicht vergessen werden. Hiernach wurden wir zum Glück den übrigen Theil des Tages hindurch in Ruhe gelassen. Abends schoß Tschanden Sing auf einen schwarzen Wolf, der dicht an das Lager herankam, und ich entdeckte ungefähr 30 Meter über dem

Spiegel des Sees ein in die Bergwand eingebettetes Lager von gigantischen Fossilien. Es that mir sehr leid, daß es wegen ihrer Größe und ihres Gewichtes unmöglich war, sie auszugraben und mitzunehmen.

Da wir fast sicher waren, daß wir die ganze Zeit von den zahlreichen Fogpas, denen wir begegneten, beobachtet würden, mußten wir versuchen, sie zu täuschen, indem wir thaten, als lagerten wir uns vor Sonnenuntergang, wobei wir ein Feuer anzündeten. Später entfernten wir uns und gingen, im Dunkeln tappend, mehrere Kilometer, bis wir hoch oben am Berghang einen Platz fanden, wo wir uns für ganz sicher hielten. Während der Nacht fiel starker Schnee, und wie gewöhnlich erwachten wir mit Eiszapfen, die an Bärten, Augenwimpern und Haaren hingen; dennoch fühlten wir uns trotz der ungewöhnlichen Beschwerden, die wir täglich zu erdulden hatten, verhältnißmäßig wohl.

Ich vermochte von vielen Punkten aus festzustellen, daß, wie die Abbildung zeigt, der Rücken zwischen dem Rakastal und dem Mansarowar-See ununterbrochen fortläuft, und daß keine Verbindung zwischen den beiden Seen besteht. Mit Ausnahme einer kleinen Senkung ungefähr in der Mitte hat der Rücken auf der ganzen Strecke eine durchschnittliche Höhe von 300 Meter, eine Thatsache, welche die Annahme, daß beide Seen eigentlich nur ein einziger sind, für immer beseitigen muß. Ich erfuhr auch von den Eingeborenen, daß keinerlei Zusammenhang zwischen den beiden großen Wasserbecken besteht, obgleich die Senkung in dem Rücken es wahrscheinlich macht, daß in einer sehr fernen Periode ein solcher bestanden hat. Der tiefste Punkt in dieser Depression liegt mehr als 100 Meter über dem Seespiegel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Unter den Räubern.

Gerade als ich das Ufer des Kafastal verlassen wollte, ereignete sich ein glücklicher Zufall.

Wir waren von einer andern Bande von Dakoit entdeckt worden, die sich sehr bemühte, uns einzuholen. Ich hatte sie mit meinem Fernrohre erspäht, wie sie uns in höchster Eile nachritten. Sie trieben ungefähr zwanzig Yaks in ungewöhnlich schnellem Trab vor sich her und ritten Pferde. Wir waren ihnen ungefähr drei Kilometer voraus. In halsbrechender Eile sahen wir sie gerade auf uns zukommen. Als ich Befehl zum Halten gab, wurden meine Leute von Furcht ergriffen.

Die Räuberbande kam näher. Sie ließen die Yaks unter der Obhut von zwei Weibern. Als sie in einer Reihe auf uns losgaloppirten, waren meine Leute mit Ausnahme von Tschanden Sing und Man Sing vor Furcht wie gelähmt.

Die Räuber waren jetzt nur noch hundert Meter von uns entfernt. Mit der geladenen Flinte in der einen und meiner Camera in der andern Hand ging ich ihnen entschlossen entgegen. Mit ihren veralteten Luntens Flinten brauchen sie beträchtliche Zeit, bis sie die Lunte anzünden und einen Schuß abfeuern können. Ueberdies ist es ihnen fast unmöglich, vom Pferde aus zu schießen, da ihre Waffen zu schwer und unhandlich sind.

Ich stellte meinen photographischen Apparat ein und wartete, bis ich sie gut auf der Visirscheibe hatte. Dann löste ich den Moment-

verschluß aus, als sie nur noch dreißig Meter entfernt waren und eben von ihren Pferden herunterkletterten. Nachdem die Camera ihre Schuldigkeit gethan hatte, legte ich sie schnell auf die Erde, und nun kam die Büchse daran. Ich schrie ihnen zu, die Waffen niederzulegen, und um meinem Befehl mehr Nachdruck zu geben, legte ich meinen Mannlicher auf sie an.

Ich glaube, eine sanftere Räuberbande ist nicht zu finden, obgleich dieses Gelichter oft tapfer ist, wenn es für sie leicht ist, muthig zu sein. Ihre Luntensflinten flogen mit unglaublicher Schnelligkeit von den Schultern auf die Erde. Die juwelenbesetzten Schwerter, die sie trugen, wurden rasch neben die Feuerwaffen gelegt. Die Banditen fielen nieder, nahmen ihre Mützen mit beiden Händen ab und streckten zum Zeichen des Grußes und der Unterwürfigkeit die Zunge heraus. Ich konnte nicht umhin, ein zweites Momentbild von ihnen aufzunehmen, denn sie sahen zu komisch aus.

Mein Träger, den ich zurückgelassen hatte, um das Gepäck zu bewachen, hatte Man Sing mit diesem Amte betraut und stand jetzt mit dem Martini-Henry an meiner Seite, als eine der Frauen, nach Männerart reitend, auf dem Schauplatze ankam. Sie war augenscheinlich über die Feigheit ihrer Männer wüthend, weshalb sie mir gefiel. Sie sprang vom Pferde, kreischte so laut sie konnte, indem sie die Fäuste gegen die noch vor mir knienden Männer schüttelte, und vor Wuth schäumend, spuckte sie zum Schluß auf die Räuber. Bei ihrer Ansprache an die Bande hatte sie eine unangenehme Art, auf mein Gepäck hinzuzeigen, aber ihre Rede schien auf die unterwürfige Menge wenig Eindruck zu machen.

Ich ging daher zu ihr hin, klopfte ihr auf die Schulter und gab ihr sogar eine Rupie, um ihr den Mund zu stopfen. Sie griff hastig nach der Münze und rieb sie auf ihrem Fellrocke, um das Silber zum Glänzen zu bringen. Sie rieb das Geldstück, bis es ganz blank war, dann schlug sie ihre feurigen Augen auf, starrte in die meinigen und streckte, um ihren Dank auszudrücken, die Zunge heraus.



Plöthliche Unterwürfigkeit der Banditen.

Katschi und Dola, die gut Tibetanisch sprechen, wurden jetzt herbeigerufen, um die Stegreifritter in meinem Namen anzureden. Die beiden Schofas waren in solcher Aufregung, daß sie kaum gehen, geschweige denn sprechen konnten. Als sie jedoch sahen, wie ich mit diesen vermeintlich schrecklichen Räubern umsprang, waren sie endlich im Stande, zu dolmetschen.

„Sie sollen mir einige Yaks und Pferde verkaufen“, sagte ich, „ich werde sie gut bezahlen.“

„Sie sagen, sie könnten es nicht thun. Der Tarjum würde ihnen die Köpfe abschneiden, wenn er es erführe. Nur einen oder zwei Yaks wollen sie verkaufen.“

„Gut. Was kosten sie?“

„Zweihundert Silberrupien. Aber“, fügte Dola hinzu, „Sahib, gib ihnen nicht mehr als vierzig. Das ist schon viel mehr, als die Thiere werth sind. Ein guter Yak kostet sonst zehn bis sechzehn Rupien.“

Nach ungefähr vier Stunden Handelns, während dessen die Banditen allmählich von 200 Rupien auf 40 herabgingen und ich von 20 zu dieser Summe hinaufstieg, kamen wir endlich dahin überein, daß ihre beiden besten Yaks mein Eigenthum werden sollten. Dann kaufte ich noch Pachsättel und allerhand andere Raritäten von ihnen. Wir waren jetzt sehr freundschaftlich miteinander. Sie gaben mir sogar Thee und Tsamba. Die feurige Frau hielt immer noch die Augen auf mein Gepäck gerichtet, und ihre Blicke nach meiner Habe schienen sich zu steigern, als sie mich die Yaks bezahlen sah. Aber wenn sie ein Auge auf meine Habseligkeiten richtete, so hielt ich meine beiden darauf, und ich sorgte dafür, daß meine Büchse nie aus meiner Hand und daß niemand mir je zu nahe kam.

Ich zählte das Geld auf, ungefähr 50 Rupien für sämmtliche Einkäufe. Jedes Geldstück wurde herumgereicht und von jedem der Verkäufer auf seinen Klang geprüft. Als die ganze Summe übergeben war, wurden die Geldstücke wieder von Hand zu Hand zurück herumgegeben und wieder gezählt, damit ja kein Irrthum unterlaufe.

In Tibet ist Zeit nicht Geld, und meine Leser werden daher auch nicht erstaunt sein, wenn ich ihnen sage, daß das wiederholte Zählen und Prüfen der kleinen Summe zwei weitere Stunden in Anspruch nahm. Schließlich wurden uns die beiden Jaks übergeben. Der eine war ein ungeheuer großes, langhaariges, schwarzes Thier, un-

ruhig und sehr stark; der andere ebenfalls schwarz, kräftig und behaart, aber etwas sanfter.



Wollener Rock und Gürtel.

Sie einzufangen, von der Herde zu trennen, Stricke durch ihre Nasenlöcher zu ziehen, Päckfädel auf ihre Rücken zu binden, waren alles Geschäfte, die wir als Neulinge erst lernen mußten. Es war in der That ein hartes Stück Arbeit; aber wir plagten uns, bis es gelang.

Als wir weiter zogen, waren wir gute Freunde geworden, da sich die Räuber sehr gut benahmen. Ich aber nahm

mir vor, in Tibet jederzeit lieber einem Banditen als einem Beamten zu trauen.

In einer Hinsicht that es mir leid, daß mein Zusammensein mit den Joggpas zu Ende war; denn, wenn sie auch zweifellos Briganten waren, so waren sie doch interessant.

Ihre originelle Kleidung und ihre Art der Unterhaltung, ihre ungewöhnliche, aber außerordentlich angemessene Art zu essen und ihr joviales, ungezwungenes Benehmen wirkten geradezu erfrischend. Ihre Kleidung konnte die in Tibet üblichen Trachten recht gut repräsen-



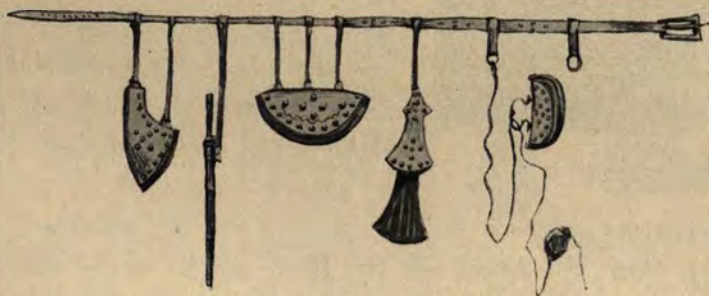
Meine zwei schwarzen Yaks.

tiren, denn die Männer trugen sehr mannichfaltige Röcke und Hüte, wahrscheinlich dank der Leichtigkeit, mit der sie sie erlangten. Nicht zwei Individuen waren gleichgekleidet, wenn auch natürlich gewisse charakteristische Eigenschaften der Kleidung in jedem Falle beibehalten



Tasche mit Stahl und Feuerstein.

waren. Der eine trug einen mit Leopardenfell ausgeputzten Rock, ein anderer hatte ein langes, grauwollenes, einem Schlafrock ähnliches Gewand, das in der Taille mit einem Kamarband umschlungen war, und ein Dritter war in ein loses Kleid von Schaffell, mit der



Gürtel mit verschiedenen Utensilien.

Wolle nach innen, gekleidet. Wieder ein anderer war mit einer dunkelrothen Tunica angethan, die durch einen ledernen Gürtel festgehalten wurde, der in Schmiedeeisen eingelegte silberne Zierathe trug. Diese dienten dazu, eine Nadelbüchse, einen Zunderbeutel und Stahl zu halten, die an einer Perlschnur von dem Lederriemen herabhingen,

ferner einen hübschen Dolch mit einer Scheide aus Ebenholz, Stahl und Silberfiligran, daneben noch andere Gegenstände, wie eine Kugeltasche. Die Joggpaß, wie überhaupt die Mehrzahl der tibetanischen Männer, tragen in ihren Gürteln vorn ein Schwert, und der Rock, ob lang oder kurz, ist immer lose und an der Taille überhängend gemacht, damit er leicht einen Vorrath von Eß- und Trinkschalen, die Pu-kus, die Schnupftabaksdosen und verschiedene Beutel mit Geld, Tsamba und Theeziegeln aufnehmen kann. Dieser Sitte ist es zuzuschreiben, daß die meisten tibetanischen Männer beim ersten Anblick den Eindruck sehr starken Körperbaues machen, während sie in Wahrheit von ziemlich schwächtiger Gestalt sind.



Tibetanischer Hirte.

Die Tibetaner tragen einen Arm und einen Theil der Brust unbedeckt und lassen den Ärmel lose herunterhängen. Der Grund hierfür, der offenbar vielen Leuten räthselhaft erscheint, ist der, daß in Tibet die Tage sehr heiß und die Nächte kalt sind. Der Unterschied der Thermometerstände beträgt im südwestlichen Tibet zu Zeiten 45° und selbst 55° C. Da

die Tibetaner in ihren Kleidern schlafen, sind die Gewänder, die in der Nacht den Körper vor dem Frost schützen, in der Sonnenglut zu schwer und zu warm; deshalb benutzt man dieses einfache Auskunftsmittel. Beim Niedersitzen werden beide Arme aus den Ärmeln gezogen und Brust und Rücken bloß gelassen; beim Gehen aber wird ein Arm, gewöhnlich der linke, durch den Ärmel gesteckt, um den Rock mit seinem schweren Inhalt am Herunterfallen zu verhindern.

Was die tibetanischen Stiefel anbetrifft, so stehe ich nicht an,

sie vom Nützlichkeitsstandpunkte aus für die besten der Welt zu erklären. Sie haben alle Vorzüge, die ein Stiefel haben soll, besonders diejenigen mit platten Sohlen aus dicker, geflochtener Schnur. Der obere Theil, der aus rothem und grünem Filz gemacht ist, hält den Fuß warm, ohne den Luftzutritt zu verhindern, und für die Zehen bleibt reichlicher Raum, sich beim Gehen auszubreiten. Die Filzgamasche, die bis unter das Knie reicht, hält die weiche Sohle des Stiefels platt unter dem Fuße und erlaubt dem Knöchel vollständige und freie Bewegung. Die hauptsächlichste Eigenschaft der tibetianischen Fußbekleidung ist jedoch die, daß der Fuß mit Ausnahme seines obern Theils von der dicken Sohle eingeschlossen ist, wodurch das Einklemmen der Zehen zwischen Steine verhindert wird, wenn man über Steinfelder geht.



Frauenstiefel. Stiefel aus Lhasa.

Es gibt in Tibet vielerlei Stiefelsorten, aber das Princip ist immer dasselbe. Die Stiefel sind immer Hausarbeit. Jeder macht sich die seinen selbst, ausgenommen in großen Städten, wo man Schuhwerk kaufen kann; natürlich ist dann ihre Qualität nicht auf gleicher Höhe. Die Stiefel aus Lhasa haben z. B. feinere, weichere und elastischere Sohlen als die in Schigatse gemachten, die hart und steif sind und sich viel schneller abtragen sollen als die biegsamern der heiligen Stadt. Dann gibt es auch welche mit Ledersohlen, die besonders für nasse oder schneeige Gegenden gemacht werden; wenn diese mit Fett eingeschmiert werden, sind sie vollkommen wasserdicht. Von solchen sind zwei Arten in Gebrauch, die eine mit spitzen, aufwärts gekrümmten Zehenkappen, um sich den Weg in den Schnee



Männerstiefel aus Schigatse. Schneestiefel.

inzuschneiden, die andern von der gewöhnlichen Form. Männer und Frauen tragen dieselben Stiefel. Die vornehmern Lamas und Beamten tragen Lederstiefel nach chinesischer Mode, die schwere Leder- oder Holzsohlen mit gewaltigen Nägeln haben.

Von Kopfbedeckungen gibt es unzählige Arten. Die eigenthümlichste von allen, die hauptsächlich von Soldaten und Dakoi getragen wird, ist die in Kegelftumpfform mit breitem Rande, die gleich den Schuhsohlen ganz aus geflochtener Schnur gemacht ist, und am obern Ende ein Loch für die Ventilation hat. Da der kegelförmige Theil zu klein ist, um auf dem Kopfe zu halten, wird er mit zwei unter dem Kinn gebundenen Schnüren auf dem Schädel festgehalten. Außerdem gibt es die kegelförmigen braunen und grauen Filze, nicht unähnlich den in chemischen Laboratorien gebrauchten Filtern, die in den bessern Qualitäten oft mit einer goldenen, blauen oder rothen chinesischen Stickerei verziert sind.

Eine effectvolle Kopfbedeckung trug der Medicinmann, der der Räuberbande angehörte, die ich interviewt hatte. Beim ersten Anblick glich sie einer übertrieben großen Jockeymütze von rother Seide, bei genauerer Prüfung aber zeigte es sich, das sie aus zwei langen Streifen von rothem Seidenstoff bestand, die über ein leichtes, in einem Winkel von etwa 90 Grad zusammenlaufendes Bambusgestell gespannt waren. Dieser Hut wurde vermittels eines um den Hinterkopf gehenden Bandes festgehalten und ragte ungefähr 35 Centimeter über die Stirn vor. Auch den gewöhnlichern Tuch- und Pelzmützen mit Ohrenklappen begegneten wir, und nicht selten sah man in Tibet Soldaten, die ein seidenes Kamarband nach Art eines Turbans, mit einem Ende über das Ohr herabhängend, fest um den Kopf gebunden trugen.

Der gemeine Tibetaner liebt es jedoch nicht, sich den Kopf zu bedecken, und wenn er auch oft in den losen Falten seines Rockes eine oder mehrere Mützen untergebracht hat, trägt er unter gewöhnlichen Umständen selten eine auf dem Kopfe. Beamte jedoch sieht

man nie ohne eine runde Mütze nach chinesischer Art mit einem Knopf auf der Spitze. Alle Männer mit Ausnahme der Lamas, die den Kopf kahl abscheren, tragen einen Zopf, der zuweilen kurz und struppig, aber auch lang und mit einem Stück rothen Tuches verziert ist, mit dem er umnäht ist und mit welchem er durch Ringe von Eisen, Bein, Knochen, Glas, Metall oder Korallen gezogen wird. Silberne Zierathen, z. B. durchbohrte Münzen, werden viel zum Schmuck der Männerzöpfe verwendet, und zu demselben Zwecke sind auch Korallen- und Malachit-Schmucksachen in Tibet allgemein und werden von den Eingeborenen sehr geschätzt. Die Männer tragen einen Ohrring mit Malachitverzierungen, oft noch mit einem langen Gehänge daran. Diese Ringe sind gewöhnlich von Messing und Silber, selten von Gold. Häufiger als dieser einzelne Ohrring ist die messingene oder silberne Amuletkapsel, die meist ein Bildniß Buddha's enthält und die fast jeder Tibetaner um den Hals gehängt trägt.

Die Tibetaner sind überaus abergläubisch und glauben an jede Art der Zauberei. Es ist dies die Folge der Unwissenheit, die auch an ihren andern schlechten Eigenschaften schuld ist. Von den Lamas und den höhern Beamten abgesehen, erhält das Volk nicht den geringsten Unterricht; es wird in der finstersten Unwissenheit erhalten. Wenige können lesen, niemand kann schreiben, und die Lamas sorgen schon dafür, daß nur diejenigen es lernen, die sie brauchen können. Ehrlichkeit und Ehre sind Eigenschaften, die in Tibet in jeder Klasse und jeder Stellung fast unbekannt sind, und die Wahrheit von einem Tibetaner zu erfahren, ist nach dem Zeugniß aller Kenner des Landes geradezu unmöglich. Grausamkeit ist dem Tibetaner angeboren, und Laster und Verbrechen wuchern überall üppig. —

Nachdem der Verkauf der Yaks abgeschlossen war, kauerten sich die Joggas zu einem kräftigen Mahle aus Tsamba, Tschura und Thee nieder. Sie nahmen ihre hölzernen und metallenen Pufus aus den Röcken, füllten sie schnell mit Tsamba, und nachdem sie darüber dampfenden Thee, der mit Butter und Salz in einem Butterfaß an-

gemacht war, gegossen hatten, rührten sie es mit ihren schmutzigen Fingern in der Schale um, bis sich ein Brei gebildet hatte; diesen rollten sie in eine Kugel und steckten diese in den Mund. Dieser Proceß wurde so oft wiederholt, bis ihr Appetit befriedigt war. Jedemal, ehe sie sie wieder füllten, wurde die Schale rein geleckt. Da ihnen nach dem Essen die Sonnenhitze lästig wurde, entledigten sich Männer und Frauen ihrer Kleider bis zur Taille und zeigten dabei um den Hals Schmucksachen von Gold, Silber und Kupfer.

Die Weiber der Dakoit besaßen, wenn sie auch durchaus nicht schön waren, einen gewissen durch ihre Wildheit hervorgerufenen Reiz. Im Gegensatz zur Mehrzahl der tibetanischen Frauen hatten sie sehr gute Zähne, und ihre Hautfarbe war nicht sehr dunkel, wenn auch die schwarze Salbe, mit der Backen, Nase und Stirn beschmiert waren, sie dunkler erscheinen ließ, als sie wirklich waren. Alle hatten sie regelmäßige Gesichtszüge, und Augen und Mund waren ausdrucksvoll. Das Haar war in zahllose kleine Zöpfe geflochten, die in einem anmuthigen Bogen über den Kopf aufgenommen waren, wo sie durch einen rothen Turban festgehalten wurden, der so arrangirt war, daß er noch eine Reihe kleiner Zöpfe auf der Stirn sehen ließ; die Enden waren der Reihe nach miteinander verbunden. Sie trugen große goldene Ohrringe mit Malachit eingelegt; in ihrem Benehmen waren sie ungeniert und kümmerten sich nicht im geringsten um die einfachsten Regeln des Anstands.

Die Kinder waren gesprächig und hatten das Gebaren Erwachsener. Schon im Alter von 8 und 10 Jahren trugen sie Schwerter im Gürtel. In einem Korbe, den ein Yak getragen hatte, war ein nur wenige Monate altes Kind. Ich liebte es zum Entsetzen seiner abergläubischen Mutter, die das Kind wegriß und des armen kleinen Wesens Gesicht wusch und rieb, bis die Haut abging; sie sagte, Kinder müßten sterben, wenn sie von Fremden berührt würden.

Als ich Reis von den Männern kaufte, wollten sie mich den-

selben nicht berühren lassen, ehe er nicht mein Eigenthum geworden wäre. Jedesmal, wenn ich den Arm ausstreckte, um den Reissack zu berühren, wehrten sie ab, und schließlich wurde mir eine Hand voll Reis aus beträchtlicher Entfernung gezeigt, damit ich seine Beschaffenheit beurtheilen könne. Ich mußte zuerst die Hand voll kaufen, und nachdem ich mich versichert hatte, daß er gut war, erwarb ich den Rest.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am Manjarowar-See.

An demselben Nachmittag waren wir ungefähr zwei Kilometer in der Richtung auf Manjarowar weiter gezogen, als wir von einem der Jogpas angerufen wurden, die wir kurz zuvor verlassen hatten. Er ritt auf uns zu, augenscheinlich in einem Zustande großer Erregung. Nachdem er abgestiegen war, zog er sein Schwert und lief damit auf einen meiner Yaks zu. Da er uns zurief, daß er nichts Böses beabsichtige, ließen wir ihn gewähren. Schließlich holte er den widerspenstigen Yak ein, warf nach einem Kampfe mit dem unglücklichen Thiere seine Arme um dessen Hals und legte seinen Kopf zwischen dessen Hörner. Ich war über diese Posen nichts weniger als erfreut, da ich glaubte, daß dieser Uberschwang von Liebe nur ein Kniff wäre, um dem Thiere den Hals abzuschneiden. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß der junge Jogpa mit den Zähnen einen Büschel von den Haaren des Yaks ergriffen hatte und sich bemühte, ihn herauszureißen, während das Thier verzweifelte Anstrengungen machte, seinen Peiniger abzuschütteln. Endlich gab das Haar nach, und mit einem Mund voll davon, das zu beiden Seiten seiner festgeschlossenen Lippen herabhing, ließ der Jogpa den Kopf des Thieres los und führte mit seinem Schwert einen Schlag nach dem Schwanz des Yaks.

Nun packte ich aber doch den Kerl bei seinem Poppe, während er seinerseits sich an den Schwanz des erschreckten Yaks klammerte,

der ausriß und uns in unangenehm schneller Gangart hinter sich herzog.

Während unserer tollen Jagd schnitt der Fogpa eine lange Locke aus dem seidnen Haare des Yaks, und schien, als er diese hatte, vollkommen befriedigt. Er ließ los und steckte sein Schwert in die Scheide, verbarg die gestohlenen Haare in seinem Rocke, machte uns tiefe Verbeugungen und streckte wie gewöhnlich die Zunge heraus. Auf Befragen erklärte er, daß man sicher von Unglück betroffen werde, wenn man bei der Trennung von einem Thiere, das man besessen, nicht diese Vorsicht gebrauche. Damit schloß der Zwischenfall.

Der Fogpa ritt beglückt fort, und wir verfolgten unsern Marsch über die steinige Ebene, bis wir den Rücken erreichten, der sich quer durch sie zieht und die beiden Seen voneinander trennt. Wir kletterten bis zum Kämme hinauf, der circa 5000 Meter hoch ist. Um festzustellen, ob der Höhenzug sich wirklich bis ganz hinübererstrecke, ging ich bis zur Mitte des Rückens, wo ich fand, daß die nördliche Hälfte des Rückens etwas niedriger ist als die südliche, aber immerhin mehr als 100 Meter über dem Seespiegel liegt. Dieser Abstecher verursachte einigen Zeitverlust, sodaß wir, als die Nacht kam, noch auf dem Rücken waren.

Von unserm Lagerplätze aus sahen wir fünfzehn schwarze Zelte an dem Abhang; im Osten, am Seeufer, lag eine große Gomba, ein Lamakloster mit einem Tempel und einer Anzahl von Lehnhäusern. Ich schätzte die Entfernung zwischen uns und der Gomba auf nur 15 Kilometer, eine erfreuliche Entdeckung, da ich hoffte, dort frischen Proviant zu bekommen, der es uns ermöglichen sollte, schneller vorwärts zu kommen. Wir waren jetzt ganz aus dem Bereiche der Sepoys von Gyanema, wie auch aus dem des Tarjum von Barka und des Song Pen von Takkat. Wenn wir nur nachts genügend Borrath von Nahrungsmitteln erlangen und früh am andern Morgen durch das Dschungel dringen konnten, war wenig Gefahr, daß wir noch eingeholt würden. Die Schofas wurden bei dem Gedanken, eine tibetanische

Niederlassung betreten zu sollen, wieder von Schrecken ergriffen, ich erklärte ihnen aber bestimmt, daß wir die Gomba und das Dorf Tucker erreichen müßten.

Unter uns lagen die beiden großen Seen. Der Teufelssee mit seinen zerklüfteten steilen Ufern, seinen felsigen Inseln und seinen weit ausgreifenden Halbinseln war für mich weit bezaubernder als der Heilige See neben ihm, in welchem der Sage nach Mahadeva und alle andern guten Götter wohnen. Obgleich das Wasser ebenso blau und durchsichtig ist, obgleich beide Seen die große Gangri-Kette als Hintergrund haben, ist der Mansarowar, die Schöpfung Brahma's, nach dem er benannt ist, doch nicht annähernd so reizvoll wie sein weniger heiliger Nachbar. Der Mansarowar hat keine Uferschluchten, die steil aus seinem Wasser aufsteigen, in dem ihre lebhaften Farben wie in einem Spiegel widerglänzen; er bildet ein fast vollkommenes Oval ohne Einbuchtungen. Eine steinige, langsam sich abdachende Ebene von etwa dreieinhalb Kilometer Breite liegt zwischen dem Rande des Wassers und den umgebenden Bergen, mit Ausnahme der Strecke längs des Rückens, der ihn vom Rakastal trennt, dessen Ufer wilder und steiler ist.

Direct südlich von dem See erhebt sich eine Kette von hohen, schneebedeckten Gipfeln, in der mehrere Ströme entspringen. Von unserm Standpunkte aus konnten wir deutlich sehen, daß das Niveau des Rakastal einst mindestens 10 Meter höher gewesen sein muß, als es jetzt ist. Das schräge Bett von kleinen, abgerundeten, glatten Steinen, das sich bis dreieinhalb Kilometer über den heutigen Wasserstand hinauserstreckt, ist Beweis genug, daß das Wasser einst bis dorthin gereicht hat. Ich glaube, daß es noch in allmählichem Zurückweichen begriffen ist.

Rund um den See befinden sich mehrere haufällige Schuppen, die unter der Obhut von Lamas sind; aber nur ein wirkliches großes Kloster und ein Tempel im Dorfe Tucker sind vorhanden.

Man erzählte mir, daß im Nordwesten des Sees eine kleine

Gomba und Serai unter Aufsicht von Lamas sich befinde, aber für die Richtigkeit dieser Angabe kann ich nicht einstehen, da ich sie nicht selbst besucht habe und die Mittheilungen über ihre Lage und Bedeutung, die ich von den Tibetanern erhielt, widersprechend waren.

Wie sich die Natur der Landschaft zwischen dem Teufelssee und dem Mansarowar plötzlich ändert, so waren auch das Wetter und die Temperatur sehr verschieden. Ueber dem Rakastal sahen wir beständig einen lieblich blauen Himmel, während über dem Mansarowar immer schwere Wolken tief herabgingen und unaufhörlich Regen fiel. Von Zeit zu Zeit trieb der Wind den Regen für einige Minuten fort, und dann war das Spiel des Lichts auf dem Wasser reizend, bis neue Wolken unter heftigen Donnerschlägen die Scenerie wieder düster und bedrückend machten.

Wir stiegen ungefähr 4 Kilometer zu der Ebene hinab und überschritten ein reißendes Delta des Flusses Langa Tsangpo oder Langa; zwei Kilometer weiter überschritten wir noch einen Fluß. Da diese Flüsse direct aus den Schneefeldern kommen, war das Wasser sehr kalt und unterwegs infolge des Schmelzens von Schnee und Eis oft bis $1\frac{1}{3}$ Meter tief.

Raum hatten wir die Ufer des Mansarowar erreicht, als aus den schweren Wolken über unsern Köpfen ein solcher Regenschauer niederging, daß wir in einem Augenblick bis auf die Haut durchnäßt wurden. Wir marschirten sehr schnell, da alle unsere schweren Lasten jetzt auf den beiden Yaks waren. Aber die Nacht war schon vorgeschritten, und die Dunkelheit so groß, daß wir nur wenige Centimeter vor uns sehen konnten. Wir gingen thatsfächlich in drei bis fünf Centimeter hohem Wasser, und ein starker Südostwind trieb uns Regen und Hagel so heftig ins Gesicht und auf die Hände, daß wir beträchtliche Schmerzen empfanden. In unsern nassen Kleidern froren wir, und unsere Zähne klapperten, obgleich wir uns dicht aneinander hielten und schnell marschirten. Von Zeit zu Zeit wurde der See von einem grellen Blitzstrahl erhellt, dem ein furchtbarer Donnerschlag

folgte. Nach dem, was wir während der wenigen hellen Secunden sehen konnten, versuchten wir, unsern Weg nach dem Dorfe und der Gomba von Tucker zu finden.

Die infolge des strömenden Regen angeschwollenen Flüsse waren schwer zu durchschreiten, und das Wasser floß so reißend, daß wir uns eben nur auf den Füßen halten konnten. Wir waren so naß, daß wir uns nicht mehr die Mühe nahmen, Schuhe oder Kleider auszuziehen. Dreimal gingen wir bis über die Hüften in das eisige Wasser hinein, dann wanderten wir scheinbar endlos auf dem mit Steinen bedeckten Abhang. Wo wir gingen, konnten wir nicht sehen, und der Sturm schien mit jedem Augenblick schlimmer zu werden. Zwischen größern Steinen und Blöcken stolperten wir dahin, und fielen dann wieder auf schlüpfrigen Felsen übereinander. Weiterhin versanken wir bis an die Knie in Schlamm, und jedesmal, wenn wir den Fuß hoben, schien er wie von Blei zu sein.

„Bist du ganz sicher, Katschi, daß dieser See die Wohnung der Götter ist?“ fragte ich Katschi. „Selbst am Teufelssee hatten wir doch besseres Wetter als dies.“

„Ja, Herr“, erwiderte Katschi. „Aber du machst die Götter zornig, und deshalb schicken sie Donner, Hagel und Regen, um dein Vorbringen aufzuhalten. Du gehst gegen die Götter vor, Herr.“

„Daß gut sein, Katschi, es kann nicht ewig gießen.“

Um Mitternacht hatten wir keine Idee, wo wir uns befanden, aber wir drangen vorwärts.

Waren wir an der Gomba schon vorüber? Hatten wir sie noch nicht erreicht? Das waren die Fragen, die wir einander vorlegten. Mir schien es, daß wir bei der Geschwindigkeit, mit der wir gingen, jezt dem Orte schon sehr nahe sein müßten, und doch konnten wir nach einer weitem Stunde des Wanderns ihn noch nicht ausfindig machen. Ich war in dem Glauben, daß wir ungefähr 16 Kilometer marschirt seien, und meinte, daß wir an dem Kloster vorbeigegangen

sein müßten; aber die Schokas bestanden darauf, es sei nicht der Fall. So gingen wir weiter.

Wir waren noch nicht 500 Meter gegangen, als wir aus der Ferne ein schwaches, uns willkommenes Hundegebell vernahmen. Es kam aus Nordwesten, und wir vermutheten, daß es aus Tucker kommen müsse. In der Dunkelheit waren wir zu weit südlich von dem Orte gerathen.

Von dem Gebell geleitet, richteten wir unsere Schritte eilig direct auf die Ansiedelung. Das Geheul des einzelnen Hundes wurde auf einmal durch das zornige Gebell von fünfzig andern verstärkt, aber trotzdem wir aus dem Tone erkannten, daß wir uns dem Dorfe näherten, konnten wir den Ort nicht finden, so dunkel und stürmisch war es. Erst als wir dicht vor den Lehmhütten waren, bemerkten wir sie.

Es war zwischen zwei und drei Uhr morgens. Der Regen goß noch in Strömen, und nirgends ein Zeichen, daß irgendeiner der Einwohner willens gewesen wäre, uns ein Obdach zu gewähren. Es konnte keine Rede davon sein, unser kleines Zelt aufzuschlagen, denn unsere Sachen waren schon zum Auswinden naß.

Das Geräusch, das wir machten, als wir an eine Thür klopfen, war so stark, daß die Thür selbst beinahe nachgab. Es war ein Serai, ein Schutzhause für Pilger; und da wir den Anspruch erhoben, Pilger zu sein, hatten wir nach den Landesgesetzen das Recht, eingelassen zu werden. Nattu, der schon früher einmal auf einem andern Wege den See erreicht hatte, führte uns zu diesem Hause.

„Ihr seid Dakoit“, sagte eine heifere Stimme von innen, „sonst würdet ihr nicht um diese Stunde kommen.“

„Nein, das sind wir nicht“, sagten wir. „Bitte, öffnet. Wir sind wohlhabende Leute. Wir wollen niemand etwas zu Leide thun und für alles bezahlen.“

„Middu, middu! Kann nicht sein, nein! Ihr seid Dakoit, ich werde nicht öffnen.“

Um zu zeigen, daß wir nicht das waren, was sie vermutheten, klopfen der treue Tschanden Sing und Dola wieder so sanft an die Thür, daß der Kiegel nachgab. Im nächsten Augenblick kauerten zehn Fremdlinge sich rings um ein warmes Feuer nieder und trockneten ihre zusammengeschrumpfte, durchweichte Haut am Feuer von trockenen Tamarisken und Mist. Der Wirth, beiläufig gesagt ein Doctor, beruhigte sich, als er sah, daß wir keine bösen Absichten hatten, und als er einige Silbermünzen auf seiner Handfläche fand. Dennoch sagte er, es würde ihm lieber sein, wenn wir anderswo schliefen, nebenan wäre eine vortreffliche leere Hütte. Als wir hierauf eingingen, führte er uns an den Ort, wo wir den Rest der Nacht oder vielmehr des Morgens zubrachten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Zu der Lamaserei.

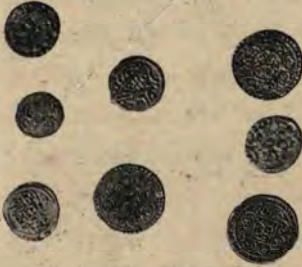
Unser Aufenthaltort war ein aus Steinen und Lehm erbautes eingeschossiges Haus mit flachem Dach. Es hatte zwei Zimmer, von denen das erste sein Licht durch die Thür empfing, während das zweite und größere eine viereckige Oeffnung in der Decke hatte, die dem dreifachen Zwecke der Ventilation, des Lichtzutritts und der Entfernung des Rauches von dem Feuer diente, welches gerade darunter in der Mitte des Zimmers brannte. Die Balken und Sparren, die das Dach trugen, waren von jenseit des Himalaja herübergebracht worden, da sich im westlichen Tibet kein Holz findet.

Dieses Serai wurde von einem jungen, halb wahnsinnigen Lama verwaltet, der mit Begrüßungen äußerst verschwenderisch war und längere Zeit mit offenem Munde dastand und uns anstarrte. Er war so freundlich, uns am Morgen zu helfen, unsere Sachen zu trocknen. Wir mochten fordern, was wir wollten, immer rannte er mit tollen Ausbrüchen von Heiterkeit aus dem Serai und brachte stets, was wir wünschten.

Das schwere Gewitter während der Nacht hatte unser Zimmer überschwemmt, und nur in einer Ecke war es etwas trockener als auf dem übrigen Theil des Fußbodens; in dieser schliefen wir alle, in einen Haufen zusammengekrochen.

Die Serais machen keinen Anspruch auf Reinlichkeit. Während des Regens hatte sich das ganze Kleinthierleben, das den Fußboden

bewohnte, in der Absicht, das Wasser zu vermeiden, in den höhern Theil des Zimmers zurückgezogen, den auch wir gewählt hatten, sodas



Silbermünzen aus Bhassa.

zu all unsern andern Leiden eine neue Prüfung hinzukam: wir wurden von einer Masse verschiedenartiger Insekten halb aufgefressen. Es war in der That eine furchtbare Plage, von der wir nicht allein bei dieser Gelegenheit, sondern jedesmal, wenn wir in der Nähe von tibetanischen Lagern halt machten, unbeschreibliche Qualen litten. Als wir

am Morgen aufstanden, war das Zimmer voll von Tibetanern, Männern, Weibern und Kindern, die sehr gutmüthig und freundlich schienen.



Tibetanische Kupfermünzen.

„Tanga tschik!“ (eine Silbermünze im

Werthe einer halben Rupie) rief ein altes

Weib, das mir einen getrockneten Fisch unter die Nase hielt, indem sie mit großer Redseligkeit erzählte, daß er im Mansarowar gefangen worden sei und daß er seinen Besitzer zum

glücklichsten Sterblichen machen würde.

Andere zeigten uns Stücke rothes Tuch, Juwelen in Form von Broschen, Ringen und Ohrringen aus Messing oder Silber und mit Malachit eingelegt.



Tibetanische Ohrringe.

„Gurmoh sum!“ (drei Rupien).

„Diu, diu, diu.“ (Ja, ja, ja.) „Ka-

ruga ni!“ (zwei Zwei-Annastücke).

„Gieutscheke!“ (ein Vier-Annastück)

und so weiter schallte es, indem alle zugleich schrienen, begierig ihre Waaren loszuwerden.

Die Schmucksachen waren einheimische Arbeit; in einigen Fällen waren die Malachitstücke fest gefast; gewöhnlich wird aber eine Art



Inneres eines Serai.

Paste angewendet, um die Steine festzuhalten, und dann zerbrechen die Schmuckfachen, so hübsch sie auch sind, immer schnell.

Die Ohrringe sind gewöhnlich besser gearbeitet als die Broschen. Das Interessanteste von allem sind, weil einfacher und charakteristischer, die flachen, silbernen, mit primitiver Zeichnung verzierten Amulette. Das auf S. 258 abgebildete, das sich noch in meinem Besitze befindet, ist sehr alt und seine Ränder sind schon beträchtlich abgegriffen. Es hat in der Mitte das Lotosmuster und Blattornamente, die mit Linien ausgefüllt sind, welche strahlenförmig von einem gemeinsamen Stamme ausgehen. Concentrische Kreise füllen das innere Quadrat aus, das auch runde Tupfen, zu je dreien beieinander, und zusammenhängende Halbkreise enthält. Mit parallelen Linien ausgefüllte Dreiecke sind eine sehr beliebte Form der Ornamentirung tibetanischer Arbeiten; doch die beim tibetanischen Künstler vielleicht populärste Form ist das Quadrat oder die Raute, die mit einer besondern Liebhaberei für rein geometrische Muster Hand in Hand geht.



Tibetanischer
Ohrring.



Ohrring eines
hohen Beamten.

Die interessantesten Gegenstände in Tuckel waren die von den Eingeborenen fabricirten Töpferwaaren. Sie werden aus einem feinen Thon hergestellt, der aber vor dem Verarbeiten zu Basen, Krügen u. s. w. nicht geschlagen wird. Formen werden nur angewendet, um die untern Theile der größern Gefäße herzustellen, die innern Theile werden mit der Hand geformt; dann erleichtert eine rohe Drehscheibe die Ausarbeitung des obern Theils des Gefäßes und macht ihn verhältnißmäßig glatt. Zwei Henkel mit rohen Linienornamenten werden an den größern Gefäßen angebracht; für die Krüge mit längerem Hals und kleinerer Oeffnung genügt einer.

Die beiden S. 259 wiedergegebenen Proben sind solche gewöhnlich verwendete Töpfe. Die Farbe ist ein in helles Grau übergehendes Terracotta; die Fläche wird ziemlich glatt und unglasirt gelassen. Die Gefäße werden in primitiven Ofen gut gebrannt, und die Lamas zeigen große Geschicklichkeit in der Herstellung derselben, die unter den Pilgern nach dem Heiligen See guten Absatz finden. Die zur Herstellung der Gefäße benutzten Werkzeuge sind außerordentlich einfach: ein flacher Stein und zwei oder drei Holzstäbe; denn der Töpfer von Tucer braucht in Wirklichkeit nur die Finger und Nägel zur Vollendung seines Werkes.



Goldene Malachitbroche.

Am Morgen kamen mehrere Lamas zu Besuch und gaben vor, sehr erfreut zu sein, uns zu sehen; sie forderten mich auch auf, ihnen einen Besuch in der Lamaserei und im Tempel abzustatten. Sie sagten,



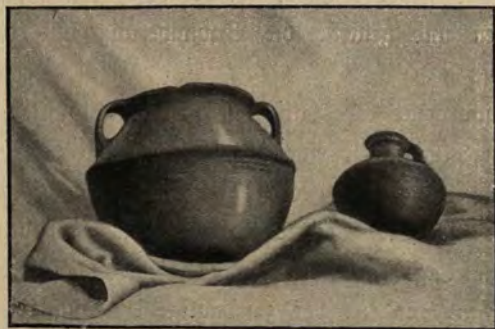
Silbernes Amulett.

daß Krankheiten im Dorfe herrschten. Da sie mich für einen Hindu-Doctor hielten, wünschten sie, ich könnte etwas zur Erleichterung ihrer Leiden thun. Ich versprach, alles zu thun, was ich könnte, und war sehr froh, diese ganz einzige Möglichkeit zum Besuche einer Lamaserei und zum Studium der Fälle zu haben, die man

mir vorführen würde. Auch bei diesem freundschaftlichen Besuche bei den Lamas trug ich meine Büchse in der Hand.

Aus unserm dumpfigen, dunkeln Zimmer kommend, einen Haufen neugieriger Eingeborener hinter und vor mir, betrachtete ich dieses seltsame Dorf mit großem Interesse. Trotz des nächtlichen Gewitters hatten wir nicht den schönen blauen Himmel, den man hätte

erwarten sollen; drohende Wolken hingen über uns, und das vom Winde sanft bewegte Wasser des Heiligen Sees schlug leise klatschend gegen den Strand. Tschanden Sing und Man Sing, die beiden Hindus, die sich aller ihrer Kleider bis auf das Hüfttuch entledigt hatten, kauerten nahe am Strande des Sees und ließen sich von Bijesing die Köpfe glatt rasiren. Ich muß gestehen, daß ich etwas ärgerlich war, als ich mein bestes Rasirmesser zu diesem Zwecke verwendet sah, aber ich unterdrückte meinen Aerger bei der Erinnerung daran, daß ihre Religion sie durch die bloße Thatsache ihres Aufenthalts am Mansarowar von allen Sünden befreite. Meine beiden Diener, das Ge-



Töpfe vom Mansarowar-See.

sicht nach dem Berge Kelas gerichtet, schienen aufgereggt und beteten so inbrünstig, daß ich stillstand, um sie zu beobachten. Sie wuschen sich wiederholt in dem Wasser des Sees und tauchten zuletzt mehrere male darin unter. Als sie vor Kälte zitternd herauskamen, nahm jeder eine Silberrupie aus den Kleidern und schleuderte sie als Opfer für den Gott Mahadeva in den See. Dann zogen sie sich an und kamen, mir ihre Salaams darzubringen, wobei sie behaupteten, jetzt glücklich und rein zu sein.

„Siva, der größte aller Götter, lebt in den Gewässern des Mansarowar“, rief mein Träger in poetischer Stimmung aus. „Ich habe in seinen Wässern gebadet, und von seinen Wässern trank ich.

Ich habe den großen Kelas begrüßt, dessen Anblick allein alle Sünden der Menschheit löst, nun werde ich in den Himmel kommen!“

„Ich werde zufrieden sein, wenn wir bis Lhassa kommen“, brummte der steptische Man Sing, außer Hörweite der Tibetaner.

Tschanden Sing, der in religiösen Dingen wohl bewandert war, erklärte, daß nur Hindupilger, die beide Eltern verloren haben, sich bei dem Besuche von Mansarowar als Opfer für Siva die Köpfe scheren lassen, und daß es, wenn sie einer hohen Kaste angehören, gebräuchlich ist, bei ihrer Rückkehr von der Pilgerfahrt alle Brahminen der Stadt mit einem Bankett zu bewirthen. Ein Mann, der im Mansarowar gebadet habe, werde von jedermann in großen Ehren gehalten und genieße die Bewunderung und den Neid der ganzen Welt.

Der Mansarowar-See hat ungefähr 80 Kilometer im Umkreis, und diejenigen Pilger, die einen höhern Zustand der Heiligung erlangen wollen, machen eine Kora oder einen Umgang zu Fuß längs des Wasserrandes. Die Wanderung nimmt je nach den Umständen vier bis sieben Tage in Anspruch; ein Umgang befreit die Pilger von gewöhnlichen Sünden; der zweimalige Umgang reinigt das Gewissen von jedem Morde, während die dreimalige Umwanderung denjenigen ehrlich und gut macht, der Vater, Mutter, Bruder oder Schwester getödtet hat. Es gibt Fanatiker, die den Umgang auf den Knien ausführen, andere machen den Weg, ähnlich wie die Pilger zum Kelas, indem sie sich bei jedem Schritt platt auf das Gesicht legen.

Der Sage nach ist der Mansarowar von Brahma geschaffen worden, und jeder, der in seinen Wässern badet, wird das Paradies Mahadeva's theilen. Gleichviel welche Verbrechen er vorher begangen haben mag, ein Eintauchen in den Heiligen See genügt, Seele und Körper zu reinigen.

Um meine Leute zu erfreuen und mir selbst vielleicht etwas Glück zu bringen, schleuderte auch ich ein paar Geldstücke ins Wasser.

Nachdem die reinigenden Waschungen vorüber waren, befahl ich



Lama-Kloster in Tuckey.

Ischanden Sing, seine Büchse zu nehmen und mir in die Gomba zu folgen; denn die Lamas waren so höflich, daß ich Verrath von ihrer Seite fürchtete.

Das große quadratische Gebäude mit den roth angestrichenen Mauern und der etwas abgeplatteten Kuppel von vergoldetem Kupfer erhob sich dicht am Ufer und war in seiner strengen Einfachheit ebenso malerisch als hübsch.



Eingang in den Lamatempel von Tuder.

Aus dem Innern drangen Töne wie von tiefen, heisern Stimmen, die Gebete murmelten; Glockengeltingel und Cymbellänge mischten sich darein. Von Zeit zu Zeit wurde eine Trommel geschlagen, die einen hohlen Ton gab, und ein gelegentlicher, plötzlicher Schlag auf ein Gong machte die Luft vibriren, bis die Töne in einem allmählichen Diminuendo von dem Winde über den Heiligen See fortgetragen wurden.

Nachdem Ischanden Sing und ich in die Lamaserei eingetreten waren, wurde die große Thür, die weit geöffnet worden war, sofort

geschlossen. Wir befanden uns in einem weitläufigen Hofraume, der an drei Seiten zwei übereinander liegende Reihen von Galerien hatte, die durch Säulen getragen wurden. Es war das Laprang, das Haus der Lamas, und gerade vor mir war das Thakang, der Tempel, dessen Fußboden ungefähr anderthalb Meter über dem Erdboden war; eine sehr große Thür führte in ihn hinein. An diesem Eingange waren zwei Nischen, eine an jeder Seite, in deren jeder neben einer großen Trommel ein Lama kauerte, mit einem Gebetbuch vor sich und in den Händen ein Gebetsrad und einen Rosenkranz, dessen Kügelchen er nach jedem Gebete weiter schob.

Bei unserm Erscheinen unterbrachen die Mönche ihr Gebet und schlugen in sichtlich erregung auf die Trommeln. Nach dem, was ich sehen konnte, herrschte in der Gomba große Aufregung. Alte und junge Lamas stürzten aus ihren Zimmern hin und her, während eine Anzahl von Novizen und Unterpriestern — im Alter von 12 bis 20 Jahren — am Geländer der obern Veranda sich drängten, mit dem Ausdruck sichtlicher Spannung und Neugier auf ihren Gesichtern.

Ohne Zweifel hatten uns die Lamas eine Falle gelegt. Ich ermahnte Tschanden Sing, auf der Hut zu sein, und ließ ihn als Wache an dem Eingange des Tempels, während ich, nachdem ich auf die Trommel des Lamas zu meiner Rechten ein paar Silbermünzen gelegt hatte, zum Zeichen der Ehrfurcht meine Schuhe auszog und zum großen Erstaunen der Mönche ruhig in das Haus ihrer Götter eintrat. Ueber den Anblick des Silbers und mehr noch über meinen Mangel an Vorsicht erstaunt, blieben die Lamas, deren sich eine große Zahl im Hofe befand, unbeweglich und stumm. Der Oberlama oder Superior des Klosters trat endlich vor, indem er sich tief neigte, den einen Daumen über den andern legte und die Zunge weit heraushängen ließ, um seinen höchsten Beifall darüber zu bezeigen, daß ich die vielen Bilder besuchte, die an den Wänden des Tempels entlang aufgestellt waren, Gottheiten und heilige Buddhisten darstellend. Die größern derselben waren ungefähr anderthalb Meter hoch,

die andern ungefähr einen Meter. Einige waren aus Holz geschnitzt, und ihre Gewandungen und Schmucksachen waren nach Arrangement und Ausführung ziemlich künstlerisch, während andere aus vergoldetem Metall hergestellt waren. Eine Anzahl von ihnen war in sitzender Stellung, einige aufrecht stehend dargestellt, und alle standen sie auf verzierten, vergoldeten Piedestalen oder auf einfachern, blau, roth, weiß und gelb bemalten Sockeln. Viele trugen die alte chinesische, doppelflügelige Kappe, wie sie bis auf den heutigen Tag von den koreanischen Beamten getragen wird, und standen in Wandnischen, die mit Stoffen, Holzschnitzereien und roh gemalten Bildern decorirt waren.

Zu Füßen dieser Gottheiten war ein langes Bort, auf dem in glänzenden Messinggefäßen aller Größen Opfertaben von Tsamba, getrockneten Früchten, Käse, Weizen und Reis standen, die die Gläubigen durch die Lamas den verschiedenen Göttern darbringen. Einige der geopferten Gerstentähren waren mit roth, blau und gelb gefärbten, aus Butter geformten Blättern verziert.

Die Decke des Tempels war mit rothwollenem Stoffe drapirt, ähnlich dem der Kleider der Lamas, und Hunderte von schmalen, langen Streifen seidener, wollener und baumwollener Gewebe in allen erdenklichen Farben hingen von ihr herab. Das Dach wurde von hölzernen Säulen getragen, die in der Mitte des Tempels ein Viereck bildeten und durch eine Balustrade verbunden waren, wodurch die Gläubigen gezwungen sind, einen Rundgang, von links nach rechts, zu machen, um vor den verschiedenen Götterbildern vorbeizukommen. In einem Schreine im mittlern Theile der dem Eingang gegenüber liegenden Wand stand der Schutzheilige des Klosters, anscheinend Buddha selbst; die Opfertaben, die hier auf einer Art von teppichbedecktem Altar lagen, waren viel reichlicher als vor den andern Bildnissen.

Der Lama wies darauf hin und sagte mir, daß dies ein guter Gott sei; so machte ich ihm meinen Salaam und legte eine kleine Opfertabe in eine handliche Sammelbüchse, was dem Lama sehr zu gefallen schien, denn er holte sofort eine Amphora mit heiligem Wasser

herbei, die mit langen Schleiern der Freundschaft und Liebe behängt war, und goß mir etwas wohlriechende Flüssigkeit auf die Handflächen. Dann zog er einen Schleierstreifen hervor, benetzte ihn mit dem Wohlgeruch und überreichte ihn mir. Die Mehrzahl der Pilger rutscht gewöhnlich auf den Knien rund um das Innere des Tempels, aber trotzdem ich, um eine Beleidigung der Eingeborenen zu vermeiden, den Grundsatz befolge, in Rom zu thun wie die Römer thun, konnte ich es doch nicht unternehmen, mich für den möglichen Fall eines plötzlichen Angriffs in eine so ungünstige Stellung zu bringen. Der Oberlama erklärte mir die Bilder der Götter und warf drei Hände voll Reis über sie, wenn er sie bei ihren Namen nannte, die alle zu behalten ich mir die größte Mühe gab; aber ach! ehe ich noch nach dem Serai zurückgehen und ihre Benennungen aufkritzeln konnte, waren sie meinem Gedächtniß alle entschlüpft. Ein besonderer Eingang führte aus dem bewohnten Theile des Klosters in den Tempel.

Auf dem Fußboden in dem mittlern Viereck standen viele, in Messinggefäßen brennende Lichter, deren Dochte mit zerschmolzener Butter gespeist wurden; neben ihnen lagen längliche Gebetbücher, gedruckt auf das glatte, gelbe tibetanische Papier, das aus einer faserreichen Rinde gemacht wird. Kleine Trommeln und Cymbeln lagen neben diesen Büchern. Eine Doppeltrummel war, wie ich bemerkte, aus Theilen menschlicher Schädel hergestellt; auch eine eigenthümliche Kopfbedeckung, die von den Lamas beim Gottesdienste und den Ceremonien getragen wird, zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Bei diesen Gelegenheiten begleiten sie ihre Gesänge und Gebete nicht nur mit dem Schlagen von Trommeln und dem Klange von Becken, sondern blasen auch auf Rohrflöten, klingeln mit Handglocken und schlagen auf ein großes Gong. Der Lärm dieser Instrumente ist zeitweise so stark, daß die Gebete selbst ganz unhörbar werden. Leider gelang es mir nicht, eine der schreckenerregenden Masken zu Gesicht zu bekommen, die von den Lamas bei ihren phantastischen, mystischen Tänzen

gebraucht werden. Wenn die Lamas während dieser Ceremonien den ganzen Tag im Tempel zubringen, genießen sie viel Thee mit Butter und Salz, der ihnen von Lamas untergeordneten Ranges, die als Diener thätig sind, in Bechern gereicht wird. So verbringen sie Stunde um Stunde in ihren Tempeln, scheinbar gänzlich in ihre Gebete zu der obersten Gottheit, Kontschoksum, vertieft.

Wörtlich übersetzt bedeutet Kontschoksum „die drei Kleinodien“, nämlich Buddha, die heilige Lehre und die Gemeinde der Gläubigen, die so zu einer Dreieinigkeit verbunden sind. In Indien, dem Heimlande des Buddhismus, wurden die beiden letztern ursprünglich abstract aufgefaßt, in Tibet hat man sie personificirt, wie man denn überhaupt wol sagen kann, daß der Buddhismus, der von Hause aus im wesentlichen eine Moralphilosophie war, in Tibet in eine Art von Religion umgewandelt worden ist, in welcher das wesenlose Nirvana zu einem Freudenhimmel und die schattenhaften Gestalten des verklärten Buddha und seiner Heiligen zu persönlichen Göttern geworden sind. Wie im alten Buddhismus nimmt auch hier die Vorschrift der Barmherzigkeit, des werththätigen Mitleids eine hervorragende Stelle ein, wenn sie auch oft äußerlich genug aufgefaßt wird. Je nach dem Maße, in dem der Mensch diese und andere Tugenden ausübt und böse Handlungen meidet, kommt seine Seele der ewigen Glückseligkeit näher, die sie aber meistens erst nach vielen Wiedergeburten erreicht; die Seelen der armen Sünder fahren zur Hölle, wo sie durch Feuer und Eis gefoltert werden.

„Gott sieht und weiß alles und er ist überall“, rief der Lama aus, „aber wir können ihn nicht sehen. Nur die Tschantschubs (eine Art von Heiligen) können ihn sehen und zu ihm sprechen.“

„Welches sind die bösen Eigenschaften, die man am meisten vermeiden muß?“ fragte ich den Lama, der etwas hindostanisch sprach.

„Wollust, Stolz und Neid“, erwiderte er.

„Erwartest du jemals, ein Heiliger zu werden?“ fragte ich.

„Ja, ich hoffe es; aber es bedarf 500 Wanderungen der unbesleckten Seele, ehe man einer werden kann.“

Dann, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, ergriff er auf einmal meine Hand und öffnete meine Finger. Als er dies gethan hatte, murmelte er einige Worte der Ueberraschung. Sein Gesicht wurde ernst, sogar feierlich, und er behandelte mich mit seltsamer Unterwürfigkeit. Er stürzte zum Tempel hinaus und lief zu den andern Lamas, um ihnen seine mir fremde Entdeckung mitzutheilen. Sie drängten sich um ihn, und aus ihren Worten und Geberden konnte man leicht errathen, daß sie sehr bestürzt waren.

Als ich die Gesellschaft der seltsamen Götzenbilder verließ und in den Hofraum kam, wollte jeder Lama meine Hand untersuchen und berühren, und der plötzliche Wechsel ihres Benehmens war mir eine Quelle der Verwunderung und der Neugier, bis ich einige Wochen später den Grund davon erfuhr.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Lamas.

Ehe ich das Kloster verließ, richteten die Lamas, die jetzt ziemlich vertraut geworden waren, viele Fragen an mich, Indien und die medicinische Wissenschaft betreffend. Beide schienen Gegenstände großen Interesses für sie zu sein. Sie fragten mich auch, ob ich vielleicht gehört habe, daß ein junger Sahib mit einem großen Heere über die Grenze gekommen sei, und daß der Jong Pen von Taklakot dasselbe geschlagen und den Sahib mit den vornehmsten Mitgliedern der Expedition enthauptet hätte.

Ich gab vor, von diesen Thatfachen nichts zu wissen, was auch wahr war, obgleich mich natürlich die Art und Weise sehr ergötzte, in der der Jong Pen von Taklakot über das Bärenfell verfügte, ehe er den Bären gefangen hatte. Die Lamas hielten mich für einen Hindu-Doctor, dank der Farbe meines Gesichts, das von der Sonne verbrannt und lange nicht gewaschen war, und glaubten, daß ich auf einer Pilgerfahrt zur Umwanderung des Manjarowar-Sees begriffen sei. Sie schienen begierig, zu erfahren, ob in Indien die Krankheiten durch Geheimwissenschaften oder nur mit Arzneien geheilt würden. Ich, der ich im Gegentheil mehr Interesse daran hatte, Mittheilungen zu erhalten als solche zu machen, lenkte die Unterhaltung auf die Lamas selber.

Natürlich wußte ich, daß es Sekten von rothen und gelben Lamas gibt, von denen die rothen die ältern, jetzt aber an Zahl geringern

sind. Die herrschende religiöse Sekte sind die gelben Lamas, die Gelukpa, die auch in politischer Beziehung die mächtigsten sind. Außerdem gibt es im Lande noch spärliche Reste des ursprünglichen Glaubens, der schamanistischen Bon-Religion, die auch als die schwarze Religion bezeichnet wird. Die Lamasereien sind gewöhnlich sehr reich, denn die Tibetaner sind ein sehr frommes Volk, und die Lamas stehen nicht zurück in der Kunst, unter allen möglichen Vorwänden Geld von den unwissenden Gläubigen zu erpressen. Neben der Beforgung ihrer religiösen Functionen bethätigen sich die Lamas auch als Händler im Großen, indem sie ein schlaues Geldverleihgeschäft betreiben und sehr hohe Zinsen verlangen, die jeden Monat fällig sind. Wenn diese unbezahlt bleiben, wird der ganze Besitz des Schuldners confiscirt, und wenn dieser sich als nicht genügend erweist, das Darlehn zu ersetzen, wird der Schuldner Sklave des Klosters. Wenn man die wohlgenährten Gesichter der Lamas betrachtet, ist es auf den ersten Blick zu erkennen, daß sie sich trotz ihrer gelegentlichen körperlichen Entbehrungen in keiner Weise etwas abgehen lassen, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie ein ruhiges und behagliches Dasein in verhältnißmäßigem Luxus führen, der häufig in Laster und Verderbtheit ausartet.

Die größern Lamasereien erhalten von der Regierung einen jährlichen Zuschuß, und durch die Opfergaben der Gläubigen werden beträchtliche Summen angesammelt, während andere Gelder durch Mittel und Wege erlangt werden, die in jedem andern Lande als Tibet kaum als ehrenhaft und oft sogar als verbrecherisch betrachtet werden würden.

Von den größern Städten abgesehen, lebt fast das ganze tibetanische Volk mit Ausnahme der Briganten und der Lamas in großer Armuth, während die Mönche selbst und ihre Agenten von dem Fette des Landes leben und gedeihen. Das Volk wird in vollkommener Unwissenheit erhalten, und selten findet man einen Laien, der schreiben oder wenigstens lesen kann. So muß alles durch die Hände der Lamas gehen.

Die Lamasereien und die Lamas, sowie das Land und Eigenthum, das ihnen gehört, sind von allen Steuern und Abgaben frei, und jeder Mönch wird durch eine bestimmte Lieferung von Tsamba, Ziegelthee und Salz unterhalten. Sie rekrutiren sich aus allen Klassen, und gleichviel, ob sie ehrliche Leute oder Diebe und Schwindler sind, werden sie alle bereitwilligst angenommen, um in die Bruderschaft einzutreten. Ein oder zwei männliche Mitglieder jeder tibetianischen Familie treten in die Mönchsorden ein. Auf diese Weise erlangen die Mönche eine große Macht über jedes Haus und Zeltlager. Es ist kaum eine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die Hälfte der männlichen Bevölkerung in Tibet aus Lamas besteht.

In jedem Kloster findet man neben den Lamas, d. h. den eigentlichen, fertigen Mönchen, die alle Weißen empfangen haben, noch zwei Klassen von Mönchen, die zwar auch glattrasirte Köpfe und zum Theil dieselbe Tracht wie ihre Obern haben, aber niedern Grades sind und natür-



Lama.

lich auch keinen thätigen Antheil an der Politik der Lama-Regierung nehmen: die Schabi und die Getsul. Die Schabi sind die Novizen. Sie treten sehr jung — im 7. oder 9. Lebensjahr — in die Lamaserei ein und bleiben mehrere Jahre hindurch Schüler. In dieser Zeit, während der sie auch die harte Arbeit des Klosters verrichten müssen, sind sie beständig in der Lehre und unter der Aufsicht des Lamas, dem sie zur Erziehung übergeben worden sind. Nach vollendetem 15. Lebensjahr erhalten sie die zweite Weihe und treten damit in die Klasse der Getsul über, einer Art Unterpriester, die noch nicht alle Rechte, dafür aber auch nicht alle Pflichten der eigent-

lichen Mönche haben. Nach fünf weitem Jahren und nach Empfang der dritten Weihe werden sie endlich wirkliche Lamas, welches Wort „Oberer“ bedeutet.

Die Schabi und Getful übernehmen untergeordnete Rollen in den seltsamen religiösen Ceremonien, bei denen die Lamas, in Felle und gräßliche Masken verkleidet, singen und mit außerordentlichen Verrenkungen tanzen, begleitet von einer unheimlichen Musik von Glocken, Hörnern, Flöten, Cymbeln und Trommeln.



Junger Lama.

Jedes große Kloster hat an seiner Spitze einen „Groß-Lama“. Dieser gehört zwar zur höhern Geistlichkeit, aber nicht immer zu deren höchster Stufe, den „wiedergeborenen Heiligen“. Während jene sozusagen den Verdienstadel des hierarchischen Systems darstellt, bilden diese, die Wiedergeborenen, seinen Geburtsadel; denn nach dem lamaitischen Dogma leben in ihnen die Seelen der alten Heiligen, die sich ihren Leib noch im Mutterleibe zum Wohnsitz auserwählt haben; sie sind also incarnirte Götter. Durch eine

solche ununterbrochene Incarnation pflanzt sich namentlich der Papst von Tibet, der Dalai Lama zu Lhasa, fort.

Mit Ausnahme des Groß-Lamas, der ein Zimmer für sich allein hat, essen, trinken und schlafen die Lamas in dem Kloster zusammen. Immer zwei Monate des Jahres, 15 Tage in jedem Vierteljahr, halten sie sich in strenger Abgeschlossenheit, die sie dem Gebete widmen und während welcher Zeit sie nicht sprechen dürfen. Sie fasten vierundzwanzig Stunden hintereinander bei Wasser und Butterthee; sie essen an jedem Fasttag nur so viel gerade als nöthig ist, um am

Leben zu bleiben, und entsagen allem andern, sogar dem Schnupftaback und dem Ausspucken, den beiden am meisten verbreiteten Gewohnheiten der tibetanischen Männer.

Die Lamas machen große Ansprüche auf Unfehlbarkeit, und auf Grund dieser erlangen sie die Verehrung des Volkes, von dem sie erhalten, genährt und gekleidet werden. Ich fand sie in der Regel sehr intelligent, aber unmenschlich, grausam und ehrlos. Ich sage dies nicht allein aus eigener Erfahrung, ich hörte dasselbe auch von den unterdrückten Eingeborenen, die sich nichts Besseres wünschen als eine Möglichkeit, ihr Joch abzuschütteln.

Die gänzliche Unwissenheit benutzend, in der sie das Volk mit Erfolg erhalten, üben die Lamas in großem Umfange geheime Künste aus, durch welche sie vorgeben, Krankheiten zu heilen, Morde und Diebstähle zu entdecken, Ströme am Fließen zu verhindern und in einem Augenblick Stürme zu erregen. Gewisse Beschwörungen vertreiben, wie sie sagen, die bösen Geister, welche Krankheit verursachen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Lamas in hypnotischen Experimenten bewandert sind, vermittels deren sie es fertig bringen, die unter ihrem Einflusse stehenden Individuen viele Dinge und Gegenstände sehen zu lassen, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Dieser Macht sind die häufigen Berichte über Erscheinungen Buddha's zuzuschreiben, die gewöhnlich von einzelnen Individuen gesehen werden, und auch die Visionen von Dämonen, deren Schilderungen allein schon die einfältigen Leute erschrecken und sie veranlassen, alle ihre Sparpfennige als Opfergaben für das Kloster herzugeben.

Auch der Mesmerismus oder thierische Magnetismus spielt eine wichtige Rolle in ihren Zaubertänzen, bei denen sie außerordentliche Verrenkungen ausführen und seltsame Stellungen annehmen und wobei der Körper des Tänzers schließlich in einen Zustand der Starrsucht gebracht wird, in dem er lange Zeit verbleibt.

Die Mönche legen bei ihrem Eintritt in die Lamaserei das Gelübde der Ehelosigkeit ab; sie halten aber diesen Eid nicht immer.

Alle größern Lamaſereien unterhalten einen oder mehrere Lama-Bildhauer, die den ganzen District bereiſen und an die unzugänglichſten Stellen gehen, um in Felſen, Steine oder Hornſtücke die ſtändige Inſchrift „Om mani padme hum“ einzuschneiden, die man überall im Lande ſieht. Nach vielen Schwierigkeiten gelang es mir, zwei von dieſen ſehr ſchweren Inſchriftenſteinen ungeſehen fortzubringen, die noch in meinem Beſitz ſind; von dem einen iſt nachſtehend eine Abbildung beigeſügt.

Unheimliche und maerische Orte, wie die höchſten Punkte auf



Mani-Stein mit zweimaligem „Om mani padme hum“.

Bergpäſſen, gigantische Felſblöcke, Felſen in der Nähe von Flußquellen, oder irgendein Platz, wo eine Mani-Mauer exiſtirt, ſind die Stellen, die gewöhnlich von dieſen Künſtlern gewählt werden, um die magiſche Formel einzugraben, die auf die Wiederfleiſchwerdung des Befehrerſ von Tibet, Avalokiteſchwara's, aus einer Lotoſblume gedeutet wird.

Auch die berühmten Gebetsräder, jene mechaniſchen Geräthe, durch welche die Tibetaner vermittels Waſſer-, Wind- und Handkraft zu ihrem Gotte beten, werden von Lama-Künſtlern angefertigt.

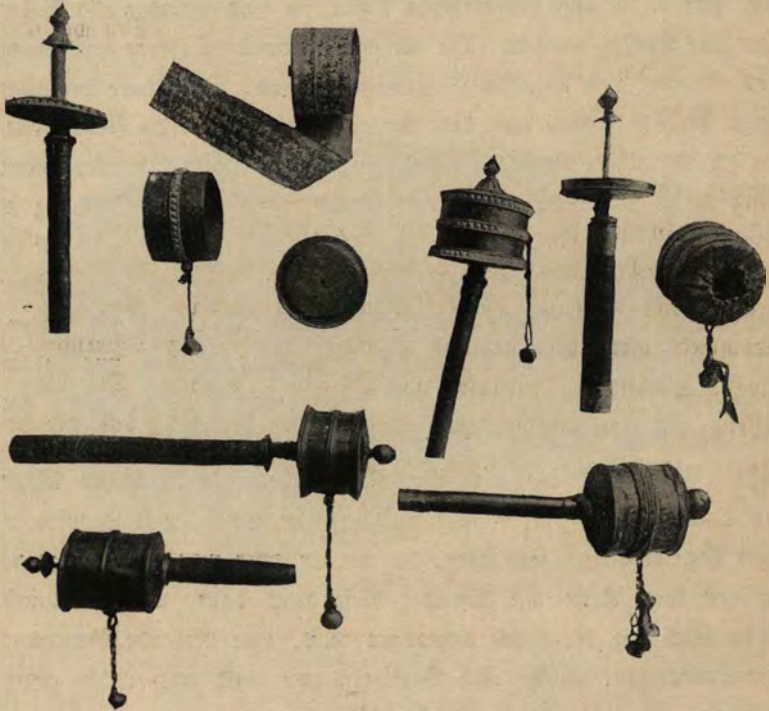
Die größern durch Waſſer getriebenen Gebetſtrommeln werden

neben oder über einem Strome erbaut, und die gewaltigen Cylinder, auf denen das ganze tibetanische Gebetbuch eingegraben ist, werden durch das fließende Wasser gedreht. Die durch Windkraft getriebenen sind den bei den Schokas angewendeten, die ich schon beschrieben habe, ähnlich, unterscheiden sich aber von diesen darin, daß die Tibetaner oft Gebete auf die Zeugstreifen drucken. Die kleinern, die mit der Hand gedreht werden, gibt es in zwei verschiedenen Arten; sie sind entweder aus Silber oder aus Kupfer gemacht. Die für den Gebrauch im Hause bestimmten sind Cylinder von ungefähr 15 Centimeter Höhe. Innerhalb derselben dreht sich auf Zapfen nach dem Princip eines Kreisels die Gebetsrolle, die der Gläubige vermittels eines über die Maschine hinausragenden Knopfes in Bewegung gesetzt hat. Durch eine viereckige Oeffnung in dem Cylinder kann man die Gebete sich innen drehen sehen. Die in Tibet zum täglichen Gebrauche am meisten verbreiteten Gebetsräder sind jedoch wie die in der umstehenden Abbildung gezeigten Arten. Sie sind gewöhnlich aus Kupfer, manchmal aus Messing und häufig auch ganz oder theilweise aus Silber hergestellt. Der Cylinder hat zwei bewegliche Klappen, zwischen welche die Gebetsrolle fest hineinpafst. Eine Handhabe mit einem Eisenstabe wird durch die Mitte des Cylinders und der Rolle gesteckt und vermittels eines Knopfes in ihrer Lage erhalten. Ein Ring, der den Cylinder umgibt, befestigt sie an eine kurze Kette mit Gewicht; diese dient dazu, wenn sie durch einen Ruck mit der Hand angezogen wird, eine drehende Bewegung hervorzubringen, welche nach Vorschrift von links nach rechts gehen muß und für unbestimmte Zeit im Gange erhalten wird, wobei die Worte „Om mani padme hum“ oder einfach „Mani, mani“ wiederholt werden, bis die Drehung wieder aufhört.

Bei den ältern Rädern waren die Gebete geschrieben und wurden in einem kleinen, schwarzen Beutel aufbewahrt. An dem Gewicht und der Kette, die dem Rade die drehende Bewegung geben, sind oft Amulette sowie Ringe von Malachit, Nephrit, Knochen oder Silber befestigt.

Diese Gebetsmaschinen findet man in jeder tibetanischen Familie, und fast jeder Lama besitzt eine. Sie bewahren sie sehr eifersüchtig, und es ist sehr schwer, solche zu bekommen. Ich war so glücklich, während meiner Reise nicht weniger als zwölf kaufen zu können, von denen zwei sehr alt waren.

Außer dem Rosenkranze, den die Lamas in derselben Weise wie



Gebetsräder.

die Katholiken beständig gebrauchen, haben sie noch ein messingnes Geräth, das Gebetssepter (Dordsche oder Dadschra), das sie zwischen den Handflächen drehen, während sie ihre Gebete sprechen; dieses wird ausschließlich von Lamas gebraucht und gehört zu ihrer Ausrüstung. Es ist 6 oder 7 Centimeter lang und abgerundet, sodasß man es leicht in beiden hohlen Händen halten kann.

Es gibt in Tibet wie in andern buddhistischen Ländern außer den Lamasereien auch Nonnenklöster. Auch die meist gar nicht anziehenden, nicht sehr angesehenen Nonnen scheren sich die Köpfe und betreiben Zauberei. In einigen dieser Nonnenklöster wird strenge Clausur aufrecht erhalten, aber in den meisten von ihnen ist den Lamas freier Zutritt gestattet, mit dem gewöhnlichen Resultate, daß die Nonnen die Concubinen der Lamas werden. Hiervon ganz abgesehen sind die Frauen in den Klöstern ebenso unmoralisch wie ihre Brüder in den Lamasereien, und im besten Falle sind auch sie nur ein niedriger Typus der Menschheit. Den Lamas ist zu gewissen Zeiten des Jahres eine ungewöhnlich große Freiheit hinsichtlich der Frauen erlaubt.

Die Priester betreiben auch die Kunst, Musikinstrumente und Gßgeräthe aus Menschenknochen zu machen. Der Schädel wird zur Herstellung von Bechern, Tamba=Schalen und einfachen oder Doppel= Trommeln verwendet, und die Schulter=, Ober= und Unterschenkelknochen werden in Trompeten und Pfeifen verwandelt. Die Lamas sollen, wie man erzählt, gern Menschenblut genießen, das sie aus Bechern trinken, die aus Menschenschädeln gemacht sind.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Tibetanische Heilkunst.

Die Lamas waren jetzt sehr mittheilsam. Ich ließ mich mit dem bishchen Hindostanisch, das ich konnte, sowie mit Hülfe der tibetanischen Brocken, die ich aufgelesen hatte, in eine Unterhaltung über Krankheiten und ihre Heilmittel ein, da ich die Annahme, daß ich ein Doctor sei, aufrecht erhalten mußte und außerdem sicher war, daß die Tibetaner über diesen Gegenstand seltsame Begriffe haben würden. In dieser Annahme wurde ich nicht getäuscht. Die folgenden Einzelheiten über die Methoden, welche die Lamas bei der Heilung der im Lande häufiger vorkommenden Krankheiten befolgen, werden von Interesse sein.

Die Lamas erklärten mir, daß alle Krankheiten aus dem Fieber entständen, und weiter, daß das Fieber selbst nur ein böser Geist sei, der verschiedene Formen annähme, wenn er in den Körper einbringe und alle Arten von Beschwerden verursache. Neben dem Fieberdämon aber gäbe es noch andere Dämonen, die so gütig wären, uns Reichthümer und Glück zu bringen. Wenn jemand nach einer gefährlichen Krankheit eine Höhle, einen Wasserfall oder eine von einem Flusse durchströmte Schlucht besuche, wo diese Dämonen sich aufhalten, so könne er einen Rückfall bekommen und sterben, oder er könne augenblicklich geheilt werden und für immer glücklich leben. Wie man erwarten könne, kehre im letztern Falle der Empfänger so unschätzbaren Vorzüge gewöhnlich noch einmal zurück, um den gütigen Geistern, die sein Leben lebenswerth gemacht hätten, einen zweiten Be-

sich abzustatten; „aber wenn er zum zweiten male hingehet, wird er zur Strafe für seine Gier erblinden oder gelähmt werden“.

„Die bösen Geister“, fuhr ein fetter, alter Lama mit gekrümmten Fingern fort, die er zusammenkniff und schüttelte, während er sprach, „haben die Gestalt von menschlichen Wesen oder Ziegen, Hunden, Schafen oder Pferden, und manchmal nehmen sie die Form von wilden Thieren, wie Bären und Schneeleoparden, an.“

Ich sagte den Lamas, daß ich viele Fälle von Kropf und auch andere Abnormitäten bemerkt hätte, wie z. B. Hasenscharten und Finger und Zehen mit Schwimmhäuten, ebenso das sehr häufige Vorkommen von überzähligen Fingern und Zehen. Ich fragte sie nach dem Grunde solcher Fälle; sie schrieben dieselben dem boshaften Wirken von Dämonen vor der Geburt des Kindes zu; für den Kropf konnten sie jedoch kein Heilmittel angeben.

Eine besonders unter den ältern Frauen gewöhnliche Krankheit war der Rheumatismus, an dem sie beträchtlich zu leiden schienen. Die Finger und Zehen, besonders die Handgelenke und Knöchel wurden davon ergriffen; die Gelenke schwellen so an, daß sie ganz steif wurden, die Sehnen zogen sich zusammen, schwellen an, wurden hart und traten in den Handflächen hervor.

Sowol vor als nach meiner Unterhaltung mit den Lamas hatte ich oft Gelegenheit, festzustellen, daß die Magen der Tibetaner nur selten gut functioniren. Aber wie könnten sie auch, wenn man die Kannen schmutzigen Thees bedenkt, die sie täglich trinken und deren Genuß sie so lieben. Dieses giftige Gebräu genügt, um die Magensaftes eines Straußes zu zerstören!

Während der ganzen Zeit, daß ich in Tibet war und mit mehrern tausend Menschen in Berührung kam, konnte ich, wie ich glaube, die Gebisse, die ganz regelmäßig, gesund und stark ausfahen, fast an den Fingern herzählen. In der Regel hatten die Frauen bessere Zähne als die Männer. Die Zähne der Tibetaner sind meist so zerbrechlicher Natur, daß der tibetanische Zahnarzt — gewöhnlich

ein Lama oder ein Grobschmied — eine sinnreiche Methode erfunden hat, sie vermittelst einer silbernen Hülse, die den abgebrochenen Zahn umschließt, vor weiterer Zerstörung zu schützen. Einmal sah ich einen Mann, dessen Vorderzähne sämmtlich in dieser Weise bedeckt waren, und da der Zahnarzt, der ihn behandelte, die kleinen Behälter augenscheinlich ohne Rücksicht auf Form oder Bequemlichkeit hergestellt und die meisten wegen des Kauens oben mit einer Spitze versehen hatte, sah der arme Mann gräßlich aus. Die Tibetaner sind gegen körperlichen Schmerz nicht sehr empfindlich; ich habe dies bei verschiedenen Gelegenheiten wohl beobachten können, wenn ich sah, wie Zähne auf die primitivste und schmerzhafteste Weise ausgezogen wurden, gewöhnlich ohne daß der Leidende nur einen Laut von sich gab.

Die Hunyas im südwestlichen Tibet haben über die Wanderung böser Geister Vorstellungen, die sie mit den Schokas theilen. Wenn ein Mann krank wird, behaupten sie, daß das einzige Heilmittel darin bestehe, den bösen Geist, der in seinen Körper eingedrungen ist, zu vertreiben. Nun kommen böse Geister in einen lebenden Körper immer nur, um ihre Gier nach Blut zu befriedigen; deshalb wird, um den Geist zu erfreuen und fortzulocken, wenn die Krankheit nur leicht ist, ein kleines Thier, etwa ein Hund oder ein Vogel, dicht neben den Kranken gestellt; ist die Krankheit schwer, so bringt man ein Schaf, und dann werden Beschwörungen auf folgende Weise angestellt:

Man schwenkt eine Schale mit Wasser einigemal über dem Kopfe des Kranken im Kreise und dann über dem erwählten Thiere, auf dessen Kopf sie ausgegossen wird. Diese Kreise, die unter gewissen mystischen Worten gezogen werden, haben die Macht, den Geist aus seinem Quartier herauszuziehen und ihn zu veranlassen, in das Gehirn des zweiten Opfers hineinzugehen, über welches das Wasser ausgegossen wird, um den Geist an der Rückkehr zu verhindern.

„Natürlich“, sagte mein Berichterstatter, „wenn du dem bösen Geiste ein Geschenk in Gestalt eines lebenden Wesens geben kannst, das ihn befriedigt, wird er ganz glücklich abziehen. Ist die Krank-

heit leicht, so bedeutet das, daß der Geist nicht sehr böser Laune ist, und dann genügt ein kleines Geschenk, um ihn zu befriedigen; ist die Krankheit aber ernst, so wird nichts Geringeres als ein Schaf oder sogar ein Yak ihn zufrieden stellen. Sobald der Geist seine Wohnung gewechselt hat, wird das Thier schnell fortgezogen und nach einem Kreuzwege gebracht, und wenn keine Wege da sind, wird vorher ein Kreuz auf die Erde gezeichnet, wo man ein Grab für das Thier gräbt, in das es erbarmungslos geworfen und lebendig begraben wird. Der Geist, der nicht im stande ist, so schnell zu entkommen, bleibt darin, um das Blut seines letzten Opfers auszusaugen, und inzwischen hat der Kranke, der der Gesellschaft seines unwillkommenen ätherischen Gastes beraubt ist, Zeit zu schneller Genesung.“

Wenn ein kleines Thier, ein Hund oder ein Vogel, genommen wird und wenn der Patient über mehr als ein Leiden klagt, so wird das Thier, nachdem man es an den Kreuzweg gebracht hat, plötzlich ergriffen und grausam in vier Stücke zerrissen, die nach vier Richtungen geschleudert werden; der Gedanke hierbei ist, daß, wenn etwa irgendwo Geister wären, die auf Blut warteten, sie ihren Antheil bekommen und zufrieden abziehen sollen. Nachdem ihre Gier befriedigt ist, nehmen es die bösen Geister nicht sehr genau damit, ob das Blut von Menschen ist oder nicht. Bei den Schokas wurden Zweige mit Dornen und kleine fliegende Gebete auf jeden Weg gelegt, um ihre unmittelbare Rückkehr zu verhindern. Diese sollen für die bösen Geister unübersteigliche Schranken sein.

Natürlich erhalten die Lamas, wenn ein Kranker gesund wird, Geld für die Beschwörungen, die die Krankheit ausgetrieben haben, und sie unterlassen es nie, der großen Menge mit der Macht zu imponiren, die sie über die vielgefürchteten Dämonen besitzen.

In der Chirurgie haben die Tibetaner wenig Erfolge. Erstens besitzen sie keine genügende Kenntniß der Anatomie des Menschen; zweitens fehlt es ihren Fingern an Gelenkigkeit und feinem Gefühl, und drittens sind sie nicht im stande, sich Instrumente von hinreichen-

der Schärfe herzustellen, um chirurgische Operationen mit Schnelligkeit und Reinlichkeit ausführen zu können. In Tibet ist jedermann Wundarzt; deshalb wehe dem Unglücklichen, der einen nöthig hat. Zwar wird eine Amputation nur selten vorgenommen; sollte sie aber nöthig werden und die Operation etwas schwierig sein, dann erliegt ihr der Patient gewöhnlich. Der tibetanische Chirurg versteht nicht, Knochen durchzusägen, und so trennt er das Glied nur an der Stelle ab, wo der Bruch stattgefunden hat. Die Operation wird mit jedem Messer oder Dolch gemacht, die zufällig bei der Hand sind, und verursacht deshalb viel Schmerz und häufig verhängnißvolle Folgen. Man gebraucht die Vorsicht, das gebrochene Glied über dem Theil, wo der Bruch sich befindet, abzubinden; aber dies wird in so plumper Weise gemacht, daß sehr oft in Folge der schlechten Beschaffenheit des tibetanischen Blutes der Brand hinzutritt und, da die Tibetaner nicht wissen, was bei solchen Gelegenheiten zu thun ist, das Opfer ihrer Kunst stirbt.

In Anbetracht der nomadischen Gewohnheiten der Tibetaner und des rauhen Lebens, das sie führen, bleiben sie von sehr schlimmen Unfällen verhältnißmäßig viel verschont. Gelegentlich gibt es Arm- oder Beinbrüche, die sie, wenn der Bruch kein complicirter ist, nach Möglichkeit gröblich wieder einrichten, indem sie die Knochen in ihre richtige Lage zurückbringen und das Glied fest mit Lappen, Zeugstücken und Stricken bandagiren. Wenn Holz zu haben ist, werden Schienen benutzt. Ein Pulver, das aus einem Pilze gemacht wird, der im Himalaja auf Eichen wächst, wird von den nahe der Grenze wohnenden Tibetanern eingeführt und benutzt. Eine dicke Schicht desselben wird, naß gerieben, auf das gebrochene Glied gelegt und darüber der Verband angebracht. Bei einer gesunden Person braucht ein einfacher Beinbruch, der gut eingerichtet worden ist, 20—30 Tage zur Heilung, wonach der Patient wieder anfangen kann, herumzugehen; ein gebrochener Arm braucht nicht länger als 15—20 Tage in einer Binde getragen zu werden. Wenn diese Heilungen etwas

schneller vor sich gehen als bei unsern civilisirtern Methoden des Einrichtens der Knochen, so ist dieses nur dem gesunden Klima und dem Umstand zu verdanken, daß die Eingeborenen den größten Theil ihrer Zeit im Freien und in der Sonne zubringen, was ohne Zweifel die beste Cur für jedes derartige Leiden ist. Aber natürlich sind die Knochen nur selten richtig zusammengefügt und gewöhnlich bleiben sie mißgestaltet. Verrenkungen werden mit befriedigendern Resultaten dadurch geheilt, daß man die Knochen in ihre richtige Lage streckt.

Bei Wunden wird das Bluten durch Auflegen eines nassen Lappens gestillt, der fest über die Wunde gebunden wird. In den meisten Fällen, die ich sah, zeigten die Wunden, die nicht verbunden waren, eine sehr langsame Heilung, da die großen Temperaturveränderungen zwischen Tag und Nacht sie oft wieder aufbrechen machen. Sie machten anfangs gute Fortschritte zur Heilung, aber die Neubildung und das Zusammenwachsen der Haut ging sehr langsam vor sich.

Brandwunden werden durch Ueberstreichen mit Butter behandelt, und ein erweichender Umschlag von Rhabarber wird sowol angewendet, um Geschwülste von Quetschungen zum Zurückgehen zu bringen, als auch um Furunkeln, an denen die Tibetaner viel leiden, zur schnellen Eiterung zu führen.

Gegen Fieber und Rheumatismus wird Aconit gegeben, und um Schmerzen in den Muskeln der Glieder zu lindern, wird eine rohe Art von Massage angewendet. Diese wird gewöhnlich von den Frauen ausgeführt, die, soweit ich es beurtheilen konnte, die Massage ohne jede praktische Kenntniß ausführen und sich mit heftigem Reiben, Kneifen und Stoßen begnügen, bis Zeichen von Erleichterung auf dem Gesicht der Leidenden erscheinen. Ob diese Zeichen jedoch der wirklichen Linderung von Schmerzen zuzuschreiben sind oder der Hoffnung, daß die Masseuse ihre Behandlung beenden würde, konnte ich nicht feststellen. Tibetanische Finger sind für eine solche Arbeit nicht sehr geeignet, da sie plump und, mit denen anderer asiatischer Volksstämme verglichen, steif und hart sind.

*ist Gagantul Kawa
von dem den Fingern
besitzt, die sehr feig
festig sind*

Das Schröpfen wird mit Erfolg angewendet. Man macht drei oder vier kleine Einschnitte dicht beieinander und setzt dann einen kegelförmigen Schröpfkopf über sie, der ungefähr 20 Centimeter lang ist und an seiner Spitze ein kleines Loch hat. Der Operateur saugt durch diese kleine Oeffnung, bis der Schröpfkopf voll Blut ist, worauf man ihn abnimmt und die Operation von neuem begonnen wird. Bei vergifteten Wunden geschieht das Ausaugen, indem man die Lippen auf die Wunde selbst bringt.

Blutentziehung wird als Mittel gegen Quetschungen und Geschwülste und gegen innere Schmerzen angewendet, auch gegen acute Anfälle von Rheumatismus und Gliederschmerzen. Wenn sie nicht genügt, nimmt man seine Zuflucht zur Brennkur, und wenn auch diese versagen sollte, dann kommen die Bündel an die Reihe und werden angezündet, nachdem der Sitz des Schmerzes mit ihnen umgrenzt worden ist. Wenn selbst dieses Mittel sich als unwirksam erweist, wird die Krankheit für unheilbar erklärt.

Natürliche Abnormitäten und Mißbildungen sind in Tibet häufig genug. So kamen in jedem Lager, das ich betrat, einige zu meiner Kenntniß. Mißbildungen des Rückgrats waren gewöhnlich, und während meines Aufenthalts in Tibet sah ich viele buckelige Leute. Es gibt auch häufige Fälle von Krümmung der Beine, und Klumpfüße sind nicht selten. Von Mißbildungen des Schädels waren die ungleiche Form der beiden Seiten oder der abnorme Abstand der Augenhöhlen die gewöhnlichsten Fälle, die mir vor Augen kamen.

Durch das beständige Tragen schwerer Ohrringe, die sogar nicht selten das Ohrkläppchen zerreißen, sind die Ohren von Männern der höhern Klassen künstlich bedeutend verlängert.

Die häufigste und seltsamste Erscheinung war die außerordentliche Anschwellung des Leibes bei Kindern. Die Kinder haben so ungeheure Bäuche, daß sie manchmal kaum fähig sind zu stehen; in dem Maße, als sie älter werden, scheint die Anschwellung allmählich nachzulassen, und der Körper nimmt seine normale Gestalt an.

Taubheit kommt häufig vor, aber stumme Leute habe ich nie angetroffen, obgleich ich hin und wieder auf Fälle von Stottern und auf andere Mängel der Artikulation stieß. Desters wurden die Sprachstörungen jedoch durch Geisteskrankheit veranlaßt, die in Tibet besonders unter den jungen Männern sehr häufig ist.

Apoplektische und epileptische Zufälle und Krämpfe kommen nicht sehr häufig vor, sind aber, wenn sie vorkommen, sehr ernst. Gewöhnlich wird die Feuercur angewendet, um die Geister zu vertreiben, die in den Körper eingedrungen sind. Aber trotzdem haben diese Zufälle manchmal eine vorübergehende oder dauernde Lähmung zur Folge, mit großer Entstellung des Gesichtsausdrucks, besonders um die Augen und den Mund. Ich hatte Gelegenheit, drei Fälle dieser Art in Tuckar, in Tarbar nördlich vom Brahmaputra-Fluß und in Toktschim zu beobachten.

Fälle heftiger Geisteskrankheit traf ich nie, obgleich ich unter den Männern oft seltsame Eigenthümlichkeiten und Zeichen des Wahnsinns, besonders des religiösen, beobachtete.

Das seltsamste Heilmittel sah ich im Orte Kuszia anwenden. Ich hatte ein tibetanisches Lager von einigen zwanzig oder dreißig Zelten betreten, als meine Aufmerksamkeit durch eine erregte Menge gefesselt wurde, die sich um einen alten Mann, dem man die Kleider ausgezogen, versammelt hatte. Er war mit Stricken festgebunden, und auf seinem Gesicht spiegelte sich Todesangst wider. Neben dem Leidenden kniete ein großer langhaariger Mann mit rothem Rock und schweren Stiefeln und betete inbrünstig, indem er sein Gebetsrad, das er in der rechten Hand hielt, herumdrehte.

Da meine Neugier erregt war, näherte ich mich der Versammlung, worauf drei oder vier Tibetaner sich erhoben und mir Zeichen machten, wegzugehen. Ich that, als ob ich sie nicht verstände, und nach einer hitzigen Erörterung wurde mir gestattet, zu bleiben.

Augenscheinlich wurde von einem tibetanischen Medicinmann eine Operation vorgenommen, und die Spannung der um den Kranken versammelten Menge war groß. Der Doctor war emsig beschäftigt,

Zünder herzustellen, die er sorgfältig in Seidenpapier einwickelte. In der Mitte durchgeschnitten, bildeten sie zwei Kegele, jeder mit einem zusammengedrehten Papierschnopfe an der Spitze. Als er sechs oder acht fertig hatte, ließ er seinen Patienten oder vielmehr sein Opfer eine sitzende Stellung annehmen. Ich fragte, was dem Kranken fehle. Nach dem, was sie mir sagten, und nach einer auf eigene Hand angestellten Untersuchung war ich überzeugt, daß der Mann an Hexenschuß litt. Die Kur interessirte mich jedoch mehr als die Krankheit selbst, und als der Doctor sah, wie sehr mich seine Verrichtungen fesselten, forderte er mich auf, mich neben ihn zu setzen.

Zuerst rief der Mann nach Feuer; eine Frau reichte ihm von einem nahen Feuer einen lodernden Brand. Er schwang ihn in der Luft hin und her und sprach dabei Beschwörungsformeln. Danach wurde der Patient einer gründlichen Untersuchung unterworfen, bei der er jedesmal, wenn die langen knöchigen Finger des Arztes seine Seiten berührten, ein durchdringendes Geheul ausstieß, worauf der Mann der Wissenschaft seine mit offenem Munde dasitzenden Zuschauer belehrte, daß der Schmerz dort säße. Jetzt setzte der Doctor eine ungeheuer große Brille auf, und nachdem er zuerst die Nabelgegend des Kranken mit der flachen Hand gerieben hatte, maß er mit dem gebogenen Daumen zwei Zoll jeder Seite und unterhalb des Nabels ab. Zur Bezeichnung dieser Abstände benutzte er das brennende Holzstück, das er an diesen Stellen auf das Fleisch drückte.

„Murr, murr!“ (Butter, Butter) war das, was er zunächst verlangte, und so wurde Butter gebracht. Er rieb ein bißchen davon auf jeden Brandfleck. Dann wurde auf jeden derselben ein Kegele gesetzt und so lange gedrückt, bis er mit der Spitze nach oben festsaß. Indem er zuerst die Kugeln eines Rosenkranzes schob, dann die Gebetsmaschine drehte und Gebete murmelte, arbeitete sich der Medicinmann in einen Zustand vollkommener Raserei hinein. Er starrte die Sonne am Himmel an, erhob seine Stimme von schwachem Geflüster zu einem donnernden Bariton, und seine ganze Zuhörerschaft schien von dieser

Vorstellung so ergriffen, daß sie alle bebten und zitterten und in ihrem Schrecken beteten. Jetzt faßte er das brennende Holz wieder nervös mit einer Hand und brachte, indem er mit der ganzen Kraft seiner Lungen darauf blies, eine Flamme hervor.

Die Aufregung der Menge wuchs aufs höchste; den Kopf zur Erde geneigt, betete jeder inbrünstig. Der Doctor schwenkte das brennende Holz drei- oder viermal in der Luft und führte die Flamme dann an die Papierzipfel der Regel. Altem Anscheine nach hatte man zur Herstellung derselben Salpeter und Schwefel gemischt; sie brannten schnell und machten dabei ein Geräusch wie eine brennende Zündschnur.

Die Aufregung der Zuschauer war aber in diesem Moment nicht mit der Aufregung des Patienten zu vergleichen, der die Wirkung dieses primitiven Heilmittels zu fühlen begann. Das Feuer sprühte ihm auf die nackte Haut. Das Mittel wirkte! Schaum kam dem unglücklichen Manne aus dem Munde, seine Augen traten aus ihren Höhlen. Er klagte und stöhnte jämmerlich und machte verzweifelte Anstrengungen, die Bande zu lösen, die seine Hände auf dem Rücken festhielten. Zwei kräftige Männer sprangen vor und hielten ihn, während der Medicinmann und alle anwesenden Frauen über die ausgestreckte Gestalt gebeugt mit aller Macht auf die Reste der drei rauchenden Regel bliesen, die sich tiefer in das Fleisch des unglücklichen Opfers einbrannten.

Der Schmerz, über den der Mann geklagt hatte, schien rund um



Der Wunderdoctor.

die Hüften zu gehen; deshalb begann der sonderbare Arzt, nachdem er die Arme seines Patienten vom Rücken los- und vorn wieder festgebunden hatte, seine Messungen von neuem, diesmal vom Rückgrat ausgehend.

„Tschik, ni, sum!“ (eins, zwei, drei) rief er aus, während er die drei Stellen wie vorher bezeichnete, sie mit Butter beschmierte und die Regel auf ihnen befestigte. Nun folgte eine Wiederholung der vorherigen Aufregung, Gebete, Todesqual und Verrenkungen. Aber der Patient war noch nicht gänzlich geheilt, und folglich wurden trotz meines Protestirens und Bittens noch weitere Regel auf seinen beiden Seiten angezündet. Der arme Bursche hatte jetzt einen Kreis schwerer Brandwunden rings um den Körper.

Es ist wol kaum nöthig zu sagen, daß, als die Operation nach zwei Stunden vorüber war, aus dem Kranken ein Sterbender geworden war.

In der Absicht, von diesem hervorragenden Arzte (er stand bei den Tibetanern in großem Ansehen) einige Winke über Heilkunde zu erhalten, sandte ich ihm ein kleines Geschenk und forderte ihn auf, mich zu besuchen. Er war sehr geschmeichelt und trug kein Verlangen, seine Methode geheimzuhalten, ja, er forderte mich sogar dringend auf, einige seiner unvergleichlichen Heilmittel zu versuchen.

Nach seiner Meinung sollte das Feuer die meisten Krankheiten heilen; was Feuer nicht heilen könnte, würde Wasser heilen. Trotzdem hatte er einige kleine Packete mit verschieden gefärbten Pulvern, denen er außerordentliche Kräfte zuschrieb.

„Ich fürchte, dein Patient wird sterben“, bemerkte ich.

„Das mag sein“, war die Antwort, „aber daran wird der Patient schuld sein, nicht die Cur. Außerdem, was kommt es darauf an, ob man heute oder morgen stirbt?“

Und mit diesem berufswidrigen Dictum verließ er mich. —

Sechszwanzigstes Kapitel.

Räuber.

Als ich die Gomba verließ, nachdem meine neuen Freunde, die Lamas, ihre Salaams bis zur Erde gemacht hatten, ging ich in dem Dorfe herum, um alles zu besichtigen, was dort zu sehen war.

Am Rande des Wassers stand eine Anzahl verfallener, aus Lehm und Steinen gemachter Tschokden. Sie standen an dem Ostende des Dorfes in einer Reihe und sollen bekanntlich Knochen, Zeug oder Metall und Bücher oder Theile derselben enthalten, die einst einem großen Manne oder einem Heiligen gehört haben. Gelegentlich finden sich auch roh gezeichnete Bilder in ihnen. In seltenen Fällen werden die Aschenüberreste eines Todten in einer kleinen irdenen Urne gesammelt und in einem der Tschokdens niedergelegt. Die Asche wird gewöhnlich mit Thon zu einer Paste gemacht, auf welche, wenn sie wie ein Medaillon plattgedrückt worden ist, ein Bild Buddha's entweder mit einer Form eingedrückt oder vermittels eines spitzen Werkzeuges eingravirt wird.

Das Innere der Häuser in Lucker ist noch weniger einnehmend als das Außere. Jede Wohnstätte hat einen von Mauern umschlossenen Hof, und der obere Rand der Mauer wie auch die Kante des flachen Daches sind mit Massen von Tamarisken belegt, die zur Feuerung dienen. In dem Hofe werden Schafe und Ziegen während der Nacht eingepfercht; die menschlichen Wesen, die die Zimmer be-

wohnen, sind über alle Beschreibung schmutzig. Sowol über dem Kloster als auch über jedem Hause hingen Hunderte von fliegenden Gebeten, und da die Leute oben auf ihren Dächern standen, uns beobachteten und lustig lachten und schwatzten, hatte der Ort ein ganz heiteres Aussehen.



Ischolben.

Als ich herumspazierte, erschienen ungefähr fünfzig oder sechzig mit Luntenflinten und Schwertern bewaffnete Männer auf der Bildfläche. Ich sah sie mit Mißtrauen an; Katschi aber beruhigte mich und sagte, sie wären keine Soldaten, sondern eine mächtige Räuberbande, die ungefähr einen Kilometer von hier lagere und zu den Lamas in sehr freundschaftlicher Beziehung stehe. Zur Vorsicht lud ich meine Büchse, was vollständig genügte, eine all-

gemeine Flucht des bewaffneten Haufens zu veranlassen, dem in panischem Schrecken alle Dorfbewohner folgten, die sich um uns versammelt hatten. Wie alle Tibetaner waren sie, wenn auch kräftig gebaut, ein elendes Pack und mit einer guten Portion Prahlerei ausgestattet.

Früh am Morgen hatte ich mich wegen Proviant's erkundigt und über den Ankauf von zwei fetten Schafen und von ungefähr 200 Kilogramm Lebensmitteln (Mehl, Reis, Zucker, Salz und Butter) unterhandelt; mehrere Tibetaner sagten, sie könnten mich mit jeder beliebigen Quantität, die ich brauchte, versorgen. Unter anderm war ein Händler aus Buddhi da, Darcy Bura's Bruder, der versprach, mir innerhalb einer Stunde Nahrungsmittel zu bringen, die für uns zehn Mann 25 Tage lang reichen würden. Als die Leute fortgingen, bemerkte ich, daß zwei meiner Schokas ihnen nachliefen und eine aufgeregte Besprechung mit ihnen abhielten. In der That kamen nach ungefähr drei Stunden die Händler zurück und schwuren, daß in dem Orte absolut keine Lebensmittel zu bekommen seien. Es war wirklich wunderbar zu beobachten, wie diese Leute lügen konnten. Ich schöpfte Verdacht und schalt meine Schokas aus, indem ich ihnen eine ernste Züchtigung androhte, falls sich mein Argwohn als berechtigt herausstellen sollte.

Theils weil sie sich entdeckt sahen, theils aus Furcht vor den Tibetanern waren die Schokas jetzt wieder ganz unvernünftig und demoralisirt, sodaß ich beschloß, sie zu entlassen. Es hatte keinen Zweck, sie mit Gewalt zu halten. Von dem Augenblick an, wo ich das verbotene Land betreten, hatte ich mich gezwungen gesehen, mich vor ihnen ebenso sehr wie vor den Tibetanern in Acht zu nehmen. Als ich mich entschloß, sie fortgehen zu lassen, dachte ich jedoch nichtsdestoweniger daran, daß diese Burschen, so feig sie auch waren, schließlich doch um meinethwillen Ungemach und Entbehrungen ertragen hatten, die nur wenige Menschen ertragen können, und ich zahlte sie daher nicht nur aus, sondern gab ihnen noch eine gute Belohnung unter

der Bedingung, daß sie es übernahmen, einen Theil meines Gepäcks, welcher Photographien, ethnologische Sammlungen u. s. w. enthielt, sicher über die Grenze zurückzubringen. Mit unendlicher Mühe brachte ich es dahin, Borräthe anzukaufen, die für vier Mann auf zehn Tage genügen würden.

Die ganze Gesellschaft begleitete mich noch sechs Kilometer weit, wo wir aufgesichts der haufälligen Gomba von Bangbu, die zwei Kilo-



Gomba von Bangbu.

meter westlich von uns lag, halt machten, um, von den Tibetauern ungesehen, die nöthigen Vorbereitungen für unsere Trennung zu treffen.

Als alles fertig war, verließen mich die fünf Schokas, unter ihnen Katschi und Dola; sie schwuren mir bei der Sonne und allem, was ihnen am heiligsten war, daß sie mich in keiner Weise den Tibetauern verrathen würden, die bisjezt noch keinen Verdacht hatten, wer ich war.

Bijefing und Nattu willigten ein, mich bis zu dem Maium-Passe

zu begleiten, sodaß meine Expedition, mich eingeschlossen, auf nur fünf Mann reducirt war.

Alles schien zu guten Hoffnungen zu berechtigen, als ich mit meiner verkleinerten Gesellschaft den Weg nach Nordosten antrat und zuerst 6 Kilometer in nordöstlicher Richtung am See entlang ging, dann 22 Kilometer über die kahlen Hügelketten in östlicher Richtung anstieg. Der Marsch war ereignißlos, und meine vier Leute schienen in der besten Laune zu sein. Wir stiegen zu einer Ebene hinab, wo Gras und Wasser zu finden war, und als wir einen Lagerplatz mit einer Schutzmauer gefunden hatten, wie sie die Tibetaner gewöhnlich an ihren Kastrplätzen aufführen, machten wir es uns für die Nacht bequem, trotz des starken Windes und eines vorübergehenden Hagel- und Regenwetters, das uns bis auf die Haut durchnäßte. Das Thermometer fiel während der Nacht auf 1° C.

Bei Sonnenaufgang war ich auf den Beinen, um womöglich von dem Gipfel eines hohen Hügels, von dem ich einen großen Theil des umgebenden Landes überschauen konnte, eine Recognoscirung vorzunehmen. Es war für mich von größter Wichtigkeit, zu sehen, welches der bequemste Weg sein würde, durch die verwickeltsten Hügel- und Bergketten vorzudringen und zugleich die genaue Richtung eines großen Flusses nördlich von uns festzustellen, der sich in den Mansarowar ergießt, dessen Name mir aber niemand sagen konnte. Ich ging allein in nordnordwestlicher Richtung vorwärts und kam auf den Gipfel eines Berges von 4900 Meter Höhe, wo ich im stande war, alles, was ich zu wissen wünschte, festzustellen und zu notiren. Als ich nach dem Lager zurückgekehrt war, gingen wir nach Ostnordost weiter, einen Paß von 5000 Meter Höhe überschreitend. Vor uns stand ein hoher Hügel, dessen Spitze einer Festung glich; über ihm flatterten fliegende Gebete im Winde hin und her. Am Fuße des Hügels weideten einige zwanzig Pferde.

Mit Hilfe meines Fernglases konnte ich mich vergewissern, daß das, was mir zuerst wie ein Schloß erschienen, nichts als ein Werk

der Natur war und daß dem Anschein nach sich niemand dort verborgen hielt. Indessen zeigten die Pferde die Nähe von Menschen an, und wir mußten uns vorsichtig bewegen. In der That entdeckten wir, als wir um den nächsten Hügel bogen, unten in dem grafigen Thale eine Anzahl von schwarzen Zelten, 200 Yaks und etwa 1000 Schafe. Wir hielten uns hinter dem Hügel gut außer Sicht und stiegen, einen weiten Umweg machend, endlich in ein ausgedehntes Thal hinab, in welchem der Fluß einen Halbkreis beschrieb und die südlichen Hügelzüge bespülte, wo sich ein von Südosten kommender Nebenfluß mit ihm vereinigte. Dieser Nebenfluß erschien mir zuerst größer als der, den ich nachher für den Hauptstrom erkannte, und so folgte ich seinem östlichen Laufe auf einer Strecke von 7-Kilometer, bis ich sah, daß er mich in eine südlichere Richtung führte, als ich gehen wollte; ich kehrte deshalb an einem ziemlich flachen Plateau entlang wieder zurück.



Schleuder.

Wir begegneten zwei tibetanischen Frauen, von denen ich nach endlosen Unterhandlungen ein fettes Schaf aus einer Heerde kaufte, die sie vor sich hertrieben. Diese beiden Weiber trugen Schleudern von Stricken in den Händen. Für einige Annas gaben sie ihre Geschicklichkeit zum besten, und es war wirklich erstaunlich, wie sie sogar auf eine Entfernung von 30 und 40 Meter in ihrer Heerde jedes Schaf, das man ihnen bezeichnete, trafen. Ich versuchte von diesen gefährlichen Weibern über das Land einige Auskunft zu erhalten, aber sie gaben vor, darüber gar nichts zu wissen.

„Wir sind nur Mägde“, sagten sie, „und wir wissen nichts. Wir kennen jedes Schaf in unserer Heerde, und das ist alles; aber unser Herr, dessen Sklaven wir sind, weiß alles. Er weiß, von wo die Flüsse kommen, und kennt die Wege nach allen Gombas. Er ist ein großer König.“

„Und wo wohnt er?“ fragte ich.

„Dort, zwei Meilen von hier, wo jener Rauch zum Himmel steigt.“

Es war eine große Versuchung für mich, diesen „großen König“ zu besuchen, der so viele Dinge wußte, um so mehr, als wir ihn vielleicht überreden konnten, uns etwas Proviant zu verkaufen, was eine große Hilfe für uns gewesen wäre, da wir keineswegs zu viel davon hatten. Wie dem auch sein mochte, würde der Besuch, wenn auch von der Vorsicht nicht gerathen, jedenfalls interessant sein.



Tibetanisches Zelt.

Wir steuerten auf die verschiedenen Rauchsäulen zu, die in weiter Entfernung vor uns emporstiegen, und näherten uns endlich einem ausgedehnten Lager von schwarzen Zelten. Unser Erscheinen verursachte große Bewegung, und Männer und Frauen stürzten in Aufregung in ihre Zelte hinein und wieder heraus.

„Jogpas, jogpas!“ (Räuber, Räuber!) schrie jemand im Lager, und in einem Augenblick waren ihre Luntens Flinten in Bereitschaft gesetzt und hatten die wenigen Männer, die außerhalb der Zelte ge-

blieben waren, ihre Schwerter gezogen, die sie unbeholfen in den Händen hielten.

Für Räuber gehalten zu werden, war in der That eine neue Erfahrung für uns, und die kriegerische Ausrüstung stand in seltsamem Contrast zu dem erschreckten Ausdruck auf den Gesichtern der Leute vor uns. Wirklich gingen sie, als Tschandens Sing und ich vortraten und ihnen Zeichen machten, ihre Schwerter wieder in die Scheide zu stecken und die Luntens Flinten wegzulegen, bereitwilligst auf unsere Aufforderung ein und brachten schnell Decken heraus, auf die wir uns setzen sollten. Nachdem sie ihren ersten Schrecken überwunden hatten, waren sie sehr bemüht, höflich zu sein.

„Kiula gunge gozai deva labodu. Du hast hübsche Kleider“, begann ich die Unterhaltung, indem ich es mit Schmeichelei versuchte, um dem Häuptling die Schüchternheit zu benehmen.

„Lasso, leh. Ja, Herr“, antwortete der Tibetaner, augenscheinlich erstaunt, indem er mit einer Miene komischen Stolzes seinen Anzug betrachtete.

Die Antwort genügte, mir zu zeigen, daß der Mann mich als einen Höherstehenden betrachtete; denn im Tibetanischen ist die Bejahung einem Gleichgestellten oder Tieferstehenden gegenüber das bloße Wort lasso, ohne das Affix leh.

„Kiula tuku taka zando? Wie viel Kinder hast du?“ fing ich wieder an.

„Ni. Zwei.“

„Tschuwen bogpe tsamba tschon wowi? Willst du mir Mehl oder Tsamba verkaufen?“

„Middu. Wir besitzen gar keins“, erwiderte er, indem er mit der nach oben gekehrten flachen rechten Hand mehrere schnelle halbkreisförmige Bewegungen machte.

Dies ist bei den Tibetanern eine äußerst charakteristische Bewegung, und sobald sie Nein sagen, begleitet diese Bewegung das Wort fast unfehlbar anstatt der bei uns üblichen Kopfbewegung.

„Keran ga naddung? Wo gehst du hin?“ fragte er mich eifrig.

„Ngarang ne koroun. Lungba quorghen neh jelgun. Ich bin ein Pilger. Ich gehe, heilige Stätten anzusehen.“



Junger Tibetaner.

„Gopria zaldo. Tschakzal wortzie. Tsamba middu. Bogpe middu, guram middu, diemiddu, kassur middu. Ich bin sehr arm. Bitte, höre mich. Ich habe kein Tsamba, kein Mehl, keinen süßen Honig, keinen Reis, keine getrockneten Früchte.“

Natürlich wußte ich, daß dies erlogen war; ich sagte daher

ruhig, ich würde sitzen bleiben, wo ich sei, bis man mir Nahrungsmittel verkauft hätte; indem ich dies sagte, brachte ich eine oder zwei Silbermünzen zum Vorschein, deren Anblick für den habgierigen Geist der Tibetaner immer das Mittel war, eine geschäftliche Verhandlung zu beschleunigen. Meine Geduld wurde etwas auf die Probe gestellt, aber ich brachte es fertig, zwanzig Pfund Nahrungsmittel zu kaufen, immer eine kleine Hand voll nach der andern, nach deren jeder die Tibetaner schwuren, daß sie nicht das Geringste mehr zu verkaufen hätten. In dem Augen-

blick, als das Geld übergeben wurde, fingen sie untereinander einen Streit darüber an, und bei dieser Gelegenheit war es empörend zu sehen, wie geizig die Tibetaner jeder Klasse sind. Kein Tibetaner irgendwelchen Ranges schämt sich, in der demüthigsten Weise um die kleinste Silbermünze zu betteln, und wenn er etwas verkauft und die Bezahlung erhält, fleht er immer um eine, wenn auch noch so kleine Münze als Zugabe.



Amulettkapsel.

Um dies zu erreichen, wird sogar ein Tibetaner von gutem Stande sich so weit erniedrigen, jede entwürdigende Handlung zu begehen; er verliert dadurch nicht die Achtung seiner Stammesangehörigen, die ihrerseits immer bereit sind, dasselbe zu thun.

Die Tibetaner, die mich umgaben, waren außerordentlich malerisch mit über die Schultern herabhängendem Haar und langen, mit Stücken rothen Tuches, Elfenbeinringen und Silbermünzen geschmückten Höschen. Fast alle trugen den üblichen Rock mit weiten, ganz über die Hände hängenden Ärmeln und an der Taille hoch gezogen, um den ganzen Kram von Speiseshalen, Schnupftabakdose u. s. w. aufzunehmen, den

sie im täglichen Leben brauchen. Die meisten von ihnen waren in Dunkelroth gekleidet, und alle mit juwelenbesetzten Schwertern bewaffnet. Mit ihren platten, breiten Nasen und den geschlitzten, durchbohrenden Augen, vortretenden Backenknochen und einer Haut, die reichliche ölige Absonderungen hatte, standen diese Burschen wieder in respectvoller Entfernung, unsere Gesichter prüfend und unsere Bewegungen augenscheinlich mit großer Besorgniß beobachtend. Ich habe kaum jemals eine größere und einem Europäer fast unbegreiflich



Tibetanische Schwerter.

scheinende Feigheit und Furchtsamkeit gesehen als bei diesen kräftigen Burschen. Das bloße Aufschlagen der Augen genügte, um einen Mann erschreckt fortstürzen zu machen, und mit Ausnahme des Häuptlings, der Muth heuchelte, obgleich er vor Furcht zitterte, zeigten sie alle miteinander eine lächerliche Nervosität, sobald ich mich ihnen näherte, um ihre Kleider oder die Schmucksachen zu prüfen, die sie um den Hals trugen und unter denen die Amulettkapseln, die ihnen allen auf der Brust hingen, die hervorragendsten waren. Die größern dieser Amulette enthielten ein Bild Buddha's, die andern waren bloße Messing- oder Silberkapseln ohne jeden Inhalt.

Hier wie auch in andern Lagern fiel mir auf, wie geschickt die Tibetaner in der Bearbeitung des Leders sind, das sie selbst gerben und zubereiten und dem sie oft eine schöne rothe oder grüne Farbe geben. In der Regel lassen sie ihm jedoch die natürliche Färbung, besonders wenn es zu Gürteln, Kugel- und Pulvertaschen und zu

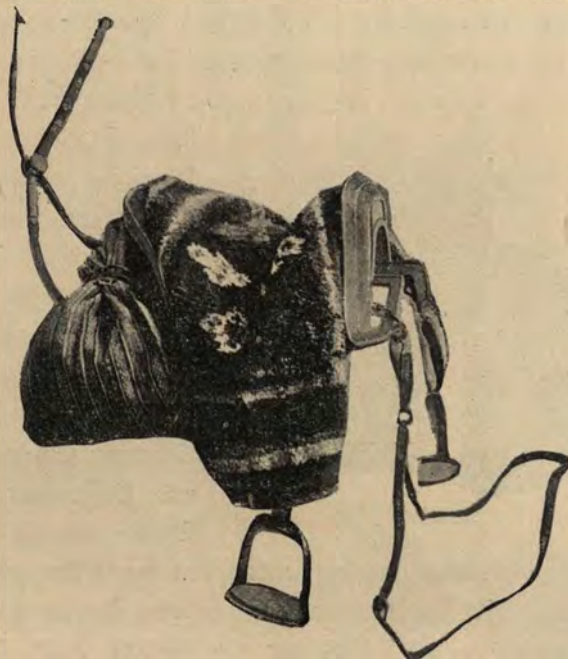


Tibetanischer Sattler.

Feuerstein- und Schloßbehältern gebraucht wird. Das Haar der Felle wird durch Ausreißen und Abschaben entfernt; besondere Vorliebe zeigt man für die Felle von Yaks, Antilopen und Kiang, aus denen jene Bierstücke gemacht werden. In der Kunst, die Felle zu behandeln, sind die Tibetaner Meister; die Häute werden stark geschlagen, mit den Füßen getreten und mit den Händen bearbeitet, um sie weich zu machen. An einigen dieser Lederarbeiten waren einfache Verzie-

rungen angebracht; in den meisten Fällen aber waren entweder metallene oder verschiedenfarbige Lederzierathen auf den Gürteln und Taschen befestigt; mit Silber eingelegtes Eisen war die hauptsächlichste Art der Verzierung, und nach diesem vorzugsweise Silber.

Diese Metalle finden sich im Lande vor, und die Tibetaner verstehen es, das Erz zu schmelzen und zu gießen, wenn sie für diesen



Sattel.

Zweck hinreichendes Brennmaterial erlangen können. Zum Schmelzen der Metalle werden irdene Tiegel verwendet. Die flüssige Masse wird in Thonformen gegossen; dann kommen Hammer und Meißel an die Reihe, um die eingelegte Arbeit herzustellen, in der die Tibetaner so Bedeutendes leisten. Auf den Scheiden der tibetanischen Schwerter sieht man häufig eingelegte Arbeit, in der das Blattmuster und verschiedenartige Schnörkel und geometrische Figuren die am meisten verwendeten Ornamente sind.

Das Härten der Metalle ist in dem heiligen Lande der Lamas noch in seiner Kindheit. So sind die Klingen ihrer Schwerter, Messer und Dolche aus Schmiedeeisen, nicht aus Stahl. Es gelingt ihnen, dieselben zu einem erstaunlichen Grade von Schärfe zu bringen, aber die Elasticität unserer Stahlklingen fehlt ihnen natürlich gänzlich. In die Seiten der Dolche werden gewöhnlich Rinnen eingeschnitten, um in die Wunden Luft einzulassen und sie dadurch unheilbar zu machen; die Klingen der gewöhnlichen Schwerter jedoch sind vollständig glatt und haben nur eine Schneide. Wie man aus den Abbildungen S. 297 sehen



Doppelsack.

kann, sind diese Schwerter kaum dazu geeignet, den Anforderungen eines ernstern Kampfes zu genügen, da sie weder ein festes Anfassn erlauben, noch irgendeinen Schutz für die Hand haben. An einigen der werthvollsten Schwerter sind die Scheiden und Griffe aus massivem Silber gemacht und mit

Türkisen und Korallen eingelegt; andere sind von Silber mit goldenen Verzierungen. In Ghassa werden auf den besten Dolchen Verzierungen von Silberfiligran angebracht, und eine ähnliche Kunst ist auch in Schigatse bekannt; sonst aber wird an keinem andern Orte Tibets solch schöne Metallarbeit geübt.

Aus den vorstehenden Bemerkungen darf nicht geschlossen werden, daß es in Tibet überhaupt keine Stahlschwerter gibt, denn man kann überall im Lande schöne Klingen aus vorzüglichem Stahl chinesischer Arbeit sehen, die im Besitze der reichern Beamten sind. Dazu kommen die ungeheuern zweihändigen Schwerter, wie sie die tibetanschen Scharfrichter gebrauchen, die ebenfalls aus China eingeführt werden; diese sind zweischneidig.

Die Sättel sind, obgleich sie der Bequemlichkeit ermangeln, dennoch Kunstwerke. Das Gestell ist aus festem importirtem Holze gemacht und in geschmiedetes Eisen (oft, wie bei dem S. 299 abgebildeten Sattel, mit Silber und Gold eingelegt) gefast, das wie bei einem mexicanischen Sattel einen sehr hohen vordern und hintern Theil bildet. Zur Verzierung gewisser Theile des Sattels wird Eidechsenhaut oder farbiges Leder verwendet, und ein Sattelfissen bedeckt die Stelle, auf der der Reiter sitzt. Um die Bequemlichkeit zu erhöhen, wird jedoch immer noch eine Decke über das Fissen gelegt. Die kurzen eisernen Steigbügel zwingen den Reiter, mit gekrümmten Beinen zu sitzen, was, wenn man sich daran gewöhnt hat, eine nicht unbequeme Stellung ist.



Meine Padsattel für Yaks.

Ein ledernes Bruststück, ein Schwanzriemen, Zügel und Gebiß, alles in derselben Weise wie der Sattel verziert, vervollständigen die Aufzäumung des tibetanischen Pferdes. Hierzu müssen die hinter

dem Sattel befestigten doppelten Säcke, die zur Aufnahme von Tsamba, Butter u. s. w. dienen, gerechnet werden, und ebenso der unvermeidliche Pflock nebst langem Strick, mit dem jeder tibetanische Reiter versehen sein muß, um das Thier nachts anzubinden.

Die Packsättel für Yaks werden nach demselben Princip gebaut, sind aber von viel roherer Construction, wie man aus den Abbildungen sehen kann, welche die beiden Packsättel darstellen, die ich auf meiner Reise gebrauchte. Das Gepäck wird mit Hilfe von Stricken an den beiden obern Stangen befestigt. Um den Sattel auf dem Yak festzuhalten und Wundscheuern zu vermeiden, legt man dem Thiere, ehe es gesattelt wird, Rissen und Decken auf den Rücken. Rechnet man hierzu das langhaarige Fell, welches das Thier besitzt, so wird man begreifen, daß es durch diese anscheinend grausamen Lasten sehr selten auch nur die kleinste Verletzung erleidet.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Getreuen.

Die Nacht kam heran, und ich hielt es nicht für sicher, das Lager in der Nähe der Tibetaner aufzuschlagen. Unsere Yaks vor uns her-treibend und die neulich gekauften Schafe fortziehend, begaben wir uns weiter. Vier Kilometer marschierten wir, dann machten wir halt in einer Bodensenkung, wo wir gegen den sehr stark wehenden Wind geschützt waren. Zu unserer Rechten hatten wir eine kurze Kette von ziemlich hohen Bergen, die sich von Norden nach Süden hinzog und von einer tiefen Schlucht durchschnitten war, aus der ein breiter Strom floß. Diesen in der späten Abendstunde zu überschreiten konnten wir nicht hoffen, aber am Morgen, wenn die Kälte der Nacht das Schmelzen der Schneemassen unterbrochen haben würde, konnte wol ein Versuch gemacht werden. Während des Tages waren häufig schwere Regenschauer niedergegangen, und in dem Augenblick, als die Sonne unterging, hatten wir einen richtigen Platzregen. Unser kleines Zelt war aufgeschlagen, aber wir mußten es nach ein paar Stunden räumen, da das Becken, in dem wir es aufgestellt, sich in einen Teich verwandelt hatte und das Wasser mit jedem Augenblick höher stieg. Es gab keine Wahl; wir mußten ins Freie hinaus; denn wo das Wasser uns nicht überschwemmte, war der Wind so heftig und der Boden so feucht, daß es nicht möglich war, das Zelt aufrecht zu erhalten, da die Pflöcke nicht halten wollten. Die Stunden der Nacht schienen sehr lang, als

wir, fest in unsere Wettermäntel gehüllt, mit erfrorenen Füßen, Händen und Ohren dasaßen, während das Wasser am Halse hinunterlief. Als endlich die Dunkelheit der Dämmerung wich, war von einem Nachlassen des Windes noch nichts zu bemerken. Wir waren am Abend nicht im stande gewesen, ein Feuer anzuzünden, und auch jetzt konnten wir es nicht thun; so waren wir durchfrozen, hungrig und elend. Das Thermometer war auf -1° C. herunter gewesen. Ich hatte ein eigenthümliches Gefühl, als ob irgendein anderes Unglück schnell herannahe, und trotzdem ich mich ernstlich bemühte, diese Vorstellung aus meinen Gedanken zu verbannen, erhielt sie sich doch. Gegen Mittag beluden wir, während der Regen noch in Strömen niedergoß, unsere Daks und gingen in die Schlucht zwischen den schneebedeckten Bergen hinein. Mit Mühe überschritten wir den Nebenfluß, dem wir so weit gefolgt waren, und dann zogen wir am rechten Ufer des Hauptstromes in nordöstlicher Richtung entlang.

Wir waren so erschöpft und naß, daß wir halt machten, als wir an eine riesige Felswand kamen, auf deren Stirnseite ein geduldiger Lama-Bildhauer in gigantischen Buchstaben die Zeichen „Om mani padme hum“ eingegraben hatte. Die Schlucht war hier sehr eng. Wir machten es möglich, eine trockene Stelle unter einem großen Felsblock zu finden, und da hier für alle Fünf nicht Platz genug war, suchten die beiden Schokas Schutz unter einem andern, etwas weiter abgelegenen Felsen. Dies war natürlich genug, und ebenso konnte es nicht unklug erscheinen, daß ich die Waffen und die wissenschaftlichen Instrumente unter meiner Obhut behielt, während sie die Säcke, die fast allen unsern Proviant mit Ausnahme des conservirten Fleisches enthielten, unter ihren schützenden Felsblock trugen. Der Regen prasselte während der ganzen Nacht herunter, der Wind heulte, und wieder konnten wir kein Feuer anzünden. Das Thermometer fiel nicht unter $3\frac{1}{2}^{\circ}$ C., aber infolge unsers durchnässten Zustandes schien die Kälte sehr stark. Wirklich waren wir so durchfrozen, daß wir nicht zu essen wagten; wir kauerten uns auf dem kleinen trockenen Raume, der



Unser Lager im Schutze einer Felswand mit der Inschrift: „Om mani padme hum“.

1874

uns zur Verfügung stand, zusammen und schliefen zuletzt fest ein. Zum ersten mal, seitdem ich in Tibet war, schlief ich wirklich gut, und es war heller Tag, als ich erwachte. Aber ach! Eine neue Ueberraschung erwartete uns.

Nattu, der Mann aus Kuti, und Bijesing, der Sohari, waren nicht mehr unter ihrem schützenden Felsen, ebensowenig die Lasten die ich ihnen anvertraut hatte. Weder Menschen noch Lasten waren irgendwo zu finden. Ich entdeckte ihre halbverwaschenen Fußspuren, die nach der Richtung gingen, aus der wir am Abend vorher gekommen waren. Die Schurken waren ausgerissen. Es würde noch nicht so schlimm gewesen sein, wenn sie nicht den ganzen Borrath an Proviant für meine beiden Hindu-Diener mitgenommen hätten, gar nicht zu gedenken einer Menge guter Stricke, Riemen und anderer Dinge, die alle von großem Nutzen für uns waren.

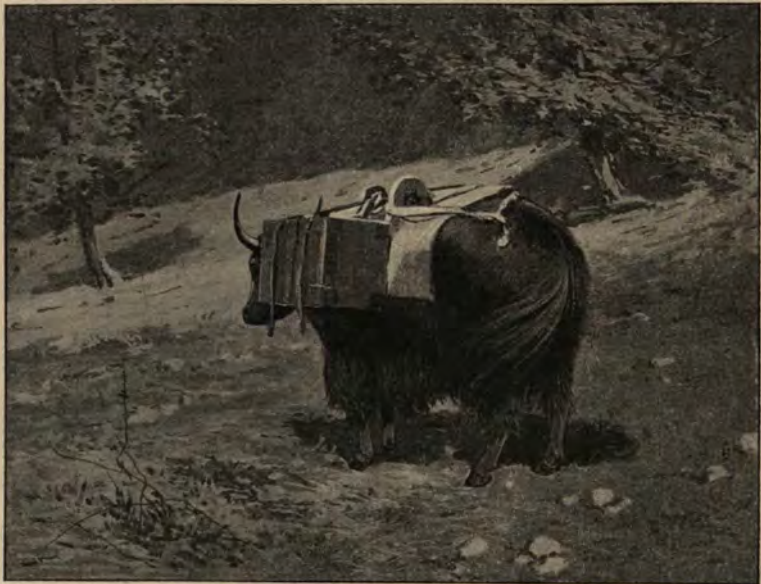
Ich konnte nicht umhin, über mein Geschick zu lächeln. Von dreißig auserlesenen Dienern, die mit mir ausgezogen waren, hatten schon achtundzwanzig mich verlassen. Nur zwei waren noch übrig: der treue Tschanden Sing und der arme Man Sing, der Ausfällige!

Das Wetter blieb schrecklich, dazu nichts mehr für meine Leute zu essen und keine Feuerung! Uebermäßig glänzend waren unsere Aussichten nicht. Ich schlug den beiden übriggebliebenen Burschen vor, sie sollten auch zurückkehren; ich wollte allein weiter gehen. Wieder stellte ich ihnen die Gefahren, mir weiter zu folgen, ausführlich vor, aber sie weigerten sich entschieden, mich zu verlassen.

„Sahib, wir sind keine Schokas“, sagten sie, „wenn du stirbst, wollen wir mit dir und für dich sterben. Wir fürchten den Tod nicht. Uns thut es leid, dich leiden zu sehen, Sahib; aber kümmer dich nicht um uns. Wir sind nur arme Leute, darum hat es nichts zu bedeuten.“

Wären wir klug gewesen, so würden wir, glaube ich, jetzt umgekehrt sein; da wir gegen das Schicksal nicht ankämpfen konnten; aber dieser Gedanke kam mir nicht ein einziges mal in den Kopf. Ich

hatte mir von allem Anfang an vorgenommen, daß ich um jeden Preis vordringen wollte, und deshalb maß ich dem letzten schweren Schlage, der uns durch das Entlaufen der beiden Träger getroffen hatte, nur wenig Wichtigkeit bei. Wir brachen das Lager ab, was unter den neuen Umständen eine in der That schwierige Aufgabe war. Erschöpft und entmuthigt mußten wir weit hinauslaufen, um unsere



Yak mit wissenschaftlichen Instrumenten.

widerspenstigen Yaks einzufangen, die auf der Suche nach Gras fortgewandert waren. Als wir sie gefunden und nach dem Lager zurückgetrieben hatten, kam die mühevolle Arbeit, ihnen die Packsättel auf den Rücken zu binden und die schweren, mit Zink ausgeschlagenen Kisten mit den wissenschaftlichen Instrumenten und photographischen Platten an jenen zu befestigen. Dies Geschäft war nur ein Theil der täglichen Arbeit. Das Ausarbeiten meines Tagebuchs, das Eintragen meiner Beobachtungen, das Aufnehmen von

Zeichnungen und Photographien, das Einlegen der Platten in die Camera, gelegentlich auch das Entwickeln derselben, dann Vermessungsarbeiten, Reinigen von Flinten u. s. w. kam hinzu; danach wird man begreifen, daß ich alle Hände voll zu thun hatte. Die Anstrengung, die schweren Kisten auf die Packsättel hinaufzubringen, ging wegen unsers erschöpften Zustandes und der unsere Geduld auf die Folter spannenden Unruhe der Yaks beinahe über unsere Kräfte, sodaß wir mehrmalige Versuche machen mußten, ehe es uns wirklich gelang, die Lasten festzubinden. Da unsere beiden Träger mit allen unsern besten Stricken und Lederriemen durchgegangen waren, hatten wir sehr große Mühe, das Gepäck an den Sätteln zu befestigen. Unser einziges noch übriges Stück Tau war nicht lang genug, um damit den Schlußknoten an dem Sattelgurt unter dem Bauche des Yaks zu machen, und weder mein Träger noch Man Sing hatten hinreichende Kraft, ihn anzuziehen und zusammenzubringen. So ließ ich sie den Yak bei den Hörnern fassen, um ihn ruhig zu halten, während ich, so stark ich konnte, anzog. Dieses Kraftstück gelang mir, und ich war eben im Begriff aufzustehen, als ein furchtbarer Stoß von dem Horne des Yaks mich auf den Kopf einen Zoll hinter dem rechten Ohre traf und mich Hals über Kopf ins Rollen brachte. Ich war einige Augenblicke betäubt und trage die Spur davon bis zum heutigen Tage. Aber obgleich der Hinterkopf noch viele Tage geschwollen blieb und schmerzte, fühlte ich keine ernstlichen Folgen.

Wir gingen am rechten Ufer des Flusses in östlicher Richtung vorwärts, zwischen röthlichen Hügeln und entfernten, hohen, schneebedeckten Bergen, die wir von Zeit zu Zeit, wenn der Regen aufhörte und der Himmel klar wurde, erblickten. Auf das momentane Hochgehen der Wolken folgte immer ein neuer Platzregen, der das Marschiren sehr unangenehm und beschwerlich machte, da wir in den Schlamm einsanken.

Gegen Abend entdeckten wir plötzlich ungefähr hundertfünfzig Soldaten, die uns in vollem Galopp das Flußthal entlang nachsetzten.

Wir gingen schnell weiter, und als wir ihnen hinter einem Hügel aus den Augen gekommen waren, wichen wir von unserer Richtung ab und stiegen schnell zur Höhe des Hügelzuges empor und auf der andern Seite hinab, wo meine beiden Leute und die Yaks sich versteckt hielten. Platt auf dem Bauche liegend, blieb ich mit meinem Fernglafe auf dem Gipfel des Hügels und beobachtete die Bewegungen unserer Verfolger. Sie ritten munter darauf los, und als sie näher kamen,



Mit nur zwei Mann unterwegs.

schallte das Geklingel ihrer Pferdeglocken in dieser öden, traurigen Umgebung ganz fröhlich an mein Ohr. Sie schienen ihre Aufgabe sehr leichtfertig und bequem auszuführen, denn da sie wahrscheinlich dachten, daß wir unsern Weg am Flusse entlang fortgesetzt hätten, ritten sie an der Stelle vorbei, wo wir den Pfad verlassen hatten, und bemerkten wol in Folge der Dunkelheit unsere den Abhang des Hügels hinaufführenden Fußspuren nicht.

Es begann wieder heftig zu regnen. Wir lagerten uns in

5200 Meter Höhe, in voller Bereitschaft jeden Augenblick fliehen zu können; die Nacht wurde infolgedessen nicht allzu behaglich verbracht. Für den Fall, daß sie einen Ueberfall versuchen sollten, hielt ich die ganze Nacht hindurch, die Büchse in der Hand, Wache und war froh, als der Tag dämmerte. Der Regen hörte auf, aber nun waren wir in einen weißen Nebel eingehüllt, der uns frieren machte. Ich bat Tschanden Sing, aufmerksam auszuschaun, und versuchte eine Weile zu schlafen.

„Hazur, hazur! jaldi apka banduk! Herr, Herr, schnell, deine Büchse!“ flüsterte mein Träger, indem er mich aufrüttelte. „Hörst du den Ton von Glocken?“

Das zuerst unbestimmte Geklingel war jetzt ganz deutlich hörbar. Unsere Verfolger kamen näher, augenscheinlich in einem großen Trupp. Es war keine Zeit zu verlieren.

Tschanden Sing und ich traten mit unsern Büchsen, Man Sing mit seinem Gurkha-Rukri auf den Gipfel des Hügels vor, um unsere Besucher zu empfangen. Ein langer Zug von grauen, gespenstischen Gestalten, die ihre Pferde führten, tauchte aus dem Nebel auf. Die Vorhut hielt von Zeit zu Zeit an, um den Boden zu untersuchen; sie hatten offenbar unsere vom Regen theilweise verwaschenen Fußstapfen entdeckt und verfolgten sie. Endlich erspähten sie uns auf der Spitze des Hügels, und nun hielten sie an. Es entstand eine Bewegung unter ihnen, und sie hielten eine erregte Berathung; einige von ihnen nahmen die Luntenslinten von der Schulter, andere zogen ihre Schwerter. Wir saßen auf unserm Horst und beobachteten sie mit großem Interesse.

Nach einigem Zögern deuteten vier Offiziere uns durch Zeichen an, daß sie näher zu kommen wünschten.

„Du bist ein großer König!“ schrie einer, so laut er konnte, „und wir wollen dir diese Geschenke zu Füßen legen“, dabei wies er auf einige kleine Säcke, die die andern trugen. „Gelbo! Tschakzal! Tschakzal! Wir grüßen dich, König!“

Mir war nach der elenden Nacht, die wir verbracht hatten, durchaus nicht königlich zu Muth, aber ich wollte, wenn es irgend möglich war, die Eingeborenen mit gebührender Achtung und Höflichkeit behandeln.

So sagte ich, daß die vier Mann näher kommen dürften, daß aber der Haupttheil der Gesellschaft sich nach einer etwa 200 Meter entfernten Stelle zurückziehen sollte. Dies thaten sie unverzüglich, was mich nach der kriegerischen Haltung, die sie zuerst eingenommen, einigermaßen überraschte. In der demüthigsten Weise legten sie ihre Luntens Flinten nieder und steckten die Schwerter, wie sich's gebührte, in die Scheiden. Die vier Offiziere kamen eilig näher und warfen, als sie dicht vor uns waren, ihre Säcke auf die Erde, die sie öffneten, um uns den Inhalt zu zeigen. Da war Tsamba, Mehl, Tschura, eine Art Käse, Gurani, süßer Teig, Butter und getrocknete Früchte.



Kata.

Die Offiziere waren mit ihren demüthigen Begrüßungen äußerst freigebig. Ihre Mützen hatten sie abgenommen und auf den Boden geworfen und die Zungen hielten sie weit aus dem Munde gestreckt, bis ich ihnen Erlaubniß gab, sie hineinzuziehen. Sie gaben vor, Untergebene des Tarjum von Toktschim zu sein, der sie abgesandt habe, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, und der wünschte, daß ich ihn als meinen besten Freund betrachten sollte. Der Tarjum, sagten sie, der die Beschwerden wohl kenne, die wir bei der Reise durch ein so unwirthliches Land zu bestehen haben würden, wünsche, daß ich die Gaben annehmen möchte, die sie jetzt vor mir niederlegten. Damit überreichten sie mir eine Kata, die „Schärpe der Liebe und Freundschaft“, ein



In strömendem Regen.

langes Stück dünner seidenartiger Gaze, dessen Enden zu einer Franse geschnitten waren.

Diese Katas begleiten in Tibet jedes Geschenk, und kein Besucher wird je ohne eine solche ausgehen, die er seinem Wirthe sofort als Geschenk anbietet. Die hohen Lamas verkaufen sie an die Frommen; und denjenigen, die beim Besuche eines Lama-Klosters und Tempels eine befriedigende Opfergabe zurücklassen, werden eine oder mehrere dieser Schärpen zum Geschenke gegeben. Wenn man einem Freunde eine mündliche Botschaft schickt, wird eine Kata mitgesandt, und unter Beamten und Lamas werden sogar kleine Stücke dieser Seidengaze in Briefe eingeschlossen. Als eine Verletzung der guten Sitte und einer Beleidigung gleichkommend wird es angesehen, wenn man einem Besucher keine Kata gibt oder übersendet.

Ich beeilte mich, meinen Dank für des Tarjums Freundlichkeit auszusprechen, und überreichte den Abgesandten eine Summe in Silbermünzen, die das Dreifache des Werthes der geschenkten Gegenstände betrug. Die Männer schienen sehr munter und freundlich; wir plauderten eine ganze Weile. Zu meinem großen Aerger konnte aber der arme Man Sing, den der Anblick von so viel Gewaare verwirrt machte, den Qualen des Hungers nicht länger widerstehen und begann, ohne sich viel um die Verletzung der Etikette und die möglichen Folgen zu kümmern, sich den Mund mit Händen voll Mehl, Käse und Butter vollzustopfen. Das brachte die Tibetaner auf den Verdacht, daß wir Hunger litten, und mit ihrer gewöhnlichen Schlaueit beschloffen sie, daraus Vorthail zu ziehen.

„Der Tarjum“, sagte der älteste der Abgesandten, „wünscht, daß du zurückkommen und sein Gast sein mögest; er wird dich und deine Leute speisen, und dann werdet ihr wieder in euer Land zurückgehen.“

„Danke“, erwiderte ich, „wir brauchen des Tarjums Speisen nicht und wünschen auch gar nicht zurückzugehen. Ich bin ihm für seine Güte sehr verbunden, aber wir wollen unsere Reise fortsetzen.“

„Dann“, sagte ein junger, kräftig gebauter Tibetaner ärgerlich, „wenn du deine Reise fortsetzest, werden wir unsere Geschenke zurücknehmen.“

„Und eure Kata dazu“, fuhr ich fort, indem ich ihm zuerst den großen Butterballen gegen die Brust fliegen ließ und dann die kleinen Säcke mit Mehl, Tsamba, Käse, Früchten u. s. w. nachsandte, die einige Augenblicke vorher so zierlich vor uns hingelegt worden waren.

Dieses unerwartete Bombardement brachte die Tibetaner ganz außer Fassung. Mit bestäubten Rücken, Haaren und Gesichtern bemühten sie sich, davonzulaufen, so gut sie konnten, während Tschanden Sing, der, wenn es sich ums Schlagen handelte, immer schnell wie der Blitz war, mit dem dicken Ende seiner Büchse auf den rundesten Körpertheil eines der Abgesandten losprügelte, als dieser in seinen unbequemen Kleidern aufzustehen und fortzurennen versuchte.

Man Sing, der Philosoph unserer Gesellschaft, der, in seiner Fütterung unterbrochen, aber weder aus dem Concept gebracht, noch um das was vorging bekümmert war, sammelte die über den ganzen Platz verstreuten Früchte, den Käse und die Butterstücke auf, während er dabei brummte, es sei eine Schande, gutes Essen in so achtloser Weise fortzuwerfen.

Die große Schar Soldaten, die aus der Entfernung aufmerksam die verschiedenen Phasen der „freundschaftlichen“ Zusammenkunft beobachtet hatten, hielten es für klug, einen hastigen Rückzug anzutreten, und galoppirten, nachdem sie mit unverkennbarer Hast ihre Streitrosse bestiegen hatten, bunt durcheinander den Hügel hinab und dann das Thal des Flusses entlang, bis sie im Nebel den Blicken entschwanden. Die armen Gesandten, die nicht mehr im stande gewesen waren, ihre Pferde zu erreichen, folgten so schnell, als es unter den Umständen und in Anbetracht der dünnen Luft und des unebenen Bodens möglich war.

Ihr durchdringendes Hülfserufen, das durch die Furcht allein veranlaßt wurde, da wir ihnen keinen wirklichen Schaden gethan hatten,

diente nur dazu, die Verachtung zu verstärken, die wir gleich von Anfang an gegen die tibetanischen Soldaten und Offiziere gehegt hatten.

Als die Tibetaner außer Sicht waren, ließen Tschanden Sing und ich für einen Augenblick unsern Stolz fallen und halfen Man Sing die getrockneten Datteln und Aprikosen und die Stücke Tschura, Butter und Gurani sammeln.

Dann beluden wir unsere Yaks und zogen weiter, als ob nichts vorgefallen wäre.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Umgebetene Gäste.

Wir hatten nicht viel Glück. Das Wetter blieb am Vormittag stürmisch, und am Nachmittag hatten wir wieder strömenden Regen. Ueber uninteressantes, einförmiges graues Land mit einer Kette von schneebedeckten Gipfeln, die sich von Südwest nach Nordost zog, gingen wir nach Ostnordost vorwärts. Wir durchwateten einen ziemlich tiefen und sehr kalten Fluß und stiegen dann zu einem Paß von 5320 Meter auf. Eine Anzahl von Hunyas mit Heerden von mehrern tausend Schafen kam uns zu Gesicht, aber wir wichen ihnen aus. Sie sahen uns nicht.

An dem Punkte, wo wir ihn überschritten, wendet sich der Hauptstrom in einem anmuthigen Bogen nach Südosten. Ueber hügeliges, unfruchtbares Terrain stiegen wir zu einer Höhe von 5350 Meter auf, wo sich mehrere kleine Seen vorfanden. Nachdem wir 25 Kilometer in einem alles durchweichenden Regen marschirt waren, stiegen wir in ein weites Thal hinab. Hier hatten wir große Schwierigkeiten, eine Stelle zu finden, wo wir die Nacht über ruhen könnten. Die Ebene war geradezu ein Sumpf mit mehrern Seen und Teichen, und überall versanken wir in Schlamm und Wasser. All unser Bettzeug und die Kleider waren so durchweicht, daß es gleichgültig war, wo wir rasteten; so schlugen wir unser kleines Bett an dem Ufer eines Flusses auf, der aus einem Thale im Norden kam, von dem

eine Reihe pyramidenförmiger, mit Schnee bedeckter Berge, die alle von fast gleicher Höhe und Basis waren, sich in östlicher Richtung hinzog. Nach Süden zu standen hohe, mit großen Schneemassen bedeckte Berge.

Abends goß der Regen wie mit Eimern herunter, und unser Zelt gewährte uns nur wenig Schutz. Wir lagen mitten im Wasser, und alle Gräben der Welt hätten es nicht am Hereinströmen verhindern können. Es ist in der That keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß das ganze Thal eine Wasserfläche von 5 bis 8 Centimeter Tiefe war. Natürlich litten wir schwer unter der Kälte, da das Thermometer um 8 Uhr morgens, als ein rasender Südostwind wehte und der Regen eine Zeit lang mit Hagel untermischt fiel, um dann einem schweren Schneesturm Platz zu machen, bis zu -3° herunterging. Wir hatten uns auf unserm Gepäc zusammengekauert, um nicht in dem eiskalten Wasser zu schlafen, und als wir am Morgen aufwachten, war unser Zelt durch die Last des auf ihm liegenden Schnees halb zusammengefallen. Während des Tages stieg die Temperatur, und der Regen fiel von neuem, sodaß wir, als wir unsere Wanderung wieder begannen, mehrere Centimeter tief in eine Mischung von Schlamm, Schnee und Wasser einsanken. Einen fast östlichen Kurs verfolgend, mußten wir drei Flüsse überschreiten und zogen an fünf Seen von verschiedener Größe vorbei.

Nach 12 Kilometer dieses trostlosen Marschirens hatten wir uns am Fuße eines kegelförmigen Hügels gelagert, wo die Wiederholung der Prüfungen der vergangenen Nacht stattfand. Das Thermometer war auf den Nullpunkt gefallen, aber zum Glück ließ der Wind um 8 Uhr abends nach. Das Glück wollte es, daß am nächsten Tage die Sonne herauskam und wir somit im stande waren, unsere Sachen zum Trocknen auszubreiten. Während dieses Prozesses mußten wir eine neue Erfahrung machen.

Unsere beiden Yaks waren verschwunden. Ich kletterte zu dem Gipfel des Hügels über unserm Lager hinauf und durchforschte die

Ebene mit dem Fernglase. Die beiden Thiere waren etwa 3 Kilometer weit fort und wurden von ungefähr zwölf berittenen Männern weggeführt, die eine Heerde von fünfhundert Schafen vor sich hertrieben. An ihren Kleidern erkannte ich, daß es Räuber waren. Natürlich machte ich mich eiligst auf, mein Eigenthum wiederzuerlangen, und überließ Tschanden Sing und Man Sing, die Aufsicht



Tibetanischer Räuber.

über das Lager. Ich erreichte die Räuber, da sie langsam gingen, obgleich sie, als sie mich erblickten, vorwärts eilten und versuchten, davonzukommen. Dreimal rief ich ihnen zu, stillzustehen, aber sie kümmerten sich nicht um meine Worte, sodaß ich meine Flinte abnahm und auf sie geschossen haben würde, wenn nicht die Drohung allein genügt hätte, sie zum Nachdenken zu bringen. Sie hielten an, und als ich nahe genug war, forderte ich meine beiden Paks zurück. Sie weigerten sich, sie zurückzugeben, und sagten, sie seien zwölf

Mann und fürchteten sich nicht vor einem Einzelnen. Dann stiegen sie von ihren Pferden und schienen bereit, zu kämpfen.

Als ich sie Feuerstein und Stahl herausnehmen sah, um den Zunder ihrer Luntenslinten in Brand zu setzen, dachte ich, daß ich zuerst dran wäre; und ehe sie meine Absicht errathen konnten, führte ich mit dem Laufe meiner Büchse einen heftigen Schlag gegen den Bauch des mir zunächststehenden Mannes. Er sank zusammen, während ich einen neuen schallenden Schlag auf die rechte Schläfe eines andern Mannes fallen ließ, der seine Luntenslinte zwischen den Beinen hielt und im Begriff war, mit dem Stahl gegen den Stein zu schlagen, um den Zunder zum Glimmen zu bringen. Auch er wankte und fiel schwerfällig hin.

„Tschakzal, tschakzal! Tschakzal wortzie! Wir grüßen dich, wir grüßen dich! Bitte höre!“ rief mit dem Ausdruck des Schreckens ein dritter Räuber und hielt die Daumen mit geschlossener Faust in die Höhe.

„Tschakzal“, erwiderte ich, indem ich eine Patrone in den Mantscher schob.

„Middu, middu. Nein, nein“, baten sie und legten schnell ihre Waffen nieder.

Von diesen Leuten kaufte ich ungefähr dreißig Pfund Tsamba und acht Pfund Butter und veranlaßte auch einen von ihnen, mir die Sachen nach meinem Lager zu tragen. Meine Yaks bekam ich ohne weitere Mühe wieder und trieb sie nach der Stelle zurück, wo Tschanden Sing und Man Sing beschäftigt waren, ein Feuer anzuzünden, um Thee zu machen.

Gegen Mittag, als unsere Sachen in der warmen Sonne fast trocken geworden waren, bewölkte sich der Himmel, und es fing wieder heftig zu regnen an. Ich wußte nicht recht, ob ich einen Paß, der im Osten einige Kilometer entfernt war, überschreiten oder dem Laufe des Flusses folgen und um den Fuß der Berge herumgehen sollte.

Wir sahen eine große Anzahl Tibetaner, die in einer der unsern

entgegengesetzten Richtung wanderten. Als wir uns ihnen näherten, um mit ihnen zu sprechen, schienen sie alle sehr erschreckt. Von ihnen erhielten wir noch einige Pfund Lebensmittel, doch weigerten sie sich, uns einige Schafe, von denen sie Tausende mit sich hatten, zu verkaufen.

Ich entschloß mich, den erwähnten Paß zu versuchen, und so kamen wir, nachdem wir zuerst über eine Fortsetzung des ebenen Plateaus, dann über welligen Boden gegangen waren, an zwei kleine Seen. Der Aufstieg über den Schnee war verhältnißmäßig leicht; wir gingen an dem von der Höhe kommenden Flusse entlang. Als wir ungefähr halbwegs oben waren, sahen wir acht Soldaten, die auf uns zugaloppirten. Wir erwarteten sie; als sie uns erreicht hatten, führten sie die gewöhnlichen unterwürfigen Begrüßungen aus, indem sie ihre Waffen auf den Boden legten, um zu zeigen, daß sie nicht die Absicht hätten zu kämpfen. In einer langen freundschaftlichen Unterredung, die wir mit ihnen hatten, versicherten die Tibetaner uns ihrer Freundschaft und ihrer Bereitwilligkeit, uns auf jede ihnen mögliche Art zum Vorwärtskommen behülflich zu sein. Dies war fast zu gut, um wahr zu sein, und ich vermuthete Verrath, um so mehr, als sie uns dringend aufforderten und baten, mit nach ihren Zelten zurückzugehen, wo wir als ihre hochgeehrten Gäste bleiben und mit allen Röstlichkeiten überschüttet werden sollten, die des Menschen Geist sich vorstellen kann. Bei genauerer Erklärung fanden wir, daß diese Röstlichkeiten in Geschenken von Tschura, Käse, Butter, Yakmilch und Tjamba bestanden und daß sie uns Pferde verkaufen wollten, wenn wir sie brauchten. Deshalb dankte ich ihnen herzlich und sagte, daß ich vorzöge, meinen Weg fortzusetzen und meine augenblicklichen Leiden zu ertragen.

Die Tibetaner besitzen einen guten Sinn für Humor und wissen den Sarkasmus immer zu würdigen. So bemerkten sie, daß ich nicht leicht zu fangen war, und achteten mich deshalb. Sie konnten ihr außerordentliches Erstaunen nicht verbergen, daß ich

mit nur zwei Leuten so weit gelangt war. Wir hatten eine sehr amüsante Unterhaltung, in der viel tibetanischer Witz und Schlaueit zum besten gegeben wurde; endlich, nachdem ich meinen Besuchern einige kleine Geschenke gemacht hatte, schieden wir in freundschaftlicher Weise.

Nun stiegen wir zu dem 5625 Meter hohen Paß empor und fanden auf der andern Seite, ungefähr 600 Meter tiefer, eine weite Strecke ebenen Landes vor uns. Ich erblickte einen See und nahm an, daß es der Gunkho wäre. Um mich indessen darüber zu vergewissern, ließ ich meine Leute und die Yaks auf dem Paße und ging fort, um von einem 5790 Meter hohen Berge nordöstlich von uns zu recognosciren.

Es lag viel Schnee, und der Aufstieg war schwierig und langweilig. Als ich auf der Höhe anlangte, versperrte mir ein anderer höherer Gipfel vor mir die Aussicht, sodaß ich, erst hinunter- und dann wieder hinaufsteigend, diesen zweiten Berg erklimmte. Ich erreichte eine Höhe von 6100 Meter und hatte einen guten Blick auf das ganze umliegende Land. Im Norden war ein langer schneebedeckter Gebirgszug und direct unter ihm etwas, was ich nach dem Grase am untern Theile der Berge und nach dem Nebel und den Wolken, die sich darüber bildeten, für eine Wasserfläche hielt.

Ein Hügelzug, der gerade hoch genug war, um den See dahinter zu verbergen, stand mir im Wege. Ich kehrte zu meinen Leuten zurück, und wir verfolgten unsern Weg die andere Seite des Passes hinab, wobei wir in tiefen weichen Schnee einsanken. An einer etwa 150 Meter über der Ebene gelegenen Stelle schlugen wir unser Lager in einer Schlucht auf, die durch die beiden dicht aneinander tretenden Berghänge gebildet wurde. Trotzdem ich jetzt an große Höhen ganz gewöhnt war, hatte der Aufstieg zur Höhe von über 6000 Meter mich doch einigermaßen erschöpft, und eine gute Nachtruhe würde mir angenehm gewesen sein.

Man Sing und Tschanden Sing schliefen, nachdem sie etwas

geessen hatten, fest und gesund, aber ich fühlte mich sehr niedergeschlagen.

Wir waren alle drei unter unserm kleinen Zelt, als ich mir plötzlich einbildete, es sei jemand draußen. Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke in den Kopf gekommen war, denn ich hörte kein Geräusch, aber ich fühlte gleichwol, daß ich nachsehen und meine Neugier befriedigen müsse. Die Büchse in der Hand, guckte ich aus dem Zelte



Geisterhafte Besucher.

und — sah eine Anzahl von schwarzen Gestalten, die vorsichtig auf uns zukrochen. In einem Augenblick war ich draußen, lief auf sie zu und rief so laut ich konnte:

„Pila tedan tedang! Aufgepaßt, aufgepaßt!“ was unter unsern geisterhaften Besuchern eine eilige Flucht verursachte. Es war augenscheinlich eine große Zahl von ihnen hinter Felsen verborgen, denn als der panische Schrecken sie ergriff, war die Menge der Fliehenden doppelt oder sogar dreimal so groß als die der Gespenster, die ich zuerst herannahen gesehen hatte. Einen Augenblick schien es, als ob

überall schwarze Geister hervorsprängen, aber da sie derber als Geister waren, machten sie mit ihren schweren Stiefeln einen fürchterlichen Lärm, als sie alle durcheinander den steilen Abhang hinab und durch die Schlucht liefen. Unten angelangt bogen sie um den Hügel herum und verschwanden.

Als ich wieder in das Zelt hineintrach, lagen Tschanden Sing und Man Sing bis über den Kopf in ihre Decken eingehüllt und schnarchten noch immer.

Natürlich verbrachte ich eine schlaflose Nacht, da ich fürchtete, daß die unwillkommenen Gäste zurückkommen könnten. Bei Sonnenaufgang störte ich meine beiden Genossen aus ihrem Schlummer auf und theilte ihnen die Ereignisse der vergangenen Nacht mit. Wir stellten viele Vermuthungen darüber an, wie die Tibetaner uns aufgefunden hätten, und konnten nicht umhin, anzunehmen, daß unsere Freunde vom vorigen Nachmittag etwas mit der Sache zu thun haben müßten. Ohne Zweifel waren sie jetzt unter der Gesellschaft, die ich in die Flucht geschlagen hatte. Die unbegreifliche Feigheit, welche die Tibetaner bei jeder Gelegenheit zeigten, war jedoch so groß, daß wir dahin kamen, diesen Ereignissen keine Wichtigkeit beizumessen. Sie flößten uns nicht nur keine Furcht ein, sondern hörten sogar auf, uns zu erregen oder zu ergötzen.

Wie gewöhnlich gingen wir weiter und stiegen zu der Ebene hinab, und als wir dieselbe halb überschritten hatten, durchsuchte ich die Hügel ringsumher mit dem Fernglase, um zu sehen, ob ich Spuren von unsern feigen Feinden entdecken könnte.

„Dort sind sie!“ rief Tschanden Sing, der die schärfsten Augen hatte, die ich je an einem Menschen gesehen, indem er nach dem Gipfel eines Hügels wies, wo mehrere zwischen den Felsen vorguckende Köpfe sichtbar waren. Ohne von ihnen weiter Notiz zu nehmen, gingen wir vorwärts. Jetzt kamen sie aus ihrem Versteck hervor, und wir sahen, wie sie in einer langen Reihe, ihre Pferde führend, den Hügel hinabgingen. Auf der Ebene angelangt, bestiegen sie ihre Rosse

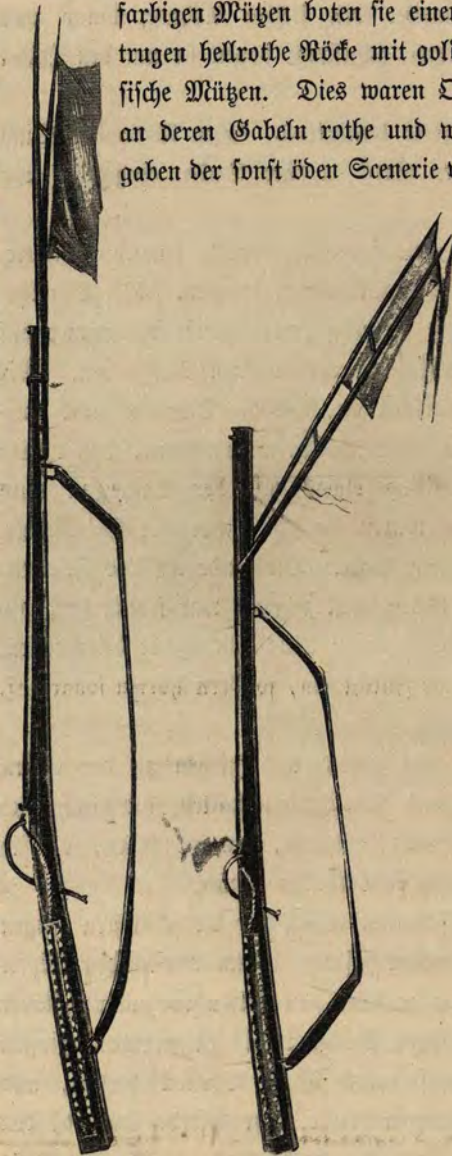
und kamen in vollem Galopp auf uns zu. Mit ihren dunkelrothen Röcken, den braunen und gelben Fellkleidern und den verschiedenfarbigen Mützen boten sie einen malerischen Anblick. Einige trugen hellrothe Röcke mit goldener Verschnürung und chinesische Mützen. Dies waren Offiziere. Ihre Luntensflinten, an deren Gabeln rothe und weiße Fahnen befestigt waren, gaben der sonst öden Scenerie von kahlen Hügeln und Schnee

einen Anflug von Farbe, und das Geklingel der Pferdeglocken belebte die Todtenstille dieser unwirthlichen Regionen.

Etwa dreihundert Meter von uns entfernt stiegen sie von den Pferden, und ein alter Mann kam, nachdem er seine Luntensflinte und das Schwert in theatralischer Weise beiseitegeworfen hatte, mit unsichern Schritten auf uns zu. Wir empfingen ihn freundlich.

Er bereitete uns großen Spaß, da er in seiner Art ein seltsamer Charakter war.

„Ich bin nur ein Abgesandter“, beeilte er sich zu melden, „und deshalb gieße deinen Zorn nicht über mich aus, wenn ich zu



Tibetanische Luntensflinten.

dir spreche. Ich überbringe nur die Worte meiner Offiziere, die aus Furcht, gekränkt zu werden, nicht zu kommen wagen. In Thassa, von wo wir kommen, hat man die Nachricht erhalten, daß ein Pleuki, ein Engländer, mit vielen Leuten in Tibet ist und nirgends aufgefunden werden kann. Wir sind abgeschickt worden, ihn zu fangen. Bist du einer von seiner Vorhut?"

„Nein“, erwiderte ich trocken. „Ich vermuthe, daß ihr mehrere



„Ich bin nur ein Abgesandter.“

Monate gebraucht habt, um hierher zu kommen“, fragte ich dann wie beiläufig, bemüht, durch diesen Angriff auf ihre Ehre als gute Reiter genaue Nachricht zu erlangen.

„O nein! Unsere Pferde sind gut“, antwortete er, „und wir sind schnell gekommen.“

„Tschik, ni, sum, schi, nga, do, din, ghitsch, gu, tschu, tschuck tschik, tschuck ni“, zählte der Tibetaner bis zwölf, indem er die Stirn runzelte und den Kopf nach rechts geneigt hielt, als ob

er seine Gedanken sammeln müsse; dabei hielt er die Hand empor, den Daumen gegen die Handfläche gedrückt, und legte, als er die Zahlen nannte, einen Finger nach dem andern nieder. Die Daumen werden beim Zählen nie gebraucht. „Lum tshuk ni niman! Zwölf Tage“, sagte er, „sind wir auf dem Wege gewesen, und wir haben Befehl, nicht zurückzukehren, bis wir den Plenki gefangen haben. Und du“, fragte er forschend, „wie lange hast du gebraucht, um von Ladak hierher zu kommen?“

Er sagte, er könne mir am Gesicht absehen, daß ich ein Rajchmirer sei, was mir eine schlechte Meinung von seiner Fähigkeit gab, Volkstypen zu erkennen. Indessen war mein Gesicht wirklich so verbrannt und so schmutzig, daß es schwer war, mich von einem Eingeborenen zu unterscheiden, trotzdem ich europäische Kleidung trug. Der alte Mann fragte mich in die Kreuz und Quer, um herauszubringen, ob ich ein Pundit wäre, der von der indischen Regierung ausgesandt sei, um das Land aufzunehmen, und erkundigte sich, weshalb ich meine einheimischen mit „Plenki“-Kleidern vertauscht hätte. — Er fragte mich immer wieder, ob ich nicht einer von des Plenkis Gesellschaft sei.

„Keran ga naddo ung? Wohin gehst du?“ fragte er.

„Nhgurang ne koroun Lama jehlhuong. Ich bin ein Pilger“, erwiderte ich, „und will Klöster besuchen.“

„Keran mi japodu. Du bist ein guter Mann.“

Er bot sich an, mir den Weg nach dem Gunkho-See zu zeigen, und that dies so dringend, daß ich es annahm. Als ich jedoch die zweihundert Soldaten ihre Pferde besteigen und uns folgen sah, machte ich ihm Vorstellungen und sagte, daß wir, wenn wir Freunde sein sollten, keine Armee brauchten, die uns escortirte.

„Wenn du unser Freund bist, kannst du allein kommen, und wir werden dir keinen Schaden zufügen“, gab ich ihm zu verstehen, „wenn du aber unser Feind bist, werden wir dich und dein Heer hier sogleich bekämpfen, und euch die Mühe sparen, weiter zu gehen.“

„Ja“, wiederholten Tschanden Sing und Man Sing wie ein Echo.

Verwirrt und zögernd ging der Tibetaner, sich mit seinen Leuten zu besprechen, und kehrte nach einiger Zeit mit acht Mann zurück, während der Haupttheil seiner Streitmacht in der der unsern entgegengesetzten Richtung davongaloppirte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Auf dem Boden Gottes.

In fast nördlicher Richtung gingen wir über die Ebene, bis wir an einen Hügelzug kamen, den wir überschritten. Dann stiegen wir, indem wir unsern Kurs nach Nordost änderten, mehrere Hügel hinab und hinauf und befanden uns endlich in dem grasigen geschützten Thale des großen Gunkho-Sees, der sich von Südost nach Nordwest ausdehnt. Der See war von außerordentlicher Schönheit. Die hohen, schneebedeckten Gangri-Berge erhoben sich fast unmittelbar aus seinen Fluten und bildeten auf der Südseite hohe Hügel, einen wilden, maleurischen, aber über alle Beschreibung fahlen und öden Hintergrund. Am andern Ende des Sees, in Nordwesten, schlossen niedrigere Berge das Wasser ein.

Wir lagerten in 5015 Meter Höhe, und die Soldaten schlugen ihr Lager etwa 50 Meter von uns entfernt auf.

Am Abend kamen die Tibetaner nach meinem Lager herüber und machten sich angenehm, indem sie launig über alle möglichen Gegenstände sprachen. Sie halfen uns Brennmaterial herbeischaffen und brauten mir Thee nach tibetanischer Art. Sie schienen anständige Burschen, schlau, wenn man will, doch mit mehr guten als bösen Eigenschaften. Sie erklärten, daß sie die Lamas, die Beherrscher des Landes, haßten, und gaben ihnen mit besonderm Vergnügen Namen, die kaum zu wiederholen sind. Ihrer Behauptung nach besaßen die Lamas alles Geld, das ins Land kam, und es war niemand



Der Gunkyo-See.

außer ihnen gestattet, welches zu haben. In den Mitteln, die sie anwendeten, um ihr Ziel zu erreichen, seien sie nicht wählerisch; sie seien grausam und ungerecht. Jeder Mann in Tibet, sagten sie, sei im Falle der Noth Soldat, und jeder ein Diener der Lamas. Die Soldaten des stehenden Heeres erhielten eine bestimmte Menge Tamba, Ziegelthee und Butter; dies sei alles, da keine Löhnung in baarem Gelde gegeben werde. Gewöhnlich jedoch erhielten sie ein Pferd zum Reiten, und wenn sie Reisedienst hätten, hätten sie das Recht, Relaispferde auf Poststationen und in Dörfern zu bekommen, wo sie auch berechtigt wären, Ergänzungen ihres Proviant's, Sättel oder alles andere zu verlangen, dessen sie bedurften, um damit bis zur nächsten Niederlassung auszureichen. Die Waffen (Schwert und Luntensflinte) gehörten gewöhnlich den Leuten selbst und blieben immer in der Familie; aber gelegentlich, besonders in den größern Städten, wie Thassa und Schigatse, beschafften die Lamas solche. Pulver und Kugeln würden ausnahmslos von den Behörden geliefert. Die Waffen würden meist in Thassa und Schigatse angefertigt. Obgleich die Tibetaner mit der großen Treffsicherheit beim Schießen mit ihren Luntensflinten prahlten, die hölzerne Gabeln hatten, um dem Schützen ein sicheres Zielen zu ermöglichen, habe ich nie das Vergnügen gehabt, selbst von den Meisterschützen des Landes das Ziel treffen zu sehen. Freilich benutzt der tibetanische Soldat zu Sportzwecken und aus Sparsamkeit fast niemals Bleikugeln oder Schrot, sondern zieht es vor, seinen Lauf mit kleinen Steinen zu füllen, die kaum geeignet sind, ihn zu verbessern. Ueberdies war das Pulver so knapp, daß sie nur sehr selten Gelegenheit hatten zu üben; daher die geringe Fertigkeit.

Bei Sonnenaufgang war der Anblick des Gunkyo-Sees großartig. Der Schnee auf den Bergen war in rothe und goldene Tinten getaucht, und das kleinste Detail der Gipfel spiegelte sich in den Fluten des Sees wider. Wir beluden unsere Yaks, wobei die Tibetaner uns hilfreiche Hand leisteten, und machten uns auf den Weg nach

dem Maium-Paß, indem wir im ganzen eine ost-südöstliche Richtung an dem Flusse hinauf verfolgten, der sich in den Gunkho-See ergießt.

Das Thal war sehr eng und zog sich in beständigem Zickzack hin; aber obgleich die Höhe sehr groß war, gab es Gras im Ueberfluß, und das Grün war für die vom Schnee, den röthlichen fahlen Bergen und den wüstenartigen Strecken Landes ermüdeten Augen sehr wohlthuend. Wir kamen an ein Becken, wo auf dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses ein großer tibetanischer Lagerplatz mit einer hohen Mauer von Steinen sich befand. Hinter ihr konnte ich Rauch aufsteigen sehen.

Unsere tibetanischen Freunde baten mich, hier anzuhalten, um zu plaudern und Thee zu trinken. Ich sagte, daß ich von beidem genug gehabt hätte und weiter gehen wolle.

„Wenn du weiter gehst, werden wir dich tödten“, sagte einer der Soldaten, der zornig wurde und unsere Höflichkeit gegen ihn und seine Genossen mißbrauchte.

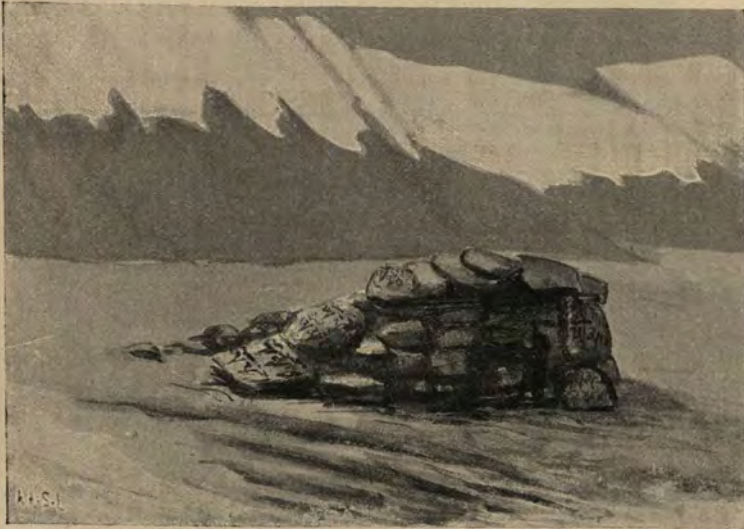
„Nga samgi ganta indah. Wie du willst“, antwortete ich mit studirter Höflichkeit.

„Wenn du noch einen Schritt gehst, werden wir dir den Kopf abschneiden oder du mußt unsere abschneiden“, riefen zwei oder drei andere, indem sie mir ihre nackten Hälse entgegenstreckten.

„Taptih middu. Ich habe kein kleines Messer bei mir“, erwiderte ich ganz ernsthaft und mit erheucheltem Verdruß, während ich nach tibetanischer Art meine Hand in der Luft herumwirbelte.

Die Tibetaner wußten nicht, was sie aus mir machen sollten. Sie schienen ganz verblüfft, und als ich nach dem Passe, auf dem Hunderte von fliegenden Gebeten in der Luft flatterten, vorging, nachdem ich ihnen in der anerkannt besten tibetanischen Form mit ausgestreckter Zunge und vor der Stirn geschwenkten, die Flächen nach oben gerichteten Händen höflich Lebewohl gesagt hatte, nahmen sie ihre Mützen ab und grüßten uns, indem sie sich auf die Knie niederließen und die Köpfe dicht an den Boden brachten.

Wir überschritten die Ebene und stiegen langsam zum Pässe hinauf. Nahe am Gipfel kamen wir an die Straße von Ladak nach Thassa über Gartok, die an der nördlichen Seite des Rakastal-, des Mansarowar- und des Gunkho-Sees entlang führt. Auf dem Pässe selber waren Stangen aufgepflanzt, die durch Stricke miteinander verbunden waren, an denen fliegende Gebete lustig im Winde flatterten. Auch Obo oder Hügel von Steinen waren hier aufgerichtet. Sie



Obo.

waren gewöhnlich weiß und trugen vielfach die Inschrift „Om mani padme hum“. Neben diesen Obo waren Schädel und Hörner von Yaks sowie von Ziegen und Schafen niedergelegt, auf welchen dieselben Worte in die Knochen eingegraben und mit dem Blute der getödteten Thiere roth gefärbt waren.

Diese Opfergaben werden von den Tibetanern, wenn sie einen hohen Paß überschreiten, den Göttern dargebracht, namentlich wenn ein Lama dabei ist, der dieses Ereigniß feiert. Das Fleisch des getödteten Thieres wird von den anwesenden Leuten gegessen, und

wenn die Gesellschaft groß ist, folgt Tanz und Gesang auf das Mahl. Diese Obo finden sich über das ganze Land verstreut; sie bezeichnen die Pässe und die Berggipfel, und kein Tibetauer geht an einem von ihnen, und wäre er auch noch so klein, vorbei, ohne einen weißen Stein auf ihm niederzulegen. Dadurch werden die Götter in freundlicher Stimmung erhalten, und es werden sich auf der Reise keine Unfälle ereignen.

Die Höhe des Maium-Passes beträgt 5335 Meter. Hier war ich schon weiter in das verbotene Land vorgeedrungen, als irgend-einem andern Engländer von dem Punkte aus gelungen war, wo ich Tibet betreten hatte. Aber damit war ich noch nicht zufrieden. Der Maium-Paß ist eine wichtige Landmarke in Hundes; denn nicht nur entspringt auf seinen südöstlichen Abhängen eine der Quellen des großen Tchangpu oder Brahmaputra, sondern er trennt auch die ungeheuern Provinzen von Mari-Chorsum, die sich westlich von dem Maium-Passe ausdehnen und das gebirgige, seenreiche Gebiet bis Ladaß hin umfassen, von Yu-tsang, der Central-Provinz von Tibet, die sich östlich von dem Passe an dem Thale des Brahmaputra entlang erstreckt und Thassa, die Hauptstadt des Landes, enthält.

Das Wort Yu bedeutet im Tibetanischen Mitte und wird auf die Provinz angewendet, da diese in der Mitte von Tibet liegt. Nördlich von dem Maium liegt die große Provinz Doktol.

Ich hatte einen Recognoscirungsgang nach einem andern, nord-östlich von uns gelegenen Pässe unternommen und war eben zu meinen Leuten auf den Maium-Paß zurückgekehrt, als mehrere der tibetani-schen Soldaten, die wir hinter uns gelassen hatten, auf uns zugeritten kamen. Sie schienen sehr aufgereggt und machten uns Zeichen, auf sie zu warten. Natürlich thaten wir dies.

„Dort auf der andern Seite des Passes ist das Gebiet von Thassa“, sagte der erste Reiter und wies auf das Thal unter uns; „wir verbieten euch, es zu betreten.“



Aquarellskizze von H. S. Landor.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

FLATTERNDE GEBETE AUF DEM MAIUM-PASS.

„Ich habe nie Befehlen gehorcht“, erwiderte ich, „und werde es auch nie thun.“

Damit trieb ich die beiden Yaks vor mir her und betrat, von Tschanden Sing und Man Sing gefolgt, die heiligste aller heiligen Provinzen, den „Boden Gottes“.

Schnell stiegen wir auf der Ostseite des Passes hinab. Die Soldaten blieben bestürzt oben stehen und sahen uns nach. Es war ein hübsches Bild, als sie sich zwischen den Obo gegen den Himmel abzeichneten und die Sonne auf ihre juwelenbesetzten Schwerter und die rothen Fahnen ihrer Luntens Flinten schien, während über ihren Köpfen Reihen von fliegenden Gebeten im Südostwinde flatterten.

Wir setzten unsern Abstieg fort, und als ich bald danach den Kopf umwandte, um zu sehen, was die Soldaten anfangen, waren sie verschwunden.

Ein kleines, kaum 15 Centimeter breites Bächlein rann zwischen Steinen in der Mitte des Thales hinab und wurde bald durch andere Bäche vergrößert, die sich auf den Bergen zu beiden Seiten aus schmelzendem Schnee bildeten. Es war die eine Quelle* des großen Brahmaputra, eines der größten Flüsse der Welt.

Ich muß gestehen, daß ich stolz war, der erste Europäer zu sein, der diese Quelle erreicht hatte, und ich empfand ein kindliches Vergnügen, mich über diesen heiligen Strom zu stellen, der, weiter unten von so ungeheurer Breite, hier von einem Manne mit den Beinen bequem überspannt werden konnte. An der Ursprungsstelle tranken wir von seinem Wasser, dann setzten wir, einem Fußpfade folgend, unsern Abstieg auf einer sanften Abdachung durch ein grasiges Thal fort.

Der Unterschied zwischen dem Klima auf der westlichen und dem auf der südöstlichen Seite des Maium-Passes ist sehr bedeutend. Auf der westlichen Seite hatten wir nichts als heftige Hagel-, Regen-

* Die andere Quelle besuchte ich auf meiner Rückreise.

und Schneestürme, und die Feuchtigkeit in der Luft machte es selbst während des Tages recht kalt. Der Boden war ungewöhnlich sumpfig, und es war nur sehr wenig Brennmaterial und Gras zu finden. Sowie der Paß überschritten war, befanden wir uns in einem milden, angenehmen Klima mit einem lieblichen dunkelblauen Himmel über uns und einer Menge von Gras für die Yaks, wie auch niedrigen Büschen für unser Feuer, sodas wir nach allen unsern Leiden und Entbehrungen fühlten, das wir in der That den „Boden Gottes“ betreten hatten.



Sanbor's Quelle des Brahmaputra.

Trotzdem ich erwartete, das uns früher oder später großes Ungemach treffen würde, bedauerte ich durchaus nicht, das ich den Befehlen der Soldaten nicht gehorcht hatte und in das verbotene Gebiet eingedrungen war.

Der Brahmaputra nahm drei kleine schneegepeiste Nebenflüsse auf, die reißend schnell von den steilen Bergen zu unsern beiden Seiten herabkamen. Wo der Hauptstrom sich scharf nach Südsüdost wandte, kam noch ein vierter bedeutender Nebenfluß, der sehr große Wassermassen führte, aus nordnordöstlicher Richtung durch eine Schlucht zu ihm herab.

Nahe dem Vereinigungspunkte dieser Flüsse schlugen wir auf dem rechten Ufer des Hauptstromes in einer Höhe von 5070 Meter das Lager auf. Von dem Maïum-Passe aus läuft eine Fortsetzung des Gangri-Gebirges zuerst in südöstlicher, dann in genau östlicher Richtung fast parallel mit der höhern südlichen Kette des Himalaja und bildet eine weite, vom Brahmaputra durchschnitene Ebene. Auf der südlichen Seite des Flusses sieht man kleinere Hügelzüge zwischen dem Flußlaufe und dem großen Gebirgszuge mit seinen majestätischen, schneebedeckten Gipfeln und den prächtigen Gletschern. Die nördliche Kette läuft in einer fast parallelen Linie mit der größern südlichen Kette, und wenn auf ihr auch keine Berge von sehr beträchtlicher Höhe zu finden sind, so ist sie dennoch von geographischer Bedeutung, da ihr Kamm bis nach Thassa hin die Wasserscheide des heiligen Brahmaputra bildet.

Das zwischen den beiden parallelen Ketten eingeschlossene Thal ist das am dichtesten bevölkerte Thal in Tibet. Gras und Brennholz sind im Ueberflusse vorhanden; deshalb sieht man auch in der Nähe der vielen tibetanischen Lager längs des Brahmaputra und seiner hauptsächlichlichen Nebenflüsse Tausende von Schafen und Ziegen weiden.

Die Handelsstraße, auf welcher die Karawanen von Ladak nach Thassa ziehen, läuft in diesem Thal entlang, und da ich nach Tibet gekommen war, um die Tibetaner zu studiren, schlug auch ich diese Straße ein, die noch nie von einem Europäer betreten worden war. Meine Leute und ich waren uns der Gefahr, die wir liefen, wohl bewußt, aber dies machte uns die Reise nur um so interessanter.

Dreißigstes Kapitel.

Ein gefährlicher Flußübergang.

Wir schliefen sehr wenig, da wir erwarteten, daß die Soldaten uns während der Nacht angreifen und versuchen würden, unsern Weitermarsch zu hindern; aber alles blieb ruhig und nichts geschah. Unsere Yaks jedoch brachten es fertig, sich los zu machen, und wir hatten morgens einige Mühe sie wiederzubekommen, denn sie waren über den Strom geschwommen und auf der andern Seite etwa zwei Kilometer weit gelaufen.

Die Nacht war sehr kalt gewesen, da das Thermometer bis auf 0° heruntergegangen war. Wir hatten unser kleines Zelt nicht aufgeschlagen und waren nach dem langen Marsche des vorhergehenden Tages müde und durchfroren. Der Wind wehte aus Südwesten, und ich fand es sehr hart, über den Fluß hinüber zu müssen, den Yaks nachzujagen und sie nach dem Lager zurückzubringen; dazu mußten wir, so erschöpft wir auch sein mochten, uns der täglichen Mühe unterziehen, sie zu beladen. Wir marschirten an dem rechten Ufer in nahezu südlicher Richtung entlang, hielten uns dann südöstlich, wo sich der Fluß zwischen kahlen Hügeln hindurchwand, um danach durch ein grasiges Thal von einem Kilometer Breite und zwei Kilometer Länge zu fließen. Dann ging es durch einen schmalen Engpaß, worauf wir durch ein wellenförmiges, grasiges Thal von 3 $\frac{1}{2}$ Kilometer Breite kamen, bei dessen Durchschreiten wir von einem furcht-

baren Gewitter mit Hagel und Regen überrascht wurden. Dies war recht ärgerlich, denn wir befanden uns jetzt vor einem sehr großen Nebenflusse des Brahmaputra, und das Wasser war so angeschwollen, reißend und tief, daß ich nicht wußte, wie ich meine Leute hinüberbringen sollte, da sie nicht schwimmen konnten und das Wasser so kalt war, daß ein Bad in demselben wol jeden recht mitnehmen konnte.

Es war jedoch keine Zeit zu verlieren, denn der Strom stieg sichtlich, und da das Gewitter schlimmer wurde, mußten die Schwierigkeiten mit jedem Augenblick wachsen. Wir zogen unsere Kleider bis auf den letzten Faden aus und banden sie mit unsern Büchsen u. s. w. an den Packsätteln der Yaks fest, die wir in das Wasser trieben. Sie sind gute Schwimmer, und wenn die Strömung sie auch über 100 Meter stromabwärts trieb, sahen wir sie doch mit Befriedigung sich aus dem Wasser auf das gegenüberliegende Ufer emporarbeiten.

Trotz des Vertrauens, das Tschanden Sing und Man Sing zu meiner Schwimmkunst hatten, glaubten sie wirklich, daß ihre letzte Stunde gekommen sei, als ich sie bei der Hand nahm und aufforderte, mir in den Strom zu folgen. Bei dem prasselnden Regen und Hagel von oben, der mit furchtbarer Kraft auf unsere Köpfe und Rücken schlug, und in dem schneidend kalten Wasser, in das wir allmählich bis zum Halse einsanken, fühlten wir uns alles andere als behaglich, um so mehr, als auch die Strömung so heftig war, daß wir glaubten, wir würden im nächsten Moment unsern Halt verlieren.

Raum waren wir 12 Meter weit gekommen, als das Unvermeidliche eintrat. Wir wurden alle drei fortgerissen, und nun klammerten Tschanden Sing und Man Sing sich fest an meine Arme und zogen mich unter Wasser. Ihre Hände schienen sich plötzlich in eiserne Krallen verwandelt zu haben, und ich konnte sie nicht dazu bringen, ihren Griff zu lockern. Obgleich ich mit den Beinen so kräftig ruderte, als ich konnte, kamen wir doch beständig von der Oberfläche

wieder auf den Grund infolge der schweren Last meiner hilflosen Genossen. Endlich, nach einem verzweifeltsten Kampfe von mehreren Minuten, spülte uns die Strömung gegen das jenseitige Ufer, wo wir auf die Füße kamen und bald fähig waren, uns aus dem heimtückischen Flusse herauszuarbeiten. Wir befanden uns etwa 200 Meter stromabwärts von der Stelle, wo wir in den Fluß hineingegangen waren, und die Masse schlammigen Wassers, die wir geschluckt hatten, war so groß, daß uns allen dreien sehr übel wurde. Wir waren sehr erschöpft, und da das Unwetter noch nicht nachlassen zu wollen schien, schlugen wir das Lager (4975 Meter hoch) auf dem linken Ufer dieses Stromes auf. Obgleich wir warme Speise dringend nöthig hatten, war natürlich keine Möglichkeit vorhanden, Feuer anzumachen. Ein Stück Chocolate war alles, was ich den Abend hatte, und meine Leute zogen vor, gar nichts zu essen, anstatt das Geseß ihrer Kaste zu übertreten.

Wir schliefen unter unserm kleinen Zelt. Es mochte gegen elf Uhr sein, als draußen ein Geräusch wie von Stimmen und über Steine stolpernden Menschen hörbar wurde. Im Augenblick war ich mit meiner Büchse draußen und schrie das gewöhnliche „Palado! Schert euch fort!“, worauf ich als Antwort mehrere mit Schleudern geworfene Steine an mir vorbeisausen hörte, in der Dunkelheit aber nichts sehen konnte. Einer derselben traf das Zelt, und ein Hund bellte wüthend. Ich feuerte einen Schuß in die Luft ab, der die gute Wirkung hatte, einen hastigen Rückzug unserer Feinde, wer sie auch sein mochten, hervorzubringen. Der Hund jedoch wollte nicht gehen. Er blieb draußen und bellte die ganze Nacht, und erst am Morgen, als ich ihm etwas zu fressen gab und ihn nach tibetanischer Art mit dem gebräuchlichen Schmeichelworte „Tschotschu, tschotschu“ streichelte, wurde unser vierfüßiger Feind freundlich, rieb sich an meinen Beinen, als ob er mich sein Leben lang gekannt hätte, und faßte eine besondere Zuneigung für Man Sing, neben dem er sich niederlegte. Von diesem Tage an verließ er unser

Lager nicht mehr und folgte uns überall hin, bis schlimmere Zeiten über uns kamen.

Der Fluß wandte sich zu weit nach Süden; ich beschloß daher, ihn zu verlassen und quer durch das Land zu gehen, besonders auch, weil schwache Spuren eines Pfades zu sehen waren, der in ost-südöstlicher



Tibetanischer Hund.

Richtung über einen Paß führte. Ich folgte diesem Pfade und konnte auf ihm Spuren von Hunderten von Pferdehufen sehen, die jetzt fast gänzlich verwaschen waren. Augenscheinlich war dies der Weg, den die Soldaten eingeschlagen hatten, denen wir auf der andern Seite des Maim-Passes begegnet waren.

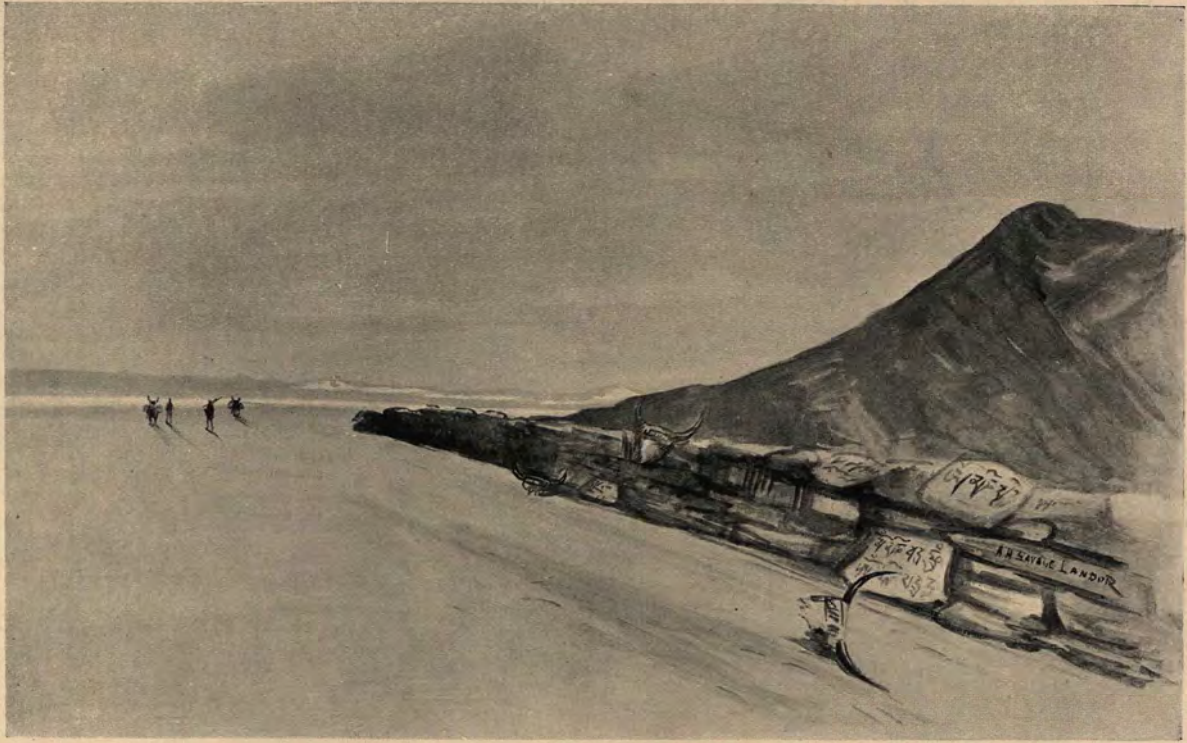
Als wir über den Paß (5410 Meter) gestiegen waren, sahen

wir ein ausgedehntes Thal mit darüber verstreuten kahlen Hügeln vor uns. Gegen Süden bemerkten wir eine 17 Kilometer breite große Ebene, an deren entgegengesetzter Seite sich schneebedeckte Berge erhoben. Vorn ragte in die Ebene ein Hügel hinein, auf dem eine Mani-Mauer stand. Diese Entdeckung machte mich ganz sicher, daß ich auf der Hauptstraße nach Thassa war. Ungefähr 5 Kilometer entfernt in Nordnordwest waren hohe schneebedeckte Berge, und als wir weiter gingen, fanden wir, 16 Kilometer dahinter, einen stattlichen Gebirgszug mit höhern Bergen.

Wir waren zur Hälfte über die wasserlose Ebene gewandert, als wir eine Anzahl Soldaten mit ihren Luntens Flinten entdeckten, die hinter einem entfernten Hügel Verstecken spielten. Sie kamen in einem großen Trupp hervor, um unsere Bewegungen zu beobachten, und zogen sich dann wieder hinter den Hügel zurück. Wir gingen vorwärts; aber als wir noch einen Kilometer von ihnen entfernt waren, verließen sie ihr Versteck und galoppirten fort, Wolken von Staub aufwirbelnd.

Von einem 4940 Meter hohen Hügel, über den der Pfad ging, erblickten wir in 16 Kilometer Entfernung eine Gruppe von sehr hohen schneebedeckten Bergen. Zwischen ihnen und uns stand eine Kette von hohen Hügeln, die von einem Thale durchschnitten wurde, in welchem ein Fluß strömte, der eine große Masse Wassers führte. Wir folgten ihm und überschritten ihn, als wir eine passende Furt gefunden hatten, an einer Stelle, wo der Strom 25 Meter breit war und das Wasser uns bis an die Hüften reichte. Hier fanden wir wieder eine Mani-Mauer mit großen Inschriften auf Steinen. Da der Wind sehr stark und schneidend war, gedachten wir, sie als Schutz zu benutzen.

In dem Winkel zwischen Westsüdwest und Ostsüdost konnten wir in der Ferne einen sehr hohen schneebedeckten Gebirgszug, die große Himalaja-Kette, und niedrigere Hügelzüge in nur 5 Kilometer Entfernung von unserm Lager sehen. Der Fluß, den wir



Straße nach Lhasa.

soeben überschritten hatten, floß in den Brahmaputra. Eine große Anzahl schwarzer Zelte stand in Ostsüdost vor uns; unserer Schätzung nach waren sie drei Kilometer entfernt. Als die Sonne unterging, sahen wir sie sehr deutlich und zählten ungefähr sechzig. In ihrer Nähe konnte man Hunderte von schwarzen Yaks bemerken.

Zu unserm Erstaunen waren sie am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang alle verschwunden, und wir konnten auch, als wir in der



Luftspiegelung.

Richtung marschirten, wo wir sie am Abend vorher gesehen hatten, keine Spuren von ihnen finden. Ich glaube, daß wir es mit einer Luftspiegelung zu thun gehabt hatten.

Als wir ungefähr 25 Kilometer weiter über eine grasbedeckte Ebene gegangen waren, die im Nordosten durch den von Nordwesten nach Südosten streichenden Gebirgszug begrenzt war, und in Ostnordost, ungefähr 8 Kilometer von uns, hochragende schneebedeckte Gipfel hatten, kamen wir schließlich an einen sehr großen tibetanischen

Lagerplatz von über achtzig Zelten, in einer Höhe von 4770 Meter. Sie waren an dem Ufer eines Nebenflusses des Brahmaputra aufgeschlagen, der westlich an dem Lager vorbeifließt, nachdem er in der Ebene einen großen Bogen beschrieben hat. Acht Kilometer davon, in dem von Nordwesten nach Ostnordost beschriebenen Bogen, erhob sich die Bergkette, die ich schon immer bemerkt hatte. Hier wurden aber die Gipfelhöhen allmählich immer geringer, sodaß die Bezeichnung „Hügelzug“ besser für sie passen würde als der Name „Bergkette“. Hinter ihr jedoch ragten viel höhere schneebedeckte Gipfel empor.

Einunddreißigstes Kapitel.

Im Zeltlager.

Wir steuerten kühn auf das Lager los. Zuerst verursachte unser Näherkommen eine große Bewegung; hastig wurden Daks und Schafe vor uns hinweggetrieben, während Männer und Frauen in scheinbar großer Aufregung in die Zelte hinein- und wieder herausstürzten. Acht oder zehn Männer kamen zögernd vorwärts und baten uns, in das Innere eines großen Zeltes einzutreten. Sie wünschten, wie sie sagten, mit uns zu sprechen, und wollten uns gern Thee anbieten. Da ich Verrath argwöhnte, nahm ich ihre Einladung nicht an, sondern ging quer durch das Lager und machte erst ungefähr 300 Meter jenseits desselben halt. Nachher begaben Tschanden Sing und ich uns auf eine Runde durch alle Zelte, bemüht, Nahrungsmittel einzukaufen, aber auch um zu zeigen, daß, wenn wir uns vorher geweigert hatten, in ein Zelt einzutreten, dies keineswegs aus Furcht geschehen sei, sondern nur, weil wir uns nicht gern in einer Falle fangen lassen wollten.

Unsere Besuche in den verschiedenen Golvingtschas oder Gurr waren interessant genug.

Die Zelte waren sehr geschickt construirt und den Verhältnissen des Landes, in dem sie zur Anwendung kamen, ausgezeichnet angepaßt. Auch die verschiedenen Einrichtungsgegenstände im Innern zogen meine Aufmerksamkeit auf sich. Von schwarzer Farbe, waren die Zelte aus Dakhaaren gewebt, deren natürliche Fettigkeit sie vollständig wasserdicht

machte. Sie bestanden aus zwei Stücken dieses dicken Stoffes, die an jedem Ende des obern Zelttheiles von zwei Pfählen getragen wurden; oben hatten sie eine längliche Oeffnung, durch die der Rauch des in der Hütte brennenden Feuers entweichen konnte. Die Grundfläche der größern Zelte ist ein Oval; das Dach befindet sich gewöhnlich ungefähr zwei Meter hoch über dem Boden und wird vermittels langer Stricke, die über hohe Pfähle gehen und mit Pflocken in der Erde befestigt sind, sehr straff gespannt gehalten. Man verwendet



Schwarzes Zelt.

hierzu hölzerne und eiserne Pflocke, von denen sehr viele nöthig sind, um das Zelt ringsherum so fest und dicht am Boden zu halten, daß es seine Bewohner gegen die scharfen Winde der Hochebene schützt. Hohe Stangen, gewöhnlich vier, mit weißen fliegenden Gebeten sind vor jedem Zelte zu sehen, oder auch in jeder Himmelsgegend eine, wobei der Osten als Ausgangspunkt genommen wird.

Rings um das Innere der größern Zelte wird eine zwei bis drei Fuß hohe Erdmauer aufgeführt, die den Zweck hat, noch mehr gegen Wind, Regen und Schnee zu schützen. Manchmal werden diese



Im Innern eines tibetischen Zelttes.

Mauern aus getrocknetem Mist hergestellt, der mit der Zeit als Brennmaterial verwendet wird. Zum Betreten des Zeltes sind zwei Oeffnungen vorhanden, an jedem Ende eine; doch wird die gegen den Wind gerichtete immer mittelst Desen und hölzerner Kiegel verschlossen gehalten.

Der Tibetaner ist ein geborener Nomade und wechselt seinen Wohnsitz mit den Jahreszeiten oder je nachdem er Weideplätze für seine Yaks und Schafe finden kann; aber wenn er auch keine feste Wohnung hat, versteht er doch, es sich behaglich zu machen, und führt alles mit sich, dessen er bedarf. So fängt er z. B. damit an, sich in der Mitte seines Zeltes einen Goling, einen Herd aus Erde und Steinen, zu bauen, der einen Meter hoch, anderthalb lang und einen halben Meter breit ist und zwei, drei oder mehr Zuglöcher hat. Mit dieser sinnreichen Einrichtung bringt er es fertig, die Verbrennung des getrockneten Mistes zu beschleunigen, der das schwierigste Brennmaterial ist. Auf der obern Seite dieses Ofens wird ein passender Platz für die verschiedenen Kaffangs, die großen messingenen Töpfe und Schalen, gemacht, in denen der Ziegelthee, nachdem er in einem steinernen oder hölzernen Mörser regelrecht zerstampft worden ist, gekocht und mit einem langen Messinglöffel umgerührt wird. Ein tragbares eisernes Gestell, auf welches sie die heißen Gefäße, in denen der Thee gebraut worden ist, setzen, wenn sie dieselben vom Feuer nehmen, liegt gewöhnlich irgendwo im Zelte umher. Dicht daneben steht der Torzum oder Tongbo, ein cylindrisches hölzernes Butterfaß mit einem Deckel, durch den ein Stempel geht. Man gebraucht es, um darin den Thee mit Butter und Salz in derselben Weise zu vermischen, die ich als bei den Schokas üblich schon weiter oben beschrieben habe.



Tongbo.

Die hölzernen Becher oder Schalen, deren sich die Tibetaner bedienen, werden Pufu, Fruh oder Cariel genannt; aus ihnen wird auch Tsamba gegessen, nachdem man Thee darauf gegossen und das Gemisch mit mehr oder weniger schmutzigen Fingern zu einem Teig verarbeitet hat. Oft werden noch Extraktlumpen Butter und sogar Stückchen Tschura (Käse) mit diesem Teig vermischt. Die reichern Leute (Beamten) schwelgen in Mehl und Reis, die aus Indien eingeführt werden, und in Kassur, getrockneten Früchten (Datteln und Aprikosen) von geringer Qualität. Der Reis wird zu einer Art Suppe gekocht, die Tulpä genannt wird; es ist dies ein großer Luxus, den



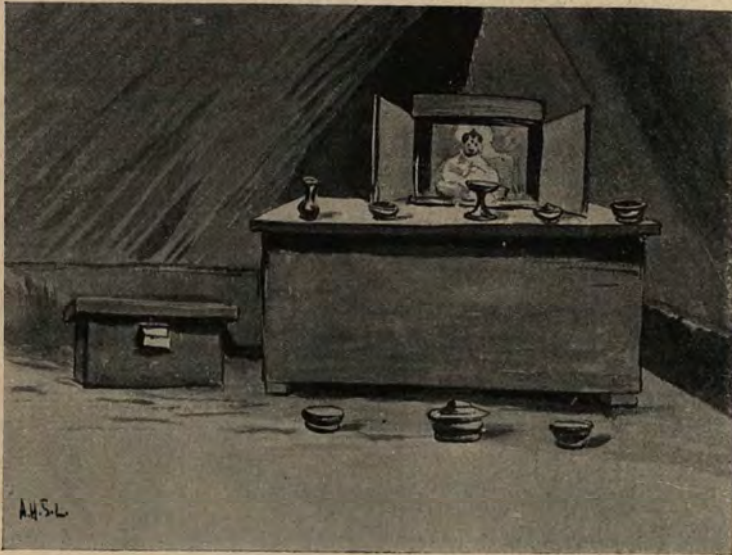
Tongbo, auseinandergenommen.

man sich nur bei sehr hervorragenden Gelegenheiten erlaubt, wobei auch andere, ebenso geschätzte Leckerbissen, wie Gimakara (Zucker) und Schelkara (weißer Lumpenzucker) gegessen werden. Fleisch lieben sie sehr, wenn auch nur einige sich solchen Luxus gestatten können. Wildpret, Yak- und Schafffleisch gelten als ausgezeichnete Nahrung, und die in Stücke geschnittenen Fleischtheile und Knochen werden mit einer reichlichen Menge von Salz und Pfeffer in einem Kessel gekocht. Die verschiedenen Insassen eines Zeltes tauchen die Hände in den Topf, und wenn sie ein passendes Stück herausgezogen haben, zerren sie mit den Zähnen und Fingern daran herum; selbst der Knochen wird zermalmt und ebenso wie das Fleisch gegessen. Auf meine Frage, warum sie dies thäten, antworteten die Tibetaner, daß Fleisch, ohne Knochen gegessen, schwer zu verdauen sei.

Gewöhnlich sind die tibetanischen Zelte mit einigen Tildih, groben Matten, ausgestattet, die um den Herd liegen und den Leuten als Sitzplätze dienen; neben dem Zelteingang steht ein Dahlo oder Korb, in welchem der gesammelte Mist aufbewahrt wird. Paarweise gebraucht sind diese Dahlos sehr bequem an die Packsäcke zu binden, zu welchem Zweck sie auch besonders gemacht werden. Ferner stehen nahe an den Wänden des Zeltes die Tsamgo oder Säcke mit Tsamba

und die Dongmo oder Buttertöpfe. Zwischen Massen von Schaffellen und Decken sieht man auch die kleinen hölzernen Kästen, in denen der Vorrath an Butter unter Schloß und Riegel gehalten wird.

Das erste jedoch, was einem beim Betreten eines tibetischen Zeltes ins Auge fällt, ist das Tschokfah oder der Tisch, auf dem Lichter und Messingschalen mit den Opfergaben für den Tschogan stehen, den vergoldeten Gott, an den die Bewohner des Zeltes ihre



Zeltaltar.

Morgen- und Abendgebete richten. Gebetsräder und Rosenkranzschnüre sind reichlich vorhanden, und die den Männern gehörenden langen Luntens Flinten sieht man aufrecht an die Pfähle gebunden und mit ihren hohen Stützen aus der Oeffnung in dem Zelt dache weit hervorragen. Die Speere werden auf dieselbe Art befestigt; die Schwerter und die kleinern Messer führt der Besitzer den ganzen Tag bei sich und legt sie nachts neben sich auf den Boden.

Die Eingeborenen waren sehr höflich und gesprächig. Trotzdem

sie unter dem Vorwand, daß sie sogar für sich selbst nichts zu essen hätten, sich weigerten, uns Nahrungsmittel zu verkaufen, ging ihre Freundlichkeit doch so sehr über meine Erwartung, daß ich zuerst Verrath fürchtete. Aber Verrath oder nicht, hielt ich es doch für das Beste, so viel zu sehen und zu hören, als ich konnte, solange ich dort war.

Männer und Weiber bildeten einen Kreis um uns, und bei der Beantwortung meiner Fragen schien das schöne Geschlecht weniger schüchtern als das starke. Nicht nur in diesem Lager, sondern auch in allen andern fiel mir besonders die geringe Zahl von Frauen auf, die man in Tibet sieht. Dies hat seinen Grund nicht etwa darin, daß sie in Abgeschlossenheit gehalten werden; denn die Damen des verbotenen Landes scheinen im Gegentheil in allem ihren Willen zu haben. Sie sind thatsächlich in der Minderheit, da nach einer ungefähren Schätzung, die jedoch durch die Angaben eines freundlichen Lamas unterstützt wurde, das Verhältniß in der Bevölkerung so ist, daß auf jede Frau 15—20 Männer kommen; nichtsdestoweniger bringt es das schöne Geschlecht in Hundes fertig, die männliche Majorität aufs beste zu beherrschen, wobei es ein gutes Werkzeug in den Händen der Lamas ist.

Man kann von der tibetanischen Frau, gleichviel ob sie eine Dame, eine Hirtin oder eine Räuberin ist, nicht sagen, daß sie irgendetwas Einnehmendes an sich habe. In der That ist mir das Glück nicht zutheil geworden, eine einzige schöne Frau im Lande zu sehen, wenn ich auch natürlich Frauen gesehen habe, die weniger häßlich waren als andere. Bei dem angehäuften Schmutz, der von Geburt an von Seife, Waschen oder Baden ganz verschont bleibt, bei dem Beschmieren der Nase, der Wangen und der Stirn mit schwarzer Salbe, die das Aufspringen der Haut im Winde verhüten soll, und bei dem unangenehmen Geruch, der den nie gewechselten Kleidern entströmt, bleibt wirklich wenig übrig, was die tibetanische Frau anziehend machen könnte.



Tibetanische Weiber und Kinder.

Und doch, wenn man den ersten Ekel und die ersten Bedenken überwunden hat, besigt die Tibetanerin, aus der Entfernung gesehen, ihre eigenen Reize. Sie hat einen schönen Gang, denn sie ist daran gewöhnt, schwere Lasten auf dem Kopfe zu tragen; und wenn der Hals nicht gewöhnlich zu kurz und dick wäre, um graziös zu sein, würde ihr Kopf auch hübsch auf den Schultern sitzen. Der Körper und die Gliedmaßen sind von großer Muskelstärke und gut entwickelt, doch fehlt es ihnen gewöhnlich an Festigkeit, ein Umstand, der ohne Zweifel übermäßigen Genüssen zuzuschreiben ist. So sieht man auch, wenn sie sich der Sitte gemäß bis an die Taille entblößen, daß ihre Brüste schlaff und hängend sind. Im allgemeinen ist die Tibetanerin von starkem Körperbau und zur Corpulenz geneigt. Ihre Hände und Füße lassen Stärke und rohe Kraft erkennen, aber an den Fingern ist weder Gewandtheit noch Gelenkigkeit zu bemerken und daher auch keine Geschicklichkeit für feine oder zierliche Arbeit.

Trotzdem ist die tibetanische Frau dem tibetanischen Manne weit überlegen. Sie hat ein besseres Herz, mehr Muth und einen bessern Charakter als er. Unzähligemal, wenn die über alle Begriffe furchtsamen Männer bei unserm Näherkommen davonliefen, blieben die Frauen zur Beaufsichtigung der Zelte zurück, und wenn sie auch keineswegs kaltblütig und gefaßt waren, so verließen sie ihren Posten doch sehr selten. —

Auch bei dieser Gelegenheit, wo alle freundlich waren, schienen die Frauen viel weniger scheu als die Männer, und plauderten ungezwungen und unaufhörlich. Sie überredeten ihre Herren und Gebieter sogar, uns etwas Tsamba und Butter zu verkaufen.

Die tibetanischen Frauen tragen wie die Männer Hosen und Stiefel und darüber ein langes gelbes oder blaues Kleid, das bis auf die Füße hinabreicht. Sehr merkwürdig ist ihr Kopfschmuck: das Haar wird sorgfältig in der Mitte gescheitelt und bis zu den Ohren mit zerschmolzener Butter fest an die Kopfhaut geklebt, um dann ringsherum in unzählige kleine Zöpfe geflochten zu werden, an welche die

Tschukti, drei Streifen von schwerem rothem und blauem Tuch, befestigt werden, die mit Korallen- und Malachitperlen und mit Silber-



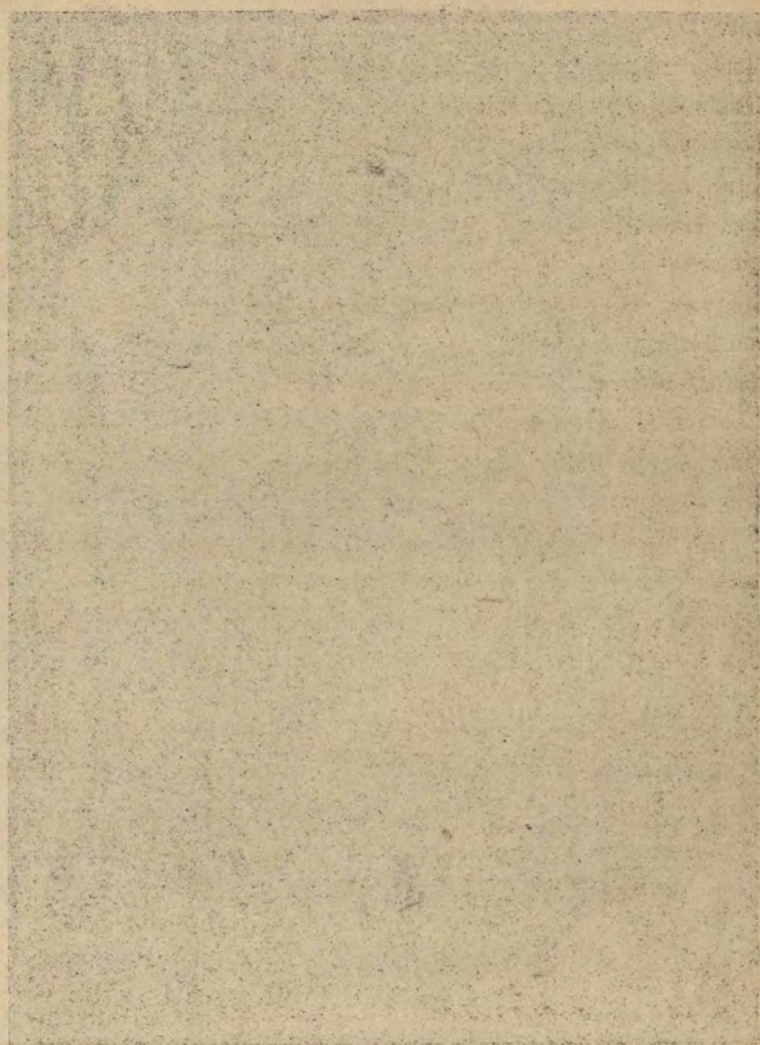
Tibetanerin mit Tschukti.

münzen verziert sind und von den Schultern bis zu den Hacken hinabreichen. Auf diesen Schmuck schienen die Frauen sehr stolz zu sein, und sie entfalteten viel Koketterie, um unsere Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Es befriedigte sie anscheinend sehr, als wir ihn bewunderten. Bei den wohlhabendern Damen hängt ein kleines Vermögen über den Rücken herab: denn alles, was sie an Geld und Werthsachen erworben oder erspart haben, wird auf die Tschukti genäht. An dem untern Ende der Tschukti sind eine, zwei oder drei Reihen kleiner messingener oder silberner Glöckchen befestigt. Daher wird das Klagen der tibetanischen Damen, die dieser

Mode huldigen, durch das Läuten ihrer Glöckchen angekündigt; ein seltsamer Gebrauch, dessen Ursprung die Damen mir nicht anders erklären konnten, als daß sie sagten, er sei hübsch und gefalle ihnen.



Frau aus Chassa.



Die hier beigelegte Abbildung einer reisenden tibetanischen Dame aus Chassa wurde in Tucker aufgenommen. Sie trug ihr Haar, das von abnormer Stärke und Länge war, in einem einzigen ungeheuern Popf, und rings um den Kopf zog sich wie ein Heiligenschein ein kreisförmiger hölzerner Kopfsputz, auf dessen äußerem Theile Perlen von Korallen, Glas und Malachit befestigt waren. Das ganze Arrangement war so schwer, daß es, trotzdem es gut auf den Kopf paßte, doch durch Schnüre gehalten werden mußte, die theils an das Haar gebunden wurden, theils über den Kopf gingen. Zur Seite des Kopfes hingen an den Ohren und dem Haare ein Paar sehr großer silberner, mit Malachit eingelegter Ohringe und rings um den Hals drei lange Perlenchnüre mit silbernen Spangen.

Häufig wird auch ein loser silberner Kettengürtel ziemlich tief unterhalb der Taille getragen, und Ringe und Armbänder sieht man fast immer.

Je nach dem Wohnorte und der Lebensstellung der Trägerin kommen natürlich in den Gewändern und dem Schmuck der Damen bedeutende Modificationen vor, doch die Hauptzüge ihrer Kleidung sind thatsächlich überall dieselben.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Heirath und Tod.

Es ist wohlbekannt, daß die Tibetaner die Vielmännerei und die Vielweiberei gesetzlich anerkennen. Ueber die eigentliche Form dieser Ehegebräuche ist jedoch bisher nur sehr wenig zu uns gedrungen, und die nachstehenden Einzelheiten werden deshalb, so erschreckend sie auch, vom europäischen Standpunkt aus betrachtet, erscheinen mögen, nicht ohne Interesse sein.

Zu allererst möchte ich bemerken, daß es unter den unverheiratheten Frauen der mittlern Klassen in Tibet nichts gibt, was einem Sittengesetz ähnlich sähe. Deshalb ist es vom tibetanischen Gesichtspunkt aus nicht leicht, eine unmoralische Frau zu finden. Trotz dieser Lage der Dinge ist das Verhalten der Frauen besser, als man erwarten könnte. Wie die Schoka-Mädchen besitzen sie neben einer gewissen Zurückhaltung eine wunderbare Einfachheit des Betragens, die sehr angenehm ist, namentlich für den tibetanischen Jüngling, der, von den Reizen eines Mädchens angezogen, plötzlich entdeckt, daß seine Liebelei mit ihr, fast ehe sie noch begonnen hat, ein festes Verhältniß geworden ist. Der Sitte gemäß bittet er seinen Vater und seine Mutter, ihn nach dem Zelte der Dame seines Herzens zu begleiten, wo ihre Verwandten, die von dem ihnen bevorstehenden Besuche schon in Kenntniß gesetzt worden sind, auf Decken und Matten sitzend die Ankunft der Gäste erwarten.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeiten und Verbeugungen bittet der Vater des jungen Mannes ohne weiteres für seinen Sohn um die Hand der jungen Dame, und wenn die Antwort günstig ist, legt der Freier ein viereckiges Stückchen Jakbutter auf die Stirn seiner Verlobten. Sie thut dasselbe mit ihm, und damit wird die Heirathsceremonie als erledigt betrachtet: das butterbestrichene Paar ist Mann und Frau.

Wenn sich ein Tempel in der Nähe befindet, werden Kata, Speisen und Geld den Göttern dargebracht, und die Betheiligten gehen rings um das Innere des Tempels. Sollte kein Kloster nahe sein, so umschreiten Gatte und Gattin den nächsten Hügel, und in Ermangelung eines solchen das Zelt, wobei sie immer von links nach rechts gehen. Diese Ceremonie wird mit Gebeten und Opfern vierzehn Tage hindurch täglich wiederholt, während zugleich Wein-Libationen und allgemeine Schmausereien stattfinden; danach bringt der Gatte seine bessere Hälfte in sein Zelt.

Die Vorschriften hinsichtlich der Werbung sind in Tibet nicht sehr streng, doch wird der Verkehr mit Mädchen als ungesetzlich betrachtet, und in gewissen Fällen haben die Betheiligten, wenn sie entdeckt werden, nicht nur Schmach und Schande zu leiden, sondern es werden dem Manne auch gewisse Bußen auferlegt, von denen die schwerste darin besteht, daß er der jungen Dame ein Kleid und Schmuckfachen schenken muß. Wenn es sich um vornehme Leute handelt, wird die Frage gewöhnlich zu allseitiger Zufriedenheit dadurch gelöst, daß der Mann das Mädchen heirathet und allen ihren Verwandten und Freunden mit Grazie Geschenke von „Schleiern der Freundschaft“ sowie Gewaaren darbringt.

Als heiratsfähiges Alter nimmt man bei den Frauen 16, bei den Männern 18 oder 19 Jahre an.

Wenn ein tibetanisches Mädchen heirathet, so tritt sie dadurch nicht in einen Ehebund mit einem einzigen Manne, sondern auf die nachstehend beschriebene, etwas complicirte Weise auch mit seiner ganzen Familie.

Wenn ein ältester Sohn eine älteste Schwester heirathet, werden alle Schwestern der Braut seine Gattinnen. Sollte er jedoch damit anfangen, die zweite Schwester zu heirathen, dann werden nur die Schwestern von der zweiten abwärts sein Eigenthum. Heirathet er die dritte, gehören ihm alle von der dritten abwärts, und so weiter. Ebenso werden, wenn der Bräutigam Brüder hat, diese alle als Gatten von ihres Bruders Frau betrachtet und leben mit ihr sowol wie auch mit ihren Schwestern, wenn sie solche hat, zusammen.

Dieses System ist nicht einfach und gewiß nicht sehr erbaulich; und besäßen die tibetanischen Frauen nicht so viel Einsicht, so würde es zu endlosen Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten führen. Aber diese Einrichtung scheint, wol weil sie ein altes Herkommen ist, bei den tibetanischen Männern und Frauen ebenso gute Dienste zu thun wie jede andere Art von Ehe.

Ich erkundigte mich, was in dem Falle geschehen würde, wenn ein Mann eine zweite Schwester heirathete und so Gattenrechte an allen ihren jüngern Schwestern erhielt, und dann ein anderer Mann käme und ihre ältere Schwester heirathete? Würden die Frauen des ersten Mannes auch die Frauen des zweiten werden? Nein, sondern der zweite Mann würde sich mit nur einer Frau begnügen müssen. Wenn die zweitälteste Schwester jedoch Witwe würde und ihr verstorbener Gatte keine Brüder hätte, dann würde sie das Eigenthum des Mannes der ältesten Schwester werden und mit ihr alle andern Schwestern.

Man darf aus diesen seltsamen Ehegesetzen nicht schließen, daß unter den Männern und Frauen in Tibet keine Eifersucht herrsche. Im Gegentheile sind Unannehmlichkeiten, die aus dieser Ursache hervorgehen, in tibetanischen Häusern häufig. Die Frau ist aber, wie ich schon sagte, klug und macht es möglich, ihr Leben in einer für alle befriedigenden Weise einzurichten. Wenn ihr Mann mehrere Brüder hat, schickt sie dieselben mit verschiedenen Aufträgen nach allen Richtungen hin, um nach Yaks oder Schafen zu sehen oder Handel

zu treiben, mit Ausnahme des einen, der während dieser Zeit ihr Gatte ist; er muß dann, wenn ein anderer zurückkehrt, seinen Platz verlassen und wieder Junggeselle werden, und so weiter, bis alle Brüder im Laufe des Jahres eine gleich lange Periode des Zusammenlebens mit ihrer gemeinschaftlichen Gattin gehabt haben.

Das tibetanische Gesetz, das freilich nur selten befolgt wird, hat strenge Clauseln, die das Verhalten der Eheleute regeln. Solange die Sonne über dem Horizont steht, ist ihnen keine Annäherung erlaubt, und auch in gewissen Abschnitten und Zeiten des Jahres, so z. B. im Hochsommer und im tiefsten Winter, ist sie verboten.

Die Art, wie man in Tibet die Zugehörigkeit der Kinder feststellt, ist entschieden eigenartig. Vorausgesetzt, daß ein verheiratheter Mann mehrere Kinder und zwei Brüder hat, gehört das erste Kind ihm, das zweite seinem ersten Bruder, das dritte seinem zweiten Bruder, während das vierte wieder des ersten Mannes Kind sein würde.

Die Ehescheidung ist sehr schwierig und bringt endlose Complicationen mit sich. Ich fragte eine tibetanische Dame, was sie thun würde, falls ihr Gatte sich weigerte, noch länger mit ihr zu leben.

„Warum hast du mich geheirathet, würde ich zu ihm sagen“, rief sie aus. „Du hast mich gut, schön, verständig, klug und zärtlich gefunden. Jetzt beweiße mir, daß ich das alles nicht bin!“

Diese bescheidene Rede würde, wie sie glaubte, vollständig genügen, jeden Ehemann wieder zur Vernunft zu bringen; aber trotz alledem finden es viele Tibetaner doch angezeigt, ihre Frauen gelegentlich zu verlassen und in irgendeine entfernte Provinz oder über die Grenze durchzugehen, wenn diese nahe ist.



Tibetanerin mit Kind.

Ein sehr peinlicher Fall kam vor dem Gerichtshof des Jong Pen von Taklatot zur Verhandlung. Der Gatte einer tibetanischen Frau war gestorben, und sie, die sich in einen schönen jungen Mann verliebt hatte, der etwa zwanzig Jahre jünger war als sie, heirathete diesen. Der Bruder ihres ersten Gatten jedoch kam den weiten Weg von Thassa her und beanspruchte sie als seine Frau, trotzdem er schon eine schönere Hälfte und eine große Familie besaß. Sie wollte aber nichts davon hören, den Gatten ihrer Wahl zu verlassen, und so kam nach endlosen Scenen zwischen ihnen der Fall vor den Jong Pen von Taklatot. Das tibetanische Gesetz war gegen sie, da sie diesem zufolge entschieden ihrem Schwager gehörte. Aber das Geld ist im Lande der Lamas mächtiger als das Gesetz.

„Zur Beruhigung aller kannst du die Sache auf folgende Weise in Ordnung bringen“, war der Rath des Jong Pen. „Du kannst deinen Besitz an Geld und Gut in drei gleiche Theile theilen. Den einen sollen die Lamas haben, den andern der Bruder deines ersten Gatten.“

Die Frau willigte ein; aber als sie zwei Theile ausgezahlt hatte und auf Frieden hoffte, erhob der Jong Pen zu ihrem großen Verdruß die Frage, warum sie ein Drittel des Vermögens behalten solle, wenn sie doch nicht mehr zur Familie des Verstorbenen gehöre. Darauf hin wurde sofort der Befehl gegeben, sie ihres ganzen Besitzes zu berauben.

Die Frau war jedoch schlau genug, die Offiziere des Jong Pen zu betrügen; sie packte ihr Zelt und all ihr Hab und Gut zusammen, ging bei Nacht still über die Grenze und stellte sich unter britischen Schuß.

Der Ehebruch ist nichts Seltenes, und die Lamas, die der Mehrzahl nach im Cölibat leben sollen, aber ihr Gelübde nicht immer halten, sind dabei die am häufigsten Schuldigen. Sie werden natürlich nie bestraft; wenn aber der Schuldige ein Laie ist, so muß er dem ersten Gatten der Frau eine feinen Mitteln entsprechende Ent-



Tibetanische Kinder.

schädigung und eine Anzahl von Waaren leisten, die von den Be-
theiligten und ihren Freunden, oder, wenn man es verlangt, durch das
Gesetz bestimmt werden.

Eine wirklich strenge Strafe wird nur in dem Falle auferlegt,



Die Witwe aus Tassatot.

wenn die Frau eines hohen Beamten mit einem Manne niedern Ranges
durchgeht. Die Frau wird zur Strafe ihrer Untreue gepeitscht; ihr
Gatte fällt in Ungnade, und ihr Liebhaber wird aus der Stadt oder
dem Lagerplatze ausgewiesen.

Gewöhnlich genügen aber Geschenke von Kleidern, Tsamba, Tschura,

Guram, Kassur (getrocknete Früchte) und Wein, die von den unvermeidlichen Kata begleitet sind, um den Zorn des beleidigten Gatten zu besänftigen.

Die Landesgesetze erlauben es übrigens hohen Beamten und einigen wohlhabenden Leuten, die sich nicht mit einer Frau begnügen, so viele Nebenfrauen zu halten, als ihre Mittel ihnen gestatten. —

Die tibetanischen Leichenbegängnisse sind interessant, aber sie gleichen denen der Schokas, die ich ausführlich beschrieben habe, so genau, daß ein eingehender Bericht über sie nur eine Wiederholung dessen sein würde, was ich dort schon gesagt habe.

Was jedoch die Bestattung der Leiche selbst betrifft, so haben die Tibetaner dabei ihre eigenen, seltsamen Gebräuche. Infolge der großen Knappheit des Brennmaterials ist die Leichenverbrennung das ungebräuchlichste Verfahren, das nur, wenn es sich um wohlhabende Leute oder um Lamas handelt, angewendet und dann in genau derselben Art vollzogen wird wie bei den Schokas. Eine andere, gewöhnlichere Art der Bestattung ist, den Leichnam zusammenzuklappen, ihn in Häute einzunähen und dann mit der Strömung eines Flusses fortzutreiben zu lassen. Das am meisten übliche Verfahren aber ist die Ceremonie, die ich in Nachstehendem schildere.

Der Körper des Verstorbenen wird auf die Spitze eines Hügelns getragen, wo die Lamas gewisse Beschwörungsformeln und Gebete sprechen. Dann zieht sich die Menge, nachdem sie siebenmal um den Todten herumgegangen ist, in eine gewisse Entfernung zurück, damit die Raben und Hunde den Leichnam in Stücke reißen können. Es gilt als glückbringend für den Verstorbenen und seine Familie, wenn der größere Theil des Leichnams nur von Vögeln verzehrt wird; ausschließlich Hunde und wilde Thiere kommen, wie die Lamas sagen, wenn der Verstorbene während seines Lebens gesündigt hat. Jedenfalls beobachtet man die fast vollständige Zerstörung des Leichnams eifrigst, und im passenden Augenblick kehren die Lamas und die ver-

sammelte Menge, ihre Gebetsräder drehend und „Om mani padme hum“ murmelnd, zu dem Körper zurück, den sie nun wieder siebenmal und zwar von links nach rechts umschreiten. Nur bei der Sekte der Bombos werden diese Rundgänge in der umgekehrten Richtung ausgeführt und auch die Gebetsräder von rechts nach links gedreht. Dann kauern sich die Verwandten ringsherum, die Lamas setzen sich dicht neben den Leichnam und schneiden mit ihren Dolchen das noch übriggebliebene Fleisch in Stücke. Der Oberlama ißt den ersten Bissen, danach genießen unter Murmeln von Gebeten auch die andern Lamas davon; dann werfen sich die Verwandten und Freunde über das jetzt fast gänzlich entblößte Skelett, um die letzten Stückchen Fleisch abzutragen, die sie gierig verschlingen. Dieses Mahl von Menschenfleisch wird fortgesetzt, bis die Knochen trocken und rein sind!

Der Sinn dieser gräßlichen Cere-

monie ist der, daß der Geist des Verstorbenen, von dessen Leib man ein Stück verschlungen hat, einem für immer freundlich gesinnt bleiben wird. Wenn Vögel und Hunde davon gefressen haben, ist dies ein Zeichen, daß der Körper gesund ist. Kann man diese kannibalischen Neigungen der Tibetaner auch nur mit größtem Ekel betrachten, so sind sie eben doch nichts anderes als ein freilich im höchsten Grade widerlicher ritueller Gebrauch.

Die Lamas sollen eine besondere Gier nach Menschenblut haben, das, wie sie sagen, ihnen Kraft, Geist und Stärke verleiht. Wenn sie Wunden ausfaugen, die nicht vergiftet sind, trinken sie das Blut, und bei gewissen Gelegenheiten werden auch Wunden nur zu dem Zwecke beigebracht, um das Blut ausfaugen zu können. Zu andern Zeiten werden auch die aus Menschen Schädeln geschnittenen Becher, die sich in allen Klöstern finden, mit Blut gefüllt, und die Lamas stillen dann der Reihe nach ihren Durst daraus.

Aber genug hiervon! Es ist widerwärtig, darüber zu schreiben;



Becher aus einem Menschenschädel.

aber dieses Buch würde unvollständig sein, wenn der Kannibalismus der Tibetaner keine Erwähnung fände.

Wenn ein heiliger Lama oder ein vom Volke sehr geachteter alter Mann stirbt, werden entweder Theile von dem Fleische oder, wenn die Verbrennung stattgefunden hat, etwas von seiner Asche aufbewahrt und in einem zu dem Zwecke errichteten Tschokden untergebracht; nach der Zahl dieser Bauwerke zu schließen, die man über ganz Tibet verstreut findet, fühlt man sich geneigt zu glauben, daß die halbe Bevölkerung des Landes aus Heiligen bestanden haben muß, oder auch daß das Maß der Heiligkeit in dem heiligen Lande der Lamas nicht gerade übermäßig hoch ist!

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Das Moskitolager.

Als wir am Morgen aus unserm Zelte herauskamen, bemerkten wir unter den Tibetanern eine ungewöhnliche Bewegung. Eine große Anzahl berittener Leute mit Luntenslinten kamen an, und andere ebenso Bewaffnete traten sogleich aus den Zelten, um sich mit ihnen zu vereinigen. Sie schienen alle sehr erregt; aber ich hatte ein wachsameres Auge auf sie, während ich mein Essen kochte. Im ganzen waren es ungefähr 200 Soldaten; alle waren malerisch gekleidet. Dem Anschein nach waren sie gute Reiter, und wie sie jetzt in einer Linie auf uns zuritten, sahen sie gut aus. In einiger Entfernung von uns hielten sie und stiegen von ihren Pferden. Die Offiziere kamen kühn auf uns zugeschritten, von einem kräftigen Burschen in einem schönen Schaffellrocke angeführt. Sein Auftreten war sehr anmaßend, und er schenkte sich sogar die gewöhnlichen Begrüßungen. Ich stand auf; er trat ganz dicht heran und schüttelte die Faust gegen mich.

„Kiu mahla lokhna nga rah luck tiba tangan. Ich will dir eine Ziege oder ein Schaf geben, wenn du zurückgehst“, sagte der Tibetaner mit verächtlicher Miene.

„Kiu donna nga di tangan. Und ich gebe dir dies, damit du zurückgehst“, war meine schnelle Antwort, indem ich ihm einen unerwarteten, direct aus der Schulter geführten Stoß versetzte, der ihn platt auf den Rücken fallen und auf dem Boden zappeln ließ.

Das tibetanische Heer, das mit seiner gewöhnlichen Vorsicht die Ereignisse aus respectvoller Entfernung beobachtete, hielt es nun für gerathen, einen schnellen Rückzug anzutreten. Ganz unverletzt, aber wie ein Kind schreiend, rannte der Offizier schleunigst fort. Wir verzehrten unser Essen und dachten nur wenig an unsern Sieg. Bis jetzt hatten sich ja die Tibetaner mit so verächtlicher Feigheit benommen, daß wir uns zu unsern leichten Erfolgen kaum beglückwün-



„Und ich gebe dir dies, damit du zurückgehst.“

schen konnten. Uns kam das Gefühl, als ob wir wirklich überhaupt keinen Feind vor uns hätten, und dadurch wurden wir etwas unvorsichtig. —

Unser Marsch war jetzt verhältnißmäßig leicht; er führte über eine breite grasbedeckte Ebene, über die wir ohne weiteres Hinderniß in südöstlicher Richtung vorwärts gingen, wobei wir nordnordöstlich einen hohen Schneegipfel und nordöstlich von uns einen niedrigen Paß in dem Gebirgszuge bemerkten. Gerade vor uns ragte in weiter Ferne ein sehr hohes Gebirge auf; zwischen ihm und uns waren niedrige Hügel. Als wir um einen dieser isolirten Hügel herumgingen,

fanden wir an seinem Fuße wieder eine größere, ziemlich lange Mauer mit zahllosen Inschriften jeden Alters und jeder Größe auf Steinen, Knochenstücken, Schädeln und Hörnern. Weiter in Süden standen drei kleinere und zwei größere spitze Hügel.

Die Soldaten, die wir bei unserm letzten Lagerplatze in die Flucht geschlagen hatten, waren in der Richtung, die wir jetzt verfolgten, weiter gegangen, und wir schritten den ganzen Weg in den Spuren ihrer Pferde.

Wir mußten wieder einen Fluß und eine ganze Menge von Bächen überschreiten. Es wurde uns lästig, jedesmal zum Durchwaten Schuhe und Kleider auszuziehen zu müssen, weshalb wir die Kleider in einem Bündel auf die Faks banden und den Rest des Nachmittags nach der von den Jakiren angenommenen Art barfuß und mit nichts als einem Lendentuch bekleidet weiter wanderten.

Die Sonne war außerordentlich heiß, der Boden sumpfig und die Luft dicht mit riesigen Moskitos angefüllt, die uns das Leben zur Last machten. Vom Kopf bis zum Fuß waren wir mit Stichen bedeckt, und der dadurch verursachte Hautreiz war höchst quälend; wir waren alle ganz geschwollen. Auf dem rechten Ufer eines großen Flusses in 4755 Meter Höhe machten wir halt und gaben der Stelle den Namen „Moskitolager“. Bei Sonnenuntergang vermehrte sich die Zahl der Moskitos so sehr, daß wir fast wahnsinnig wurden, aber glücklicherweise fiel das Thermometer in dem Augenblick, als die Sonne verschwand, auf $+1^{\circ}\text{C.}$, und so hatten wir eine ruhige Nacht.

Abends sahen wir eine Anzahl von Reitern, die in scharfem Galopp etwa 2 Kilometer südlich von unserm Wege, aber in derselben Richtung wie wir dahinritten; ohne Zweifel waren sie ausgesandt, um die Behörden in den Orten vor uns in genauer Kenntniß über unsere Bewegungen zu erhalten.

Heute war großer Washtag. Das Wasser des Stromes war so klar, daß wir der Versuchung, ein großes Reinemachen abzu-

halten, nicht widerstehen konnten; so wuschen wir alle unsere Kleider und breiteten sie zum Trocknen in der Sonne aus. Dann wurden Gesicht und Körper gründlich mit Seife gereinigt. Nach der langen Zeit, während der wir diesen Luxus hatten entbehren müssen, kam es uns wie etwas ganz Neues vor.

Während ich mich in Ermangelung von Handtüchern wie gewöhnlich in der Sonne trocknete, beobachtete ich einen sehr hohen schneebedeckten Gipfel etwas rechts von mir und einen niedrigeren in Südsüdwesten, die zu der hohen Kette vor uns gehörten. Auf jeder Seite der Ebene, über die wir gingen, hatten wir jetzt Berge. Der Hügelzug nordöstlich von uns wies eine Lücke auf, die ein schmales Thal freiließ, hinter dem hohe, schneebedeckte Berge zu sehen waren. In südsüdöstlicher Richtung vorwärts gehend, machten wir einen langen Marsch über die grasige Ebene, um dann am Ufer des Brahmaputra, der hier schon ein breiter, tiefer und sehr reißender Strom ist, das Lager aufzuschlagen.

Da wir an Hunderten von Kiang und Antilopen vorbeigekommen waren, unternahm ich kurz vor Sonnenuntergang einen Spaziergang nach den Hügeln, in der Absicht, etwas frisches Fleisch ins Lager zu bringen. Ich beschlich eine Antilopenherde, wurde aber, als ich mich etwa 9 Kilometer vom Lager entfernt hatte, von der Nacht überrascht und hatte bei meiner Rückkehr die größte Mühe, meine Leute in der Dunkelheit wiederzufinden. Sie hatten kein Feuer anzünden können, und da sie beide fest eingeschlafen waren, erhielt ich auf mein Rufen keine Antwort. Als Platz für unser Lager hatten wir eine geschützte Bodensenkung gewählt, und da es ringsherum Hunderte von ähnlichen Stellen, aber nirgends eine Landmarke gab, nach der man sich richten konnte, so war es keineswegs leicht, den einen bestimmten Fleck zu treffen.

Glücklicherweise hörte mich Tschanden Sing, nachdem ich ziemlich lange gerufen hatte, endlich doch, und so fand ich nach dem Ton seiner Stimme den Weg zurück. Am Morgen erblickten wir

auf dem andern Ufer des Brahmaputra etwa zwei Kilometer von uns entfernt einen großen Lagerplatz, wo wir wol hätten Proviant bekommen können; aber der Strom war für uns zum Ueberschreiten zu reizend, außerdem sahen wir auf unserer Seite des Wassers auch allenthalben schwarze Zelte, und somit lag kein Grund vor, noch die Mühe und Gefahr des Stromübergangs auf uns zu nehmen.

Zu unserer großen Freude gelang es uns, eine Ziege von einigen vorbeikommenden Tibetanern zu kaufen, die eine mehrere tausend



Lastziege.

Köpfe starke Heerde vor sich hertrieben. Da wir nicht genug trockenes Brennmaterial finden konnten, um ein Feuer zu machen, betraute ich Man Sing damit, das Thier sicher nach unserm nächsten Lager zu geleiten, wo wir uns daran gütlich thun wollten.

Die Tibetaner haben drei verschiedene Arten von Ziegen, die Rabbu-Ziege, ein großes wolliges Thier, wie ich eins gekauft hatte; die Katton- oder kleine Ziege, und die Tschitbu- oder Zwergziege, deren Fleisch eine köstliche Speise ist. Die Rabbu- und Katton-Ziegen sind die beiden Arten, die gewöhnlich zum Lasttragen gebraucht

werden; sie sind stark genug, um auf mäßig gutem Boden mit einer Last von nicht über 20 Kilogramm täglich eine Strecke bis zu 15 Kilometer ununterbrochen gehen zu können.

Der Brahmaputra hatte hier mehrere Verzweigungen, die in kleinen Seen endigten und die Ebene zu einem Sumpf machten. Der größere Arm war sehr breit und tief. Wir zogen es vor, an ihm entlang zu gehen, anstatt ihn zu überschreiten, trotzdem wir infolgedessen etwas von dem Kurze abweichen mußten, den ich sonst verfolgt haben würde. So machten wir einen großen Umweg, und selbst dabei sanken wir noch auf einer Strecke von mehreren Meilen bis an die Knie in den Schlamm oder mußten beständig durch Wasser waten, aus dem kleine Erdhügel mit Grasbüscheln hervorragten, die untersanken, wenn wir darauf traten.

Der nördliche Theil der Ebene war in der That außerordentlich sumpfig. Unsere Daks machten uns unendliche Mühe; denn wenn sie unverhofft in Schlammlöcher fielen, wurden sie ängstlich und unruhig und schüttelten bei ihren Bemühungen, sich herauszubringen, ein paar mal die Packsättel und Lasten ab, die wir aus Mangel an Stricken nicht ordentlich hatten befestigen können. Dennoch brachten Tschanden Sing und ich es fertig, gleichen Schritt mit ihnen zu halten; endlich, als wir uns den Hügeln näherten, wurden die Bodenwellen größer und das Erdreich etwas trockener.

Nahе am Fuße des nördlich von uns gelegenen Bergzuges sahen wir Rauchsäulen aufsteigen. Wir gingen daher noch ein paar Kilometer weiter, erschöpft und schmutzig, während unsere Kleider, auf deren Waschen wir so viel Seife und Zeit verwendet hatten, mit Koth und Schlamm bespritzt wurden.

„Wo ist Man Sing und die Rabbu-Ziege?“ fragte ich meinen Träger.

„Er blieb am Anfang des Sumpfes zurück. Er war zu erschöpft, um die Ziege, die du gekauft hast, vorwärts zu ziehen.“

Es beunruhigte mich nicht wenig, als ich mit dem Fernrohr von

einem Hügel aus das Land ringsumher durchspähte und keine Spur von dem armen Burschen sehen konnte, und ich zürnte mir selbst, daß ich sein Verschwinden nicht eher bemerkt hatte. Da nahe bei der Stelle, wo er geblieben war, sich viele Tibetaner befunden hatten, fürchtete ich, daß sie falsches Spiel mit ihm getrieben und ihn überwältigt hätten. Dann stellte ich mir wieder vor, daß er, schwach wie er war, in eins der tiefen Schlammlöcher versunken sein könnte, ohne



Meine Yaks in Schlammlöchern.

die Möglichkeit sich zu retten. Ich ließ daher Tschanden Sing zurück, um die Yaks zu beaufsichtigen, und kehrte um, ihn zu suchen. Als ich Kilometer um Kilometer zurückeilte, mich wieder halb über den Lehmjumpf hinüberarbeitete und noch immer keine Spur von dem armen Kuli sah, hegte ich ernste Befürchtungen für seine Sicherheit. Etwa einen Kilometer weiter hin zog ein Gegenstand, der sich bewegte, meine Blicke auf sich. Es war die Ziege, die anscheinend ganz allein war. Mein Muth sank, als ich auf sie los ging. Selbst als ich nur noch ein paar hundert Meter von ihr entfernt

war, konnte ich Man Sing nicht erblicken. Was mochte aus ihm geworden sein?

Erst als ich ganz dicht herangekommen war, bemerkte ich den armen Kuli, der der Länge lang und halb im Schlamm versunken dalag. Er war in Ohnmacht gefallen, war aber vorsichtig genug gewesen, sich den Strick der Ziege fest um den Arm zu binden, und so war es dem armen Thiere nicht nur zu danken, daß ich ihn aufgefunden, sondern ich hatte auch unsere kostbare Acquisition gerettet. Mit einigem Reiben und Schütteln rief ich den armen Burschen wieder ins Leben zurück und stützte ihn mit dem Arm, bis wir Tschanden Sing erreichten. —

Es war Mitternacht, als wir in Tarbar ankamen, einem großen tibetanischen Lagerplatze am Fuße des Höhenzuges. Der Lärm bei unserer Ankunft, der zuerst durch Duzende von zornigen Hunden, die uns anbellten, und dann durch einen Eingeborenen hervorgerufen wurde, der es gewagt hatte, sein Zelt zu verlassen, um nach der Ursache der Störung zu sehen, erregte im Lager einen panischen Schrecken.

„Gigri duk! Gigri duk! Jogpa, Jogpa! Gefahr, Gefahr! Hilfe, Räuber, Räuber!“ rief der Tibetaner, der wie wahnsinnig aus seinem Zelte lief. Nach ein paar Secunden wurden überall schwarze Gestalten sichtbar, die in großer Verwirrung in ihre Zelte hinein- und wieder herausstürzten.

Es muß hier bemerkt werden, daß man nach tibetanischer Sitte die Zeit seiner Ankunft in einem Lagerplatze so wählen muß, daß man ihn vor Sonnenuntergang erreicht, wenn man nicht sein Kommen schon im voraus hat ankündigen lassen. Leuten, die mitten in der Nacht ankommen, traut man nie gute Absichten zu, und darum knüpfen sich an ihr Erscheinen alle möglichen schlimmen Vorstellungen von Mord, Raub und Erpressung. Ich versuchte, die Gemüther dieser guten Leute dadurch zu beruhigen, daß ich ihnen sagte, ich führte nichts Böses im Schilde; aber ihre Aufregung und

Verwirrung war so groß, daß ich niemand dazu bekommen konnte, auf mich zu hören.

Jetzt kamen zwei alte Weiber mit einem Eimer Milch zu uns, stellten ihn mir vor die Füße und flehten mich an, ihr Leben zu schonen; wie groß war ihr Erstaunen, als sie, anstatt ermordet zu werden, eine Silberrupie als Bezahlung dafür erhielten. Dies war der erste Schritt zu einer friedlichen Beilegung des Aufruhrs.

Nach einiger Zeit war die Ruhe wiederhergestellt, und wenn man uns auch noch mit großem Mißtrauen ansah, wurden wir doch höflich behandelt. Leider war es uns jedoch auch hier nicht möglich, einen Vorrath von Tsamba, Mehl und Reis zu kaufen, da die Eingeborenen erklärten, daß sie nicht einmal für sich selbst genug hätten.

Nachdem wir uns an der Ziege, die wir schlachteten, und an Dakmilch gütlich gethan hatten, trafen wir in der Frühe des nächsten Morgens unsere Vorkehrungen, ein

Lager aufzuschlagen. Die Eingeborenen zeigten wie gewöhnlich eine widerwärtige Gier nach Geld, für dessen Erlangung sie stets bereit waren, sich den erniedrigendsten Zumuthungen zu fügen.

Nordwestlich von dem Lagerplatze strömte durch eine Schlucht ein breiter Fluß, der am Fuße der Berge entlang floß. Er wurde von Schnee gespeist, denn nachts war die Strömung stark und tief, während früh am Morgen der Wasserstand um etwa einen Meter



Alte Tibetänerin.

niedriger war. Doch war der Strom selbst dann noch bei Tarbar nicht zu durchwaten. Nachts fiel das Thermometer auf -3° C., und die Kälte war sehr groß; aber wir kauften von den Eingeborenen etwas Mist und machten am Morgen ein schönes Feuer, und als wir nach mehrtägigen Entbehrungen ein gutes Mahl eingenommen hatten, fühlten wir uns glücklicher als je.

Nachdem wir Tarbar verlassen hatten, folgten wir eine Zeit lang dem Laufe des Flusses, und da es ein herrlicher Tag war, genossen wir das prachtvolle Panorama des mächtigen Gebirgszuges im Südwesten von uns. Fast alle höhern Gipfel waren von pyramidenförmiger Gestalt. In Südwesten bemerkte ich einen riesenhaften viereckigen Berg. Links neben ihm befindet sich ein pyramidenförmiger Gipfel, der auch sehr hoch, aber weder an Höhe noch an Schönheit seinem Nachbar zu vergleichen ist.

Die Hauptrichtung des Curfes, den ich verfolgte, war ost-süd-östlich. Der Fluß, an den wir uns mehr oder minder gehalten hatten, beschrieb jetzt einen so großen Bogen nach Südsüdost, daß ich beschloß, ihn zu überschreiten. Wir durchwateten ihn, wobei das Wasser uns bis an den Hals ging, und nun befanden wir uns wieder auf sumpfigem Terrain, wo sich unsere Erfahrungen vom vorigen Tage wiederholten.

Wir überschritten noch drei Nebenflüsse des großen Stromes, die alle ziemlich breit und tief waren; dann mußten wir noch einmal über den Hauptfluß gehen, der jetzt so tief und reißend war, daß er uns viel Beschwerde und nicht geringe Gefahr verursachte. Da der Fluß die Ebene im Zickzack durchströmt, war dies der einzige für uns mögliche Weg, wenn wir nicht seinen Ufern folgen und dadurch unsere Wanderung um das Doppelte und Dreifache verlängern wollten.

So fanden wir in unserm Bemühen, in gerader Richtung vorzugehen, zum dritten mal diesen großen Fluß uns feindlich entgegenstehend, der jetzt, noch durch andere, vom Schnee gespeiste Flüsse an-

geschwollen, eine ungeheure Wassermenge führte. Es war überdies Nachmittags, wo das Wasser am höchsten stieg.

Wir versuchten an verschiedenen Stellen den Uebergang, fanden ihn aber unmöglich; so entschloß ich mich, bis zur Frühe des nächsten Morgens zu warten, wenn sich mir bei niedrigem Wasserstande eine günstigere Gelegenheit bieten würde.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Ein harter Schlag.

Augenscheinlich war dieser Theil des Landes meinen Yaks wohlbekannt. Ich hatte bemerkt, daß, wenn ich einmal den Pfad verlor, ich nichts anderes zu thun hatte, als ihnen zu folgen, da sie mich immer wieder auf den Weg zurückbrachten. So zeigten sie auch, wenn ich sie von dem Pfade forttrieb, große Abneigung, vorwärts zu gehen, während sie munter dahinschritten, wenn wir auf der Straße waren, die aber keine eigentliche Straße in europäischem Sinne ist, denn nirgends ist ein Pfad zu sehen, außer hier und da, wo die letzten Reisenden mit ihren Schafen, Pferden und Yaks das Gras zertreten haben. In etwa einem Kilometer Entfernung befand sich auf der andern Seite des Flusses ein Lager von einigen fünfzig oder sechzig Zelten; Hunderte von Yaks und Schafen sah man daneben grasen.

An dieser Stelle nahmen meine beiden Yaks, die munterer als gewöhnlich gegangen waren, plötzlich Reißaus, als ich Tschanden Sing und Man Sing eben anwies, die Lasten herabzunehmen, und gingen geraden Wegs ins Wasser.

Bei dem Versuche, sie zum Umkehren zu veranlassen, warf Man Sing mit einem Stein nach ihnen, was sie nur um so schneller hineinlaufen ließ. Die Strömung war so stark und der Boden des Flusses so weich, daß sie beide sanken, und als sie wieder auf der Oberfläche erschienen, trieben sie reißend schnell stromabwärts. Wir

beobachteten sie mit immer wachsender Besorgniß, denn sie schienen ganz hilflos. Keuchend rannten wir am Flußufer entlang und feuerten sie mit Zurufen an, um sie auf die andere Seite zu treiben. Aber in ihrem verzweifeltsten Bestreben, sich schwimmend zu erhalten, stießen die beiden Yaks, ohnmächtig gegen die Strömung, in der Mitte des Stromes heftig zusammen; dieser Stoß brachte den Packattel und die Lasten des kleinern Yaks zum Umkippen. Das so aus dem Gleich-



Versuch der Rettung meines Yaks.

gewicht gebrachte Thier sank unter und erschien in seinem Kampfe um Luft und Leben noch zwei- oder dreimal auf der Oberfläche.

Es war ein furchtbarer Augenblick! Ich warf meine Kleider ab und sprang ins Wasser. Schnell schwamm ich auf das Thier zu und zog es mit nicht geringer Anstrengung etwa 200 Meter stromabwärts an das Ufer. Nun waren wir beide sicher, wenn auch athemlos; aber die Stricke, mit denen das Gepäck an dem Sattel befestigt war, hatten sich gelöst, und Sattel und Lasten blieben verschwunden. Dieses Unglück war ein entsetzlicher Schlag für uns. Ich bemühte mich, durch wiederholtes Tauchen in dem Flusse meine Habe

wiederzuerlangen, bis ich fast erfroren war; aber das Wasser war so tief, reißend und schlammig, daß es mir nicht gelang, sie zu finden oder auch nur die Stelle genau zu bestimmen, wo sie sein konnten. Da, wo ich sie vermuthete, war das Wasser über 6 Meter tief und der Boden des Flusses weicher Schlamm, sodaß die Lasten durch ihr Gewicht sinken und ganz damit bedeckt werden mußten.

Das Tauchen in so hoch gelegenen Regionen verursacht ein eigenthümliches unangenehmes Gefühl. In dem Augenblick, wo ich ganz unter Wasser kam, war mir, als ob ich unter einer furchtbaren Last zusammengedrückt würde, die mich zu zermalmen schien. Wäre die Flüssigkeit über mir und um mich Blei gewesen anstatt Wasser, sie könnte nicht schwerer auf mir gelastet haben. Dieses Gefühl machte sich besonders im Kopfe bemerkbar; denn mir war, als ob mein Schädel in einen Schraubstock gezwängt sei. Das Hämmern in meinen Schläfen war so stark, daß ich, trotzdem ich unter gewöhnlichen Umständen mehr als eine Minute unter Wasser bleiben kann, dort nicht länger als 15—20 Secunden aushalten konnte. Jedermal, wenn ich nach Luft schnappend von unten herausschoß, schlug mein Herz beängstigend heftig, und meine Lungen schienen bersten zu wollen.

Ich war so erschöpft, daß ich mich nicht im Stande fühlte, meine beiden Leute über den Fluß herüberzubefördern; so verfiel ich auf ein anderes Auskunftsmittel. Ich nahm dem stärkern Yak seine Last ab und trieb ihn und seinen Genossen mit unendlicher Mühe wieder ins Wasser. Unbelastet trieben sie als gute Schwimmer mit der Strömung fort und fanden ihren Weg hinüber. Nun stiegen Tschanden Sing und Man Sing, ihre und meine Kleider in einem Bündel über die Schultern gehängt, auf den Rücken der Thiere und kamen nach einem etwas ängstlichen Uebergang sicher auf meiner Seite an.

Wir lagerten auf dem linken Ufer des Flusses. Die ganze Nacht hindurch trauerten meine Leute über das verlorene Eigenthum.

Am nächsten Morgen machte ich neue Versuche, die Lasten wiederzufinden. Vergebens! Sie blieben für immer verloren. Unglücklicherweise hatten sie alle meine Büchsenconserven und die wenigen andern Lebensmittel für meine Leute und mich enthalten. Ueberdies befanden sich in ihnen 800 Rupien in Silber, der größere Theil meiner Munition, Kleider zum Wechseln und drei Paar Schuhe, meine kupferne Sturmlaterne und verschiedene Rasir- und andere Messer. Den Packfattel fanden wir wieder. Er war ungefähr 600 Meter weiter abwärts an das Ufer des Flusses gespült worden.

Unsere Lage kann in wenigen Worten zusammengefaßt werden. Wir waren jetzt im Centrum von Tibet, ohne jede Nahrung, ohne nennenswerthe Kleidung, ohne Stiefel oder Schuhe, außer denen, die wir trugen und die schon in Stücke zerfielen. Auf die geringe Munition, die mir geblieben war, konnte ich nicht rechnen, da sie zu verschiedenen malen naß geworden war. Rings um uns hatten wir nichts als Feinde; zwar feige Feinde, aber doch Feinde.

Was nützt es aber, sich mit Grübeleien über Ereignisse zu plagen, die man nicht vorhersehen oder vermeiden kann. Schließlich hatte bei all dem Mißgeschick doch ein glückbringender Stern über mir gewaltet, denn die wasserdichten Kisten mit meinen wissenschaftlichen Instrumenten, meinen Aufzeichnungen, Skizzen und Karten waren wenigstens gerettet, und sie waren mir mehr werth als alles andere, was ich besaß.

Hungerig, erschöpft, mit wunden Füßen gingen wir weiter; aber trotz alledem blieben wir guten Muthes. Wenn wir auch nichts anderes mehr besaßen, so hatten wir doch entschieden noch Sinn für Humor, der uns über vieles hinweghalf. Wir lachten über unsere Beschwerden; wir lachten über die Tibetaner und ihre komischen Sitten, wir lachten über alles und alle, bis wir schließlich über uns selbst lachten.

Wenn man hungerig ist, scheint es einem, als ob die Sonne ihren täglichen Halbkreis von Osten nach Westen sehr langsam be-

schriebe. Und unfreiwilliges Fasten wird, wenn es auch einem zuerst einen heftigen Schmerz im Magen verursacht, doch erst nach mehreren Tagen vollständigen Nahrungsmangels unerträglich, falls man, wie wir es waren, an außerordentlich lange Pausen zwischen Mahlzeiten gewissermaßen gewöhnt ist. Als wir bei unserm dritten Fasttage anlangten, würden wir uns über eine Mahlzeit gefreut haben, in Wahrheit, wir sehnten uns nach einer; und da wir, ungefähr 7 Kilometer von unserm Wege, dicht am Abhange des Berges einige schwarze Zelte erblickten, gingen wir freudigen Herzens auf sie los. Wir kauften zwei Eimer voll Natmilch, von denen ich einen auf der Stelle austrank, während der zweite zu gleichen Theilen meinen beiden Dienern verabfolgt wurde. Das war alles, was wir bekommen konnten; sie wollten uns durchaus nichts anderes verkaufen.

Hiernach gingen wir wieder weiter und kamen, stetig fortschreitend, im Hinblick auf die große Höhe, in der wir uns befanden, verhältnißmäßig schnell vorwärts, wobei ich unsre Route aufzeichnete.

Wir begegneten angenehmen und auch einigen unangenehmen Leuten, aber ob ihr Betragen höflich war oder das Gegentheil, nirgends konnten wir für Geld und gute Worte Nahrungsmittel erhalten.

Man Sing und Tschanden Sing waren jetzt in einem furchtbaren Zustande; sie hatten ja kein solches Interesse, wie ich es an meiner Arbeit hatte, das ihren Muth aufrecht erhalten hätte. Erfroren, ermüdet und ausgehungert, hatten die armen Schelme kaum noch Kraft, auf den Füßen zu stehen, deren Sohlen böß zerschnitten und ganz wund gelaufen waren. Mir blutete wirklich das Herz, wenn ich diese beiden tapfern Burschen um meinethwillen so leiden sah. Und doch ließen sie kein Wort der Klage laut werden; auch nicht ein einziges mal kam ein Vorwurf über ihre Lippen.

„Daß es dich nicht kümmern, wenn wir leiden, oder selbst sterben“, sagten die armen Burschen, als ich ihnen mein Mitgefühl aussprach; „solange wir noch Kraft haben, uns zu bewegen,

werden wir dir folgen, und wir werden zu dir stehen, was auch kommen möge.“

Ich mußte Tschanden Sing seine Flinte abnehmen, da er nicht mehr im stande war, sie zu tragen. Als die Tage hingingen und ich nichts zu essen hatte, fühlte ich mich selbst auch schwach und



Eine gründliche Labung.

erschöpft. Ich kann nicht sagen, daß ich irgendeinen heftigen körperlichen Schmerz empfunden hätte. Wie ich glaube, war dies dem Umstande zuzuschreiben, daß ich infolge von Erschöpfung Fieber hatte. Indessen hatte ich ein eigenthümliches Gefühl im Kopfe, als ob mein Verstand, der nie zu hell war, jetzt gänzlich stumpf geworden wäre. Auch mein Gehör nahm an Schärfe ab; ich fühlte, wie meine Kraft

allmählich erlosch, der Flamme einer Lampe gleich, in der kein Del mehr ist. Nur die Aufregung hielt mich aufrecht; ich ging mechanisch vorwärts.

Wir kamen an einen Lagerplatz von etwa achtzig schwarzen Zelten mit einem aus Lehm erbauten Wacht haus. Jetzt waren wir buchstäblich ausgehungert und am Ende unserer Kräfte. Der elende Zustand meiner beiden Leute machte es durchaus unmöglich, weiter zu gehen. Sie baten mich, ihnen Pferde zum Reiten zu verschaffen, denn ihre Füße waren so wund, daß sie trotz ihres Verlangens, mir zu folgen, keinen Schritt mehr thun konnten.

Die Eingeborenen empfingen uns sehr freundlich und willigten, als ich darum bat, ein, mir Pferde, Kleider und Lebensmittel zu verkaufen. Wir schlugen ungefähr 4 Kilometer jenseit der Niederlassung unser Lager auf. Am Abend kamen mehrere Leute, uns in unserm Zelte zu besuchen, und brachten uns Geschenke an Mehl, Butter und Tsamba, denen Nata, Schleier der Freundschaft, beigelegt waren. Ich ließ es mir stets angelegen sein, den Tibetanern als Erwiderung für ihre Gaben eine Summe Silbergeld zu geben, die drei- oder viermal größer war als der Werth der uns geschenkten Gegenstände; sie gaben auch vor, sehr dankbar dafür zu sein. Ein Mann Namens Ando, der sich für einen Gurkha ausgab, aber die Kleidung der Tibetaner trug, besuchte uns in unserm Zelt und versprach uns am nächsten Morgen mehrere Pferde zu verkaufen. Er übernahm es auch, mir eine hinreichende Menge Lebensmittel zu liefern, um damit nach Chassa kommen zu können, und brachte, um seine Rechtschaffenheit zu zeigen, schon abends einen Theil der Vorräthe, wobei er sagte, daß er uns den Rest am nächsten Morgen geben würde.

Danach empfingen wir den Besuch eines Lamas, der ebenso höflich wie intelligent zu sein schien und uns mit etwas Butter und Käse beschenkte. Wie er uns erzählte, war er in Indien gereist und bis Kalkutta gekommen, und befand sich jetzt auf dem Wege von Gartok

nach Lhassa, wo er in vier oder fünf Tagen anzukommen hoffte, da er ein vortreffliches Pferd hätte. Andere Lamas und Männer, die uns besuchten, gaben an, daß sie in derselben Zeit von Lhassa hierher gekommen seien, und ich glaube nicht, daß sie sich darin geirrt haben, da man die ganze Entfernung vom Lippu-Paß an der Grenze (in der Nähe von Garbhang) nach Lhassa zu Pferd in 16 Tagen zurücklegen kann.



Tibetanisches Wachtthaus.

Wie gewöhnlich zeigten sich die Eingeborenen sehr verschwiegen, wenn es sich darum handelte, den Namen des Lagerplatzes zu ver-rathen; einige nannten ihn Logem, andere Laddju.

Nördlich von der Stelle, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten, befand sich ein niedriger Paß in dem Höhenzuge. Es war meine Absicht, wenn es mir gelänge, Proviant und Pferde zu kaufen, diesen Paß zu überschreiten und nach der heiligen Stadt vorzugehen, indem ich den Weg an der Nordseite des Gebirgszuges verfolgte;

denn von den Tibetanern hatte ich schon so viel gesehen, als ich wollte, und die Landstraße nach Thassa wurde jetzt so dicht bevölkert, daß ich es für rathsam hielt, durch weniger bewohnte Gegenden zu reisen. Bis einige Meilen vor Thassa gedachte ich als Engländer gekleidet zu bleiben. Dann wollte ich meine beiden Leute an irgendeinem abgelegenen Orte verborgen zurücklassen, und selbst in einer Verkleidung während der Nacht allein in die Stadt eindringen.

Dies würde leicht genug gewesen sein, da Thassa keine Thore hat und nur von einer verfallenen Mauer umgeben ist. Es war mir hier gelungen, einige Kleidungsstücke und Stiefel von den Tibetanern zu kaufen, und den Zopf, dessen ich bedurfte, um für einen Tibetaner zu gelten, hätte ich mir leicht aus dem seidigen Haar meiner Yaks machen und an meinem eigenen Haar befestigen können. Um mich nicht etwa durch meine Unfähigkeit, das Tibetaniſche so fließend wie ein Eingeborener zu sprechen, zu verrathen, beabsichtigte ich, mich taubstumm zu stellen.

So berechtigte jetzt alles zu guten Hoffnungen, und wir waren in gehobener Stimmung; ich sah mich schon in der heiligen Stadt.



Der verhängnisvolle Pferdekauf.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Gefangen.

Während der Nacht wurde ich mehrmals durch Geräusche gestört, aber so oft ich aus dem Zelte trat, um mich nach den unbetenen Gästen umzusehen, gelang es mir nicht, irgendjemand zu entdecken. Da ich diese Geräusche allnächtlich hörte, hatte ich mich gewöhnt, ihnen keine Wichtigkeit beizumessen.

Am Morgen kamen Ando und zwei oder drei Tibetaner, um uns Lebensmittel und Pferde zu verkaufen, und während meine beiden Diener und ich beschäftigt waren, das, was wir brauchten, einzuhandeln, sah ich eine Menge von Dorfbewohnern in Gruppen herankommen. Einige spannen Wolle, andere trugen Säcke mit Tsamba und Mehl, und wieder andere führten eine Anzahl schöner Pferde herbei. Als wir so viel Proviant gekauft hatten, um damit zwei Monate auskommen zu können, machten wir uns an die Auswahl von Reitthieren.

Natürlich waren meine Diener und ich von Herzen froh über unser unerwartetes Glück, das uns nach unzähligen Leiden und Entbehrungen aller Art jetzt einen Ueberfluß von alle dem entgegenbrachte, was wir nur irgend wünschen konnten. Die Tibetaner waren so freundlich in ihrem Benehmen und schienen so lustig, daß ich nicht daran denken konnte, Verrath zu befürchten. Tschanden Sing und Man Sing, die Sportsleute ersten Ranges und bei der Aussicht, Reitpferde zu bekommen, überglücklich waren, ritten ein Pferd nach dem andern, um passende zu finden. Und als Tschanden Sing ein schönes

Thier zu seinem eigenen Gebrauch ausgesucht hatte, rief er mich, damit ich es vor Bezahlung der Kaufsumme versuche und prüfe.

Ohne jeden Verdacht falschen Spieles auf seiten der Tibetaner und weil es auch unbequem gewesen wäre, die verschiedenen lebhaften Pferde mit umgehängter Flinte zu probiren, ging ich unbewaffnet nach dem ungefähr 100 Meter von meinem Zelte entfernten Plage, wo das unruhige Thier am Zügel gehalten wurde, um von mir geprüft zu werden. Die Eingeborenen folgten mir; aber da das in jedem Lande üblich ist, wenn man öffentlich ein Pferd kauft, dachte ich mir nichts dabei. Ich erinnere mich noch wohl des Ausdruckes von Entzücken auf Tschanden Sing's Gesicht, als ich so mit den Händen auf dem Rücken dastand und seine Wahl guthieß, während die Menge hinter mir, wie das bei solchen Gelegenheiten meist der Fall ist, ihre Meinung über die Vorzüglichkeit des gewählten Pferdes gratis im Chore äußerte.

Eben hatte ich mich gebückt, um die Vorderbeine des Pferdes zu besehen, als ich plötzlich von hinten von mehreren Personen ergriffen wurde, die mich am Halse, an den Handgelenken und Weinen packten und mit dem Gesicht auf die Erde warfen. Ich rang und kämpfte, bis ich einige meiner feigen Angreifer abschüttelte und wieder auf die Füße kam; aber nun stürzten andere heran, und ich wurde von einigen dreißig kräftigen Männern umringt, die mich von allen Seiten ergriffen und sich mit aller Macht an mich festklammerten, sobald es ihnen gelang, mich an den Armen, den Weinen und am Kopfe zu packen. Schwach wie ich war, wurde ich dreimal von ihnen niedergestoßen, und dreimal kam ich wieder auf die Füße. Jedesmal, wenn ich eine Hand oder ein Bein aus ihren Klauen freigekommen konnte, kämpfte ich mit Fäusten, Füßen, Kopf und Zähnen bis zum äußersten, rechts und links überall hin auf sie losschlagend, wo ich sie kampfunfähig machen konnte. Ihre Furchtbarkeit war, selbst wenn sie sich in solcher Uebermacht befanden, wirklich unbeschreiblich, und lediglich ihr, nicht etwa meiner Kraft — denn die

befah ich ja kaum noch — war es zuzuschreiben, daß ich im stande war, mich etwa zwanzig Minuten lang gegen sie zu behaupten! Meine Kleider wurden bei dem Kampfe in Fetzen gerissen.

Die Tibetaner gingen nach Verabredung zu Werke, und als ein gellender Pfiff als Signal ertönte, strömte von allen Seiten Hülfe herbei. Augenscheinlich waren wir in einen Hinterhalt gefallen. Jetzt nahmen die Tibetaner ihre Zuflucht zu einer List.

Von allen Seiten wurden lange Stricke nach mir geworfen, bis ich so in diese verwickelt war, daß ich mich nicht bewegen konnte. Ein Strick, den sie mir um den Hals warfen und den sie geschickt herumdrehten, machte den Sieg vollständig. Sie zogen mit aller Macht an den beiden Enden, und während ich in der Anstrengung des Kampfes keuchte und nach Luft schnappte, rissen sie daran, um mich zu



Gefangen!

stranguliren, bis es mir schien, als sollten meine Augen aus ihren Höhlen treten und meine Lunge bersten!

Ich war dem Ersticken nahe. Die Augen wurden mir trübe. — Und wie tapfer wurden sie, als ich ohnmächtig und hilflos in ihrer Gewalt war! Ich wurde zu Boden gerissen, und dann stampften, stießen und trampelten sie mit ihren schweren genagelten Stiefeln auf mir herum, bis sie glaubten, ich sei betäubt. Darauf banden sie mir die Handgelenke fest hinter dem Rücken zusammen, fesselten meine Einbogen, meine Brust, meinen Hals und meine Fußknöchel! Ich war ein Gefangener!

Sie hoben mich auf und stellten mich aufrecht hin. Auch der tapfere Tschanden Sing hatte mit allen Kräften gegen fünfzehn oder zwanzig Feinde gekämpft und mehrere von ihnen kampfunfähig gemacht. Sie hatten sich in demselben Augenblick wie auf mich, auch auf ihn gestürzt, und er hatte sich tapfer gewehrt, bis er gleich mir umgarnt, zu Boden geworfen und mit Stricken gefesselt worden war. Während meines Ringens hörte ich ihn mehrmals rufen: „Banduk, banduk, Man Sing, jaldi, banduk! Die Flinte, die Flinte, Man Sing, schnell die Flinte!“ Aber ach! auf den armen aussätzigen Man Sing, den schwachen, entkräfteten Kuli, waren vier mächtige Tibetaner losgesprungen, die ihn fest auf den Boden hinunterdrückten, als ob er der grimmigste Räuber wäre. Man Sing war ein Philosoph; er hatte sich die Mühe gespart, auch nur einen Versuch zum Widerstande zu machen; aber auch er wurde schlecht behandelt, geschlagen und festgebunden. Beim Beginne des Kampfes hatte ein schriller Pfiff bewaffnete Soldaten — nach den spätern Angaben der Lamas waren es nicht weniger als 400 — herbeigerufen, die hinter den zahllosen Sandhügeln und in den Bodensenkungen rings um uns im Hinterhalt gelegen hatten. Sie stellten sich in kriegerischer Ordnung um uns auf und richteten ihre Luntens Flinten auf uns.

Nun war alles vorbei. Wie ein gefährlicher Verbrecher gefesselt, blickte ich um mich, um meinen Leuten mein Bedauern

auszusprechen. Wir trugen unsere Bande mit Stolz und nicht mit Beschämung. Wenn ich bedachte, daß die Tibetaner im ganzen — Lamas, Landleute und verkleidete Soldaten mit eingerechnet — 500 Mann dazu gebraucht hatten, einen verhungerten Europäer und seine beiden halbtodten Diener festzunehmen, und daß sie sogar unter diesen Umständen nicht gewagt hatten, offen vorzugehen, sondern ihre Zuflucht zu niedrigem Verrath hatten nehmen müssen; wenn diese Soldaten, wie sich später herausstellte, auserlesene Truppen aus Thassa und Schigatse und zu dem Zwecke ausgesandt waren, unsern Weitermarsch aufzuhalten und uns gefangen zu nehmen, — da konnte ich wirklich nur ein Lächeln der Verachtung für diejenigen haben, in deren Hände wir endlich gefallen waren.

Mein Blut kochte vor Empörung, als jezt auf Befehl des Lamas, der am Abend zuvor sich für unsern Freund ausgegeben hatte, mehrere Männer vortraten und unsere Taschen durchsuchten. Sie raubten uns alles, was wir besaßen, und fingen an, unser Gepäck zu durchstöbern. Die Uhren und Chronometer wurden mißtrauisch angesehen, und ihr Ticken verursachte Angst und Neugierde zugleich. Wieder und wieder wurden sie im Kreise herumgegeben und unbarmherzig vom einen dem andern zugeworfen, bis sie stehen blieben. Dann wurden sie für „tobt“ erklärt. Die Kompasse und Aneröide, die sie von den Uhren nicht unterscheiden konnten, wurden bald beiseitegeworfen, da sie „kein Leben in sich hatten“. Aber bei der Berührung unserer Flinten, die, als das Zelt heruntergerissen worden war, auf unserm Bettzeug lagen, zeigten sie die äußerste Vorsicht.

Man hatte die größte Furcht, daß sie von selbst losgehen könnten, und erst auf meine Versicherung — die unsere Besieger noch zehnmal vorsichtiger machte — daß sie nicht geladen seien, nahmen sie sie endlich auf und verzeichneten sie in der Liste unsers confiscirten Eigenthums. Ich trug einen goldenen Ring, den mir meine Mutter geschenkt hatte, als ich noch ein Kind war. Ich bat um die Erlaubniß, ihn behalten zu dürfen; ihre abergläubische Natur

brachte sie sofort auf den Gedanken, daß der Ring verborgene Kräfte haben müsse, wie etwa die Zauberstäbe, von denen man in den Feenmärchen liest.

Mein Ring wurde einem Manne Namens Nerba anvertraut, der später noch eine wichtige Rolle in unsern Leiden spielen sollte, und diesem eingeschärft, mich den Ring nie wieder sehen zu lassen. Wie wir drei Gefangenen so dasaßen, gefesselt und von Wächtern niedergehalten, war es ein herzerreißender Anblick! Es hatte aber auch wieder seine humoristische Seite, zu sehen, wie die Lamas und Offiziere alle unsere Sachen so plump anfakten, daß sie fast alles verdarben, was sie berührten. Besonders ekelhaft war ihre Gier, als sie bei dem Durchsuchen der Taschen des Rockes, den ich täglich trug, aber an jenem Morgen nicht angezogen hatte, eine Summe in Silbermünzen, im ganzen etwa 800 Rupien, fanden. Lamas, Offiziere und Soldaten stürzten sich auf das Geld. Und als die Ordnung wiederhergestellt war, sah man da, wo die Summe gelegen hatte, nur noch ein paar Münzen. Dasselbe Schicksal hatten auch andere Geldbeträge, die sie in einer unserer Lasten fanden.

Unter den Gegenständen, die die größte Neugier erregten, befand sich ein voll aufgeblasenes Gummikissen. Die weiche, glatte Oberfläche des Gummis schien ihnen zu gefallen, und einer nach dem andern rieb seine Backen an dem Kissen, indem er dem Wohlgefallen an dem angenehmen Gefühl, das er dabei empfand, lauten Ausdruck gab. Als sie jedoch mit der Messingschraube spielten, welche die Oeffnung des Kissens verschließt, drehten sie daran, und die eingeschlossene Luft entwich mit zischendem Geräusch. Dies rief eine förmliche Panik unter den Tibetanern hervor, und es fehlte nicht an vielen seltsamen Vermuthungen, die sie in ihrem abergläubischen Sinne auf diesem einfachen, für sie jedoch unerklärlichen Vorgang aufbauten. Sie betrachteten ihn als ein böses Zeichen. Natürlich benutzte ich jeden kleinen Vorfall solcher Art, um auf ihren Aberglauben einzuwirken und sie soviel als möglich in Furcht zu versetzen.



Wir werden zum Verhör geschleppt.

Als die Tibetaner alles bis auf meine wasserdichten Kisten mit den Instrumenten, photographischen Platten und Skizzen untersucht hatten, schienen sie über ein paar kleine Zwischenfälle und einige Bemerkungen, die ich machte, so außer Fassung zu gerathen, daß sie eilig meinen ganzen Besitz in Säcke und Decken einschnürten und Befehl gaben, daß die Sachen auf Yaks geladen und in das Wachthaus bei der Niederlassung gebracht würden. Nachdem dies geschehen war,



Durchsuchung meiner Habe.

befestigten sie die um unsern Hals geschlungenen Stricke an ihren Sattelknöpfen, machten unsere Füße los, sprangen dann auf ihre Reithiere und ritten unter Jubelrufen, Zischen und Siegesgeschrei davon, wobei sie ihre Luntens Flinten in die Luft abschossen, während sie uns als Gefangene in die Ansiedelung hineinschleppten.

Bei unserer Ankunft im Lager waren die letzten Worte, die ich vor unserer Trennung an meine Leute richtete: „Was sie euch auch zufügen mögen, laßt sie nicht sehen, daß ihr leidet“, und sie

versprachen mir, zu gehorchen. Dann wurden wir in verschiedene Zelte gebracht.

Mich schleppten sie in eins der größten, wo nicht nur draußen, sondern auch drinnen Soldaten als Wache aufgestellt wurden. Die in meiner Nähe Stehenden waren anfangs mürrisch und grob, aber ich ließ es mir angelegen sein, ihnen so ruhig und höflich zu antworten, als ich nur konnte. Ich hatte bei vielen frühern Gelegenheiten gefunden, daß im Verkehr mit Asiaten nichts förderlicher ist als ein ruhiges, kaltblütiges Verhalten; und so sah ich auch sofort ein, daß, wenn uns überhaupt etwas aus unserer jetzigen schlimmen Lage heraushelfen könne, dies nur dadurch geschehen würde, daß wir bei allem ein vollständig gleichgültiges Benehmen bewahrten. Es kommt mir nicht zu, hier zu sagen, ob ich meine Rolle gut durchgeführt habe, aber der Leser kann sich Gewißheit darüber verschaffen, wenn er Larkin's an die Regierung darüber erstatteten Bericht durchliest, der im Anhang dieses Buches wiedergegeben ist.

Da das Zelt verschlossen gehalten wurde, wußte ich nicht, was draußen geschah. Nach dem Lärm, den ich vernahm und der durch das eilige Hin- und Herlaufen von Menschen, durch laute Befehlsrufe und daneben durch das beständige Geklingel der Glöckchen an den Pferden der vor dem Zelte vorbeigaloppirenden Soldaten verursacht wurde, schloß ich jedoch, daß das Lager sich in einem Zustande großer Aufregung befinden müsse.

Ich war ungefähr drei Stunden in dem Zelte, als ein Soldat eintrat, der den Befehl hatte, mich herauszubringen.

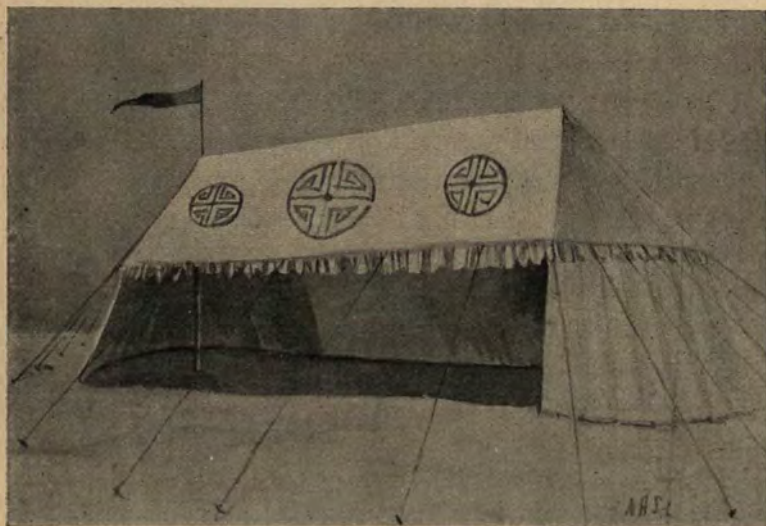
„Sie werden ihn enthaupten“, sagte er zu seinen Kameraden, und, indem er sich nach mir umwandte, machte er mit der Hand eine bezeichnende Bewegung über seinen Hals.

„Nikutza. Schon gut“, sagte ich trocken.

Man darf nicht vergessen, daß, wenn einem Tibetaner so schwerwiegende Worte gesagt werden, er gewöhnlich auf die Knie fällt und mit Thränen und Schluchzen und mit überreichlichen Bitten

um sein Leben fleht. So kann es nicht überraschen, daß die Tibetaner über meine Antwort einigermaßen erstaunt waren und nicht recht wußten, was sie daraus machen sollten. Jedenfalls hatte sich der erste Eifer des Boten merklich abgekühlt, und ich wurde mit mehr Widerwillen als Entschiedenheit hinausgeführt.

Während ich eingeschlossen war, hatte man ein ungeheueres weißes Zelt mit blauen Verzierungen vor dem Lehmhause aufgeschlagen, das



Das Zelt des Pombo.

Hunderte von Soldaten und Dorfleuten umstanden. Es war ein äußerst malerischer Anblick.

Als ich näher herangeführt wurde, sah ich, daß die Vorderseite des Zeltes weit geöffnet war und eine große Anzahl rother Lamas mit kahl rasirten Köpfen und langen wollenen Tunicas drinnen stand. Ungefähr zwanzig Meter von dem Zelte hießen die Soldaten mich stillstehen. Die Stricke, die mir schon in Handgelenke, Ellenbogen und Brust einschnitten, wurden noch durch neue vermehrt und

die erstern fester angezogen. Jetzt sah ich, wie Tschanden Sing vorgeführt wurde. Mich stieß man, anstatt mich vor die Lamas zu bringen, hinter das abgelegene Lehnhäus, um mich nicht zum Augenzeugen der folgenden Scene zu machen.

Ich hörte, daß Tschanden Sing in lautem, zornigem Tone ausgefragt und beschuldigt wurde, mein Führer gewesen zu sein. Darauf vernahm ich wildes Geschrei der Menge, dann folgte Todtenstille. Ein paar Augenblicke danach brachte mir das Klatschen von Peitschenhieben, denen heiferes Stöhnen meines armen Trägers folgte, klar zum Bewußtsein, daß schwere Zeiten für uns gekommen waren!

Ich zählte die Streiche, deren widerlicher Ton noch heute fest in meinem Gedächtniß eingepreßt ist, wie sie einer nach dem andern regelmäßig und ununterbrochen niederfielen, bis zu zwanzig, dreißig, vierzig und fünfzig. Dann trat eine Pause ein.

Sechsenddreißigstes Kapitel.

Das Verhör.

Nun kam eine Abtheilung Soldaten zu mir, und ich wurde zuerst langsam, dann unter heftigen Stößen vor das Tribunal geführt. Ich leistete keinen Widerstand.

Auf einem hohen Sitze in der Mitte des Zeltes saß ein Mann, der weite Hosen von schreiend gelber Farbe und einen kurzen gelben Rock mit lang herabhängenden Ärmeln trug. Auf dem Kopfe hatte er einen ungeheuern vierspizigen, über und über vergoldeten Hut, auf den drei große Augen gemalt waren. Er sah jung aus; sein Kopf war glatt rasirt, da er ein Lama vom höchsten Range war, ein Groß-Lama und Pombo, d. h. der Gouverneur einer Provinz, mit Machtbefugnissen gleich einem Lehnkönig. Zu seiner Rechten stand ein dicker, kräftiger rother Lama, der ein gewaltiges zweihändiges Schwert hielt, und auf beiden Seiten waren zahlreiche andere Lamas, Offiziere und Soldaten. Als ich schweigend und hocherhobenen Hauptes vor ihm stand, stürzten zwei oder drei Lamas auf mich zu und befahlen mir, niederzuknien. Sie versuchten mich dazu zu zwingen, indem sie mich auf die Knie niederdrücken wollten, aber es gelang mir, meine aufrechte Stellung zu bewahren.

Der Pombo, der vor Wuth buchstäblich aus dem Munde schäumte, redete mich in Worten an, die sehr heftig klangen; aber da er classisches Tibetänisch sprach und ich nur die Umgangssprache, konnte ich

kein Wort von dem, was er sagte, verstehen, und so bat ich ihn demüthig, nicht so schöne Worte zu gebrauchen.

Dieses unerhörte Ersuchen machte den großen Mann ganz verduzt, und mit drohender Miene gab er mir ein Zeichen, nach links zu blicken.



Der Pombo.

Die Soldaten und Lamas traten zur Seite, und ich gewährte meinen treuen Diener Tschanden Sing, der vor einer Reihe von Lamas und Militärpersonen mit dem Gesicht nach unten und von den Hüften abwärts gänzlich unbekleidet platt am Boden lag. Nun begannen zwei starke Lamas, einer von jeder Seite, ihn von neuem mit geknoteten, mit Bleistücken besetzten Lederriemen zu züchtigen, indem sie ihn mit kräftigen Armen von der Taille bis zu den Füßen mit wuchtigen Hieben bearbeiteten. Er blutete jämmerlich.

Jedesmal, wenn ein Hieb auf seine zerrissene Haut niederfiel, war es mir, als würde mir ein Dolch

in die Brust gestoßen; aber ich kannte die Orientalen zu gut, als daß ich mein Mitleid mit dem Manne gezeigt hätte, weil ihm dies nur eine noch härtere Strafe zugezogen haben würde. So sah ich seiner Tortur zu, wie man auf ein alltägliches Vorkommniß blickt.



Tshanden Sing wird von den Lamas gepöbelsht.

Die in meiner Nähe stehenden Lamas schüttelten ihre Fäuste vor meiner Nase und erklärten mir, daß ich gleich an die Reihe kommen würde, worauf ich lächelte und das gewöhnliche „Nikutza, nikutza“ wiederholte.

Wie ich auf ihren Gesichtern deutlich sehen konnte, wußten der Pombo und seine Offiziere nicht, was sie aus mir machen sollten; und je mehr ich bemerkte, wie gut mein Plan einschlug, desto höher



Tibetanischer Soldat.

schraubte ich meinen Muth, um meine Rolle so gut ich irgend konnte durchzuführen.

Wenigstens zwei Minuten lang saß der Pombo, ein weibischer, jugendlicher, hübscher Mensch von hysterischem Wesen, der wahrscheinlich ein vorzügliches Object für hypnotische Experimente abgegeben hätte, wie in einer Verückung da, seine Augen fest auf die meinigen gerichtet.

Es war eine wunderbare, plötzliche Veränderung mit dem Manne vorgegangen, und seine vor wenigen Augenblicken noch so anmaßende und zornige Stimme klang jetzt sanft und gütig. Die Lamas, die ihn umgaben, waren augenscheinlich bestürzt, als sie ihren Herrn und Meister aus einem schäumenden Wütherich in das sanfteste Lamm verwandelt sahen. Sie ergriffen mich daher und brachten mich ihm aus den Augen, an die Stelle, wo Tschanden Sing gezüchtigt wurde. Hier konnten sie mich wieder nicht zum Niederknien zwingen, weshalb mir schließlich erlaubt wurde, mich vor den Offizieren des Bombos auf die Erde zu kauern.

Die beiden Lamas verließen Tschanden Sing und begannen, nachdem sie meine Notizbücher und Karten hervorgezogen hatten, mich scharf zu verhören, wobei sie sagten, daß ich verschont bleiben sollte, wenn ich die Wahrheit spräche; im andern Falle würde ich erst gepeitscht und dann enthauptet werden.

Ich antwortete, daß ich die Wahrheit sprechen würde, gleichviel, ob sie mich strafen oder nicht.

Darauf sagte mir einer der Lamas, ein großer, dicker, roher Kerl, der mit einem prächtigen rothseidenen Rock mit Goldstickerei am Kragen aufgeputzt war und der sich an dem Durchpeitschen Tschanden Sing's betheiligte hatte, ich solle aussagen, daß mein Diener mir den Weg durch Tibet gezeigt und daß er die Landkarten und Skizzen gemacht habe. Wenn ich dies sagen wollte, wären sie willens, mich freizugeben und mich mit dem Versprechen, mir kein weiteres Leid anzuthun, an die Grenze zurückbefördern zu lassen. Sie wollten meinen Diener enthaupten: das wäre alles; mir persönlich sollte aber kein Schaden zugefügt werden.

Ich machte es den Lamas klar, daß ich allein für die Karten und Skizzen sowie für die Auffindung des Weges verantwortlich sei, der mich so weit ins Land geführt hätte. Langsam und deutlich wiederholte ich mehrmals, daß mein Diener unschuldig sei und daß deshalb kein Grund vorliege, ihn zu strafen. Indem er mir nach

Tibet folgte, habe er nur meinen Befehlen gehorcht; und wenn irgendjemand strafbar wäre, müßte ich allein, nicht meine beiden Diener bestraft werden.

Die Lamas wurden hierüber zornig, und der eine von ihnen schlug mich mit dem dicken Ende seiner Reitpeitsche heftig auf den Kopf. Ich that, als ob ich es nicht fühlte, trotzdem meine arme Kopfhaut noch lange davon schmerzte und brannte.

„Dann werden wir dich und deinen Diener schlagen, bis ihr aussagt, was wir wollen“, rief der Lama ärgerlich aus.

„Ihr könnt uns schlagen, wenn ihr wollt“, erwiderte ich dreist; „aber wenn ihr uns unrecht bestraft, wird es zu euerm Schaden sein. Ihr könnt uns die Haut herunterreißen, ihr könnt uns zu Tode bluten lassen, aber ihr könnt nicht machen, daß wir Schmerzen fühlen.“



Tibetanischer Soldat.

Ando, der Berräther, der fließend Hindostanisch sprach, diente als Dolmetscher, wenn irgendein Hinderniß in unserer tibetanischen Unterhaltung eintrat; so wurde mit dem, was ich von der Sprache wußte, und mit Hilfe dieses Mannes den Tibetanern alles so deutlich als möglich erklärt. Nichtsdestoweniger fuhren sie unbarmherzig fort, meinen armen Diener zu peitschen, der in seiner Todesangst in die Erde biß, wenn ein Schlag nach dem andern ihn traf und Stücke Haut und Fleisch abriß.

Tschanden Sing benahm sich heldenmüthig. Kein Wort der Klage, keine Bitte um Gnade kam über seine Lippen. Er sagte, er habe die Wahrheit gesprochen und nichts weiter zu sagen. Von allen Lamas und Soldaten aufmerksam bewacht, saß ich mit erheucheltem Gleichmuth vor diesem grausamen Schauspiel, bis sie, über mein Phlegma ärgerlich, den Soldaten Befehl gaben, mich wegzuschleppen. Wieder führten sie mich hinter das Lehnhhaus, von wo ich deutlich das zornige Schreien der Lamas, die mit Tschanden Sing ein Kreuzverhör anstellten, und jenes furchtbare Klatschen der Peitschenhiebe vernehmen konnte, die ihm noch ertheilt wurden.

Es fing an zu regnen, was ein Glück für uns war; denn ein Regenschauer übt in Tibet wie in China großen Einfluß auf das Volk aus, und man weiß, daß sogar Schlachten Einhalt gethan worden ist, bis der Regen aufgehört hatte.

Dies war auch an jenem Tage der Fall. Sobald die ersten Tropfen fielen, stürzten die Soldaten und Lamas hier und dort hin und in die Zelte hinein; ich wurde eilig in das entlegenste Zelt geschleppt, das bald von Wächtern, unter deren Aufsicht man mich gegeben hatte, vollgepfropft war.

Im Hintergrunde des Zeltcs saß mit untergeschlagenen Beinen ein Offizier von hohem Range. Er trug ein schönes, rothes, mit Gold und Leopardenfell besetztes Gewand und an den Füßen hohe Stiefel chinesischer Form von schwarzem und rothem Leder. Durch den Gürtel hatte er ein prächtiges Schwert gesteckt, dessen massive Silberscheide mit großen Korallen- und Malachitstücken eingelegt war.

Dieser Mann, der ein Alter von fünfzig bis sechzig Jahren zu haben schien, hatte ein intelligentes, vornehmeres, ehrliches und gutmüthiges Gesicht. Ich fühlte denn auch beinahe vom ersten Augenblick an, als ich ihn sah, daß er mir ein Freund sein würde. Und in der That war es dieser Offizier allein, der, während die Lamas und Soldaten mich mit übermäßiger Härte behandelten und mich soviel sie konnten in gemeiner Weise ausbeuteten, mir etwas

Ehrerbietung bewies und mein Benehmen zu würdigen schien. Er machte mir neben sich Platz und gab mir durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich mich an seine Seite setzen sollte.

„Ich bin ein Soldat“, sagte er in würdevollem Tone „und kein Lama. Ich bin mit meinen Leuten von Thassa gekommen, um dich festzunehmen, und jetzt bist du mein Gefangener. Doch du hast keine Furcht gezeigt, und ich achte dich.“

Indem er dies sagte, neigte er den Kopf, legte seine Stirn dicht an meine und streckte die Zunge heraus, um nach tibetanischer Art große Betrübniß und Theilnahme auszudrücken. Dann machte er eine Geberde, die andeutete, daß er noch mehr zu sagen wünschte, dies aber wegen der Gegenwart der Soldaten jetzt nicht thun könne.

Wir fingen nun eine sehr freundschaftliche Unterhaltung an, in deren Verlauf er mir sagte, daß er ein Kupun sei, also den nächsten Rang nach einem General einnehme. Ich bemühte mich, ihn über englische Soldaten und Waffen aufzuklären; er zeigte auch das lebhafteste Interesse für alles, was ich ihm erzählte. Dafür gab er mir interessante Auskünfte über die tibetanischen Soldaten. Jedermann in Tibet wird in Kriegszeiten, oder wenn er zur Dienstleistung herangezogen wird, als Soldat betrachtet. Für das reguläre Heer können sich alle kräftigen, gesunden Burschen im Alter von über 17 Jahren anwerben lassen; die krüppelhaften oder schwächlichen werden als dienstuntauglich zurückgewiesen. Die bei den tibetanischen Soldaten am meisten geschätzten Eigenschaften sind Geschicklichkeit im Reiten und



Offizier.

unbegrenzter Gehorsam. Der Rupun schwur auf die tibetanischen Luntens Flinten, die er für die brauchbarsten Waffen der Welt hielt; denn seiner Meinung nach könnte man, solange man genug Pulver hätte, alles als Geschöß verwenden; Kieselsteine, Erde oder Nägel thäten ebenso gute Dienste wie eine Bleikugel.

Wie er mir erzählte, würden in Thassa und Schigatse große Mengen dieser Waffen hergestellt, von denen die meisten tibetanischen Männer außerhalb der Städte eine besäßen. Auch Schießpulver würde aus Salpeter und im Lande selbst gefundenem Schwefel gemacht.

Es machte dem Rupun, als er sah, wie behende ich im Aufschnappen von Worten war, ein besonderes Vergnügen, mir wie einem Kinde die Namen der verschiedenen Rangstufen in der tibetanischen Armee beizubringen.

Der niedrigste Rang ist der des Tschupun, der nur zehn Mann unter sich hat; dann kommt der Kiatsambapun oder Kiapun, der Offizier, der hundert Mann befehligt, und der Tungpun oder Anführer von tausend Mann. Nur selten jedoch bekommen diese Offiziere die ihrem Range entsprechende volle Zahl von Mannschaften angewiesen, und sehr oft hat der „Befehlshaber von Tausend“ höchstens drei- oder vierhundert Mann unter sich. Ueber dem Tungpun steht der Rupun, eine Art Generaladjutant; dann der Dapapun oder Großoffizier; der höchste von allen ist der Magpun, der Obergeneral.

Einen dieser Generale hatten wir schon in Gyanema kennen gelernt. Trogdem mein Berichterstatter mir sagte, daß die Offiziere nach ihrer Tapferkeit im Kriege und ihrer Kraft und Geschicklichkeit im Sattel und mit der Waffe gewählt würden, wußte ich gut genug, daß dem nicht so war. Die Offizierstellen werden hauptsächlich denjenigen gegeben, die dafür am meisten bezahlen können, und dann auch Leuten aus solchen Familien, die unter der besondern Protection der Lamas stehen. In andern Fällen werden sie auch thatsächlich öffentlich versteigert.

Die große Masse des tibetanischen Volkes glaubt indessen, daß

die von dem Rupun beschriebene Methode bei der Wahl von Offizieren wirklich befolgt werde.

Der Rupun besaß viel trockenen Humor, und als ich ihm erzählte, wie schnell die tibetanischen Soldaten bei frühern Gelegenheiten davongelaufen seien, als ich ihnen mit meiner Flinte entgegentrat, konnte er ein herzliches, verständnißvolles Lachen, in das wir alle einstimmten, nicht unterdrücken. Er zeigte sich aber der Lage gewachsen und rief aus: „Ja, ich weiß, daß sie davonliefen, aber es geschah nicht aus Furcht. Sie liefen, weil sie dir kein Leid anthun wollten.“ Ich erwiderte, daß sie, wenn dies der Fall gewesen wäre, doch nicht so schnell hätten zu laufen brauchen!

Diese sarkastische Bemerkung belustigte den Rupun aufs höchste, und er mußte so darüber lachen, daß ihm die Thränen die Backen hinabließen. Er klopfte mir auf den Rücken und meinte, ich hätte recht. Dann sagte er, es thue ihm leid, mich gefesselt zu sehen, er habe aber strengen Befehl erhalten, mir weder Nahrung zu geben noch meine Bande zu lösen.

Die Soldaten, die der höflichen, freundschaftlichen Unterhaltung zwischen dem Rupun und mir als einem zwischen Sieger und Gefangenen nicht gewöhnlichen Brauch mit offenem Munde zugehört hatten, folgten dem Beispiel ihres Befehlshabers und verwandelten ihre mürrische, grobe Art in ein ganz freundliches, ehrerbietiges Betragen. Sie legten mir ein Kissen unter und bemühten sich, es mir so behaglich zu machen, als sie es unter den Umständen konnten.

Gegen Abend wurde der Rupun vor den Bombo gerufen und die Wache durch neue Mannschaften abgelöst. Dies bedeutete eine Veränderung zum Schlimmern. Sie benahmen sich außerordentlich grob und zogen mich von dem erhöhten Sitze, den ich am Ehrenplatze des Zeltes eingenommen hatte, fort, um mich heftig auf einen Haufen Mist niederzustoßen, den sie als Brennmaterial verwendeten.

„Das ist der richtige Platz für Plenkis!“ schrie einer der Männer, „nicht der an der besten Stelle des Zeltes!“

Dann fielen sie ungestüm über mich her, banden mir, trotzdem ich gar keinen Widerstand leistete, die Füße wieder zusammen und knüpften mir noch einen Strick um die Knie. Die Enden dieser Stricke ließen sie hängen, und übergaben jedes der Enden einem Soldaten.

In einem tibetanischem Zelte ist keine Stelle reinlich, aber der Platz, an dem ich die Nacht über bleiben sollte, war der allerschmutzigste. So fest gebunden, daß die Stricke tief ins Fleisch einschnitten, konnte ich an Schlafen nicht denken; aber zehnmal schlimmer als dies war der ekelhafte Umstand, daß ich bald mit dem Ungeziefer bedeckt war, von dem das Zelt wimmelte. Von dieser Stunde an bis an das Ende meiner Gefangenschaft, fünfundzwanzig Tage lang, habe ich unsägliche Qualen von dieser Plage erdulden müssen.

Im Zelte standen die Wachen rings um mich mit gezogenen Schwertern, und andere waren draußen postirt.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

hoffnungslos.

Diese Nacht war an seltsamen Vorkommnissen reich. Aus der Ferne hörte man in Pausen Rufe, die einer der Wächter im Zelte beantwortete. Sie sollten die Leute wach erhalten und die Sicherheit geben, daß ich noch dort sei. Der eine der im Zelt befindlichen Soldaten drehte sein Gebetrad und murmelte das hier folgende Gebet so oft, daß ich es auswendig lernte. In fast wörtlicher Uebersetzung lautet es:

O, mein Gott, ich bekenne,
Daß mein Vater in den Himmel gegangen ist,
Aber meine Mutter ist jetzt am Leben (wörtlich: im Hause).
Zuerst sündigte meine Mutter,
Und du nahmst alle Menschen in den Himmel,
Dann sündigten mein Vater und meine Mutter,
Und ich werde in den Himmel gehen.
Wenn alle andern Menschen und ich sündigen,
Und wir unsere Sünde zurücknehmen,
Sind wir alle der Sünde unterworfen
Und das Bumboo-Holz spricht frei von allen Sünden.
In dem Nordwesten (Lassan) und dem Südosten (Luffan)
Sind die beiden Wege zum Himmel.
Ich lese das heilige Buch und reinige mich;
Mein Armknochen* ist der heilige Knochen (Gottesknochen),

* Die Tibetaner glauben, daß bei Männern der linke, bei Frauen der rechte Arm Gott gehöre. Sie betrachten die Arme als heilig, weil mit ihnen die Nahrung zum Munde geführt und dadurch dem Körper Leben gegeben wird, und auch, weil man sich mit den Armen gegen seine Feinde vertheidigen kann. Auch das Nasenbein wird als heilig angesehen.

Und das Zeichen der Mannheit mein linker Arm.
 O, mein Gott, der du über meinem Haupte bist,
 Und in dem heiligen Kujernath, Banzah und Mattitti,
 Ich bete jeden Tag um Gesundheit und Reichthum (Silber und Gold).

Gegen Mitternacht kam der Rupun zurück. Ich bemerkte, daß er sehr aufgereggt war. Er setzte sich neben mich, und bei dem Lichte des flackernden Feuers und eines Dochtes, der in einer mit Butter gefüllten Messingschale brannte, konnte ich den Ausdruck großer Sorge auf seinem Gesicht wahrnehmen. Aus dem mitleidigen Blicke, mit dem er mich ansah, erkannte ich, daß er mir ernste Nachrichten zu bringen hatte. Ich täuschte mich nicht. Er nahm mich von dem verpesteten Plage fort, auf den mich die Soldaten hilflos niedergeworfen hatten, und brachte mich an eine bequemere, reinlichere Stelle des Zeltes. Dann befahl er einem Soldaten, mir eine Decke zu geben. Gleich darauf wurde er zu meinem Erstaunen sehr streng und sagte, daß er meine Fesseln untersuchen müsse. Er gerieth sogar in Zorn, schalt die Soldaten, daß sie mich so wenig fest gebunden hätten, und ging selbst daran, die Knoten fester zu machen, was, wie ich fühlte, unmöglich war. Obgleich er scheinbar seine ganze Kraft daran wendete, fühlte ich zu meiner großen Ueberraschung, daß meine Fesseln gelockert wurden. Dann deckte er mich schnell mit der schweren Decke zu.

Die Soldaten waren am andern Ende des großen Zeltes und schienen durch eine laute Erörterung über irgendeinen geringfügigen Gegenstand in Anspruch genommen zu sein. Der Rupun aber bückte sich tief herab, und indem er so that, als ob er mich in die Decke einwickelte, flüsterte er:

„Dir soll morgen der Kopf abgeschlagen werden. Entfliehe heute Abend! Draußen sind keine Soldaten.“

Der gute Mann bereitete wirklich alles für meine Flucht vor. Er löschte das Licht aus und legte sich an meiner Seite zum Schlafen nieder. Es wäre verhältnißmäßig leicht gewesen, unter dem Zelte durchzuschlüpfen und mich fortzustehen, da alle Soldaten eingeschlafen

waren. Ich hätte meine Hände leicht aus den Stricken herausbekommen und würde keine Schwierigkeit gehabt haben, alle meine andern Fesseln aufzumachen; aber der Gedanke, daß ich meine beiden Leute in der Gewalt der Tibetaner lassen würde, hinderte mich, meine Flucht ins Werk zu setzen.

Nachdem sich der Kupun erhoben hatte, um zu sehen, ob die Wachen schliefen, legte er sich wieder dicht an mich heran und murmelte:

„Nelon, nelon; palado. Sie schlafen, geh!“

So verführerisch dieses Anerbieten auch war, zwang mich meine Pflicht doch, zu bleiben.

Da ich die Hände frei hatte, war es mir möglich, während der Nacht etwas zu schlafen; als der Morgen kam, steckte ich die Hände wieder in die Stricke hinein.

Scheinbar sehr enttäuscht, band der Kupun die Stricke um meine Handgelenke wieder fest, und obgleich er ziemlich ärgerlich schien, daß ich die Gelegenheit zur Flucht, die er mir gegeben, nicht benutzt hatte, behandelte er mich doch mit immer größerer Achtung und Ehrerbietung. Er brachte sogar sein Puku zum Vorschein, das er mit dampfendem Thee aus dem Rastfang füllte, einem Gefäße, in dem der mit Butter und Salz gemischte Thee über dem Feuer im Kochen erhalten wird, und führte es mir an den Mund, um mich daraus trinken zu lassen.

Als er bemerkte, wie hungerig und durstig ich war, füllte der gute Mann die Schale nicht nur einmal nach dem andern, bis mein Durst gelöscht war, sondern er mischte noch Tsamba und Klümpchen Butter hinein, die er mir mit den Fingern in den Mund stopfte.

Es war in der That rührend zu sehen, wie die freundlicher gewordenen Soldaten seinem Beispiel folgten und einer nach dem andern Hände voll Tsamba und Tschura holten und mir in den Mund steckten. Zwar waren ihre Hände nicht übermäßig reinlich; aber bei solchen Gelegenheiten ist es nicht angebracht, es damit zu genau zu nehmen; auch war ich so hungerig, daß mir das Essen, das sie mir gaben, köstlich schien. Ich war zwei Nächte und einen Tag lang ohne

Nahrung geblieben, und mein Appetit war durch die Anstrengung des Kampfes wie durch die verschiedenen Aufregungen, die ich durchgemacht hatte, sehr rege geworden.

Diese große Höflichkeit und die Theilnahme, mit der nicht nur der Kupun, sondern auch die Soldaten mich jetzt behandelten, ließen mich vermuten, daß in der That mein Ende nahe sei. Daß es mir nicht möglich war, Nachrichten über Tschanden Sing und Man Sing zu erhalten, betrübte mich sehr, und das Schweigen der Soldaten, wenn ich nach ihnen fragte, legte mir die Befürchtung nahe, daß etwas Schreckliches geschehen sein müsse. Indessen verrieth ich keine Angst, trotzdem meine Wächter freundlich waren, sondern gab mir den Anschein, als ob ich alles, was geschähe, für etwas ganz Natürliches hielte. So verbrachte ich den ersten Theil des Tages in lebhafter Unterhaltung mit den Soldaten, bemüht, meine Kenntnisse im Tibetanschen dadurch zu fördern.

Bald nach Mittag kam ein Soldat in das Zelt und schrie, indem er mich mit seiner schweren Hand auf die Schulter schlug:

„Ohe!“ (Es ist dies ein tibetanscher Ausruf, den die ungebildeten Volksklassen immer beim Anfang einer Unterhaltung gebrauchen. Er entspricht unserm „Hör' mal!“)

„Ohe!“ wiederholte er, „ehe die Sonne untergeht, wirst du gepeitscht werden. Beide Beine werden dir gebrochen werden*; man wird dir die Augen ausbrennen und dir dann den Kopf abschlagen!“

Der Mann, der ganz ernsthaft zu sein schien, begleitete jeden Satz mit einer angemessenen Geberde, die seine Worte illustrierte. Ich lachte ihn aus und that so, als ob ich das Ganze für einen großen Scherz nähme, theils weil ich dies für das beste Mittel hielt, sie zu erschrecken und an Gewaltthätigkeiten zu verhindern, theils weil das

* Eine Form der Tortur, bei der beide Beine auf zwei parallele Holzblöcke gelegt werden, worauf ein heftiger Schlag mit einem Holzschlegel geführt wird, der beide Beine zerbricht.

mir vorgelegte Programm so reichhaltig schien, daß ich glaubte, es könne damit nur beabsichtigt sein, mich einzuschüchtern.

Indessen brachten die Worte des Soldaten eine gewisse Verstimmung bei meinen freundlichen Wachen im Zelte hervor, und als ich mich bemühte, sie aufzuheitern, antworteten sie kurz, daß ich nicht



„Beide Beine werden dir gebrochen werden.“

sehr lange mehr lachen würde. Sicherlich ging irgendetwas vor, denn die Leute stürzten in das Zelt hinein und wieder hinaus und flüsterten miteinander. Wenn ich zu ihnen sprach, antworteten sie nicht mehr, und als ich darauf bestand, gaben sie mir durch Zeichen zu verstehen, daß ihre Lippen von jetzt an verschlossen bleiben mußten.

Etwa eine halbe Stunde später stürzte ein anderer Mann in großer Aufregung ins Zelt und gab meinen Wachen ein Zeichen,

mich hinauszuführen. Dies thaten sie, nachdem sie meine Fesseln fester als je gemacht und mir noch Stricke um Brust und Arme gelegt hatten. So gebunden wurde ich nach dem Lehmhause abgeführt und in eins der Zimmer gebracht. Draußen versammelte sich eine große Menge von Soldaten und Landleuten. Als wir einige Zeit gewartet hatten, wurde Man Sing fest gebunden in dasselbe Zimmer gebracht. Meine Freude, meinen Diener wiederzusehen, war so groß, daß ich alles, was vorging, vergaß und die Beleidigungen des Pöbels, der durch die Thür guckte, nicht beachtete.



Handschellen.

Mit lächelndem Gesicht kam jetzt ein Lama herein und sagte, er habe mir gute Nachrichten zu bringen.

„Wir haben Pferde hier“, sagte er, „und wir werden dich an die Grenze zurückbringen; aber vorher wünscht der Pombo dich noch heute zu sehen. Widerseze dich dem nicht. Laß uns die Stricke um deine Handgelenke mit diesen eisernen Handschellen vertauschen.“

Hiermit brachte er ein schweres Paar Schellen zum Vorschein, die er unter seinem Rocke verborgen gehalten hatte.

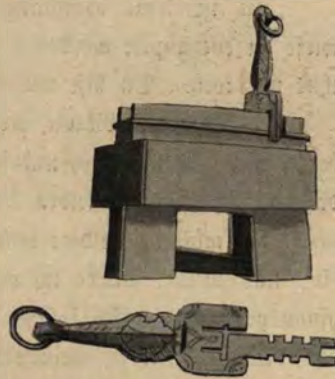
„Du wirst sie nicht länger als einige Augenblicke zu tragen haben, während wir dich vor sein Angesicht führen. Dann wirst du

frei sein. Bei der Sonne und bei Kunjut-Sum schwören wir dir, daß wir dich freundlich behandeln werden.“

Ich versprach, mich nicht zu widersetzen; hauptsächlich, weil ich keine Möglichkeit hatte, es zu thun. Zur größern Sicherheit banden sie mir die Füße und legten mir eine Schlinge um den Hals; dann wurde ich ins Freie hinausgetragen, wo ein Kreis von Soldaten mit gezogenen Schwertern sich um mich stellte. Während ich mit dem Gesicht nach unten platt auf dem Boden lag, von vielen kräftigen Händen fest niedergehalten, wickelten sie die Stricke von meinen Handgelenken ab und ersetzten sie durch die kalten, eisernen, mit einer schweren Kette verbundenen Fesseln. Sie brauchten einige Zeit, um das plumpe Vorlegeschloß zu befestigen; dann, als alles fertig war, banden sie meine Beine los.

Nun stellten sie mich wieder auf die Füße, und da sie wußten, daß ich meine Hände unmöglich freibekommen konnte, fing das feige Pack an, mich mit Beleidigungen und Schimpfreden zu überhäufen, die nicht mir als Individuum, sondern als Engländer galten. Sie spien auf mich und warfen mit Roth nach mir. Schlimmer als alle andern benahmen sich die Lamas, und der eine, der mir geschworen hatte, daß ich in keiner Weise mißhandelt werden sollte, wenn ich mich ruhig der Anlegung von Handschellen unterwürfe, that sich unter meinen Quälern am meisten hervor und feuerte die Menge am eifrigsten zu weitem Roheiten an.

Die Aufmerksamkeit der Menge wurde jetzt durch den Kupun, der mit einer Anzahl von Soldaten und Offizieren näher kam, in Anspruch genommen. Er schien sehr niedergeschlagen, und sein Gesicht war von geisterhaft blasser Farbe. Mit zu Boden gerichteten Augen und



Hängeschloß und Schlüssel.

sehr leiser Stimme gab er den Befehl, daß ich wieder in das Lehnhans gebracht werden solle.

Einige Augenblicke darauf kam er herein und verschloß die Thür hinter sich, nachdem er zuvor alle Leute, die in dem Zimmer waren, hinausgewiesen hatte. Wie ich schon früher erwähnte, haben tibetanische Gebäude dieser Art eine viereckige Oeffnung in der Decke, durch die sie Luft und Licht erhalten.

Der Rupun legte zum Zeichen der Antheilnahme seine Stirn an meine und schüttelte dann traurig den Kopf.

„Es ist keine Hoffnung mehr“, flüsterte er. „Heute Abend wirst du enthauptet werden. Die Lamas sind schlecht, und das Herz thut mir weh. Du bist wie mein Bruder, und ich bin betrübt.“

Der gute alte Mann wollte mich die Nührung, die ihn erfaßt hatte, nicht sehen lassen, und so gab er mir durch Zeichen zu verstehen, daß er nicht länger bleiben könne, damit er nicht etwa der Freundschaft für mich beschuldigt würde. Der Böbel drang in das Zimmer ein, und wieder wurde ich von den Lamas und Soldaten ins Freie hinausgeschleppt. Es folgte nun eine längere Erörterung darüber, wer den Schlüssel zu meinen Handschellen verwahren solle; schließlich wurde er einem der Offiziere übergeben, der sein Pferd bestieg und spornstreichs in der Richtung nach Chaffa davonritt.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Ein qualvoller Ritt.

In diesem Augenblick hörte ich die Stimme meines Dieners Tschanden Sing, der mit schwacher Stimme mir zurief:

„Hazur, Hazur, hum murgiaega! Herr, Herr, ich sterbe!“ Und als ich meinen Kopf nach der Seite umwandte, von wo diese Klage-töne kamen, erblickte ich meinen treuen Träger, der, die Hände auf den Rücken gebunden, auf dem Bauche zur Thür eines der andern Zimmer des Lehnhauses kroch. Sein Gesicht war kaum wiederzuerkennen: es trug die Spuren furchtbaren Leidens.

Dies konnte ich nicht mehr ertragen. Meine Wachen mit den Schultern beiseiteschiebend, versuchte ich, zu dem armen Burschen zu gelangen. Ich hatte ihn eben erreicht, als die dabeistehenden Soldaten auf mich losstürzten, mit mir rangen und mich vom Boden aufhoben. Nun warfen sie mich auf den Rücken eines Pferdes.

Ogleich ich jetzt das Schlimmste fürchtete, versuchte ich meinen tapfern Diener dadurch zu ermuthigen, daß ich ihm zurief, ich würde jetzt nach Taklakot geführt und er würde mir am nächsten Tage nachgebracht werden.

Tschanden Sing hatte den letzten Rest seiner Kraft erschöpft, indem er nach der Thür kroch. Er wurde ungestüm gepackt und mit roher Gewalt in das Zimmer des Lehnhauses zurückgeschleudert; so konnten wir kein Wort mehr wechseln. Mein Kuli Man Sing aber wurde mit gefesselten Armen auf ein ungesatteltes Pferd gesetzt.

Der Sattel des Pferdes, auf das sie mich geworfen hatten, verdient beschrieben zu werden. Er war nur das hölzerne Gestell eines Sattels mit sehr hohem Rückentheile, aus dessen hinterm Theile sechs scharfe Eisenstacheln horizontal herausragten. Während ich auf diesem Folterinstrument saß, bohrten sich mir die Stacheln ins Kreuz.

Meine Wache war durch zwanzig oder dreißig berittene Soldaten mit Musketen und Schwertern vermehrt worden. In wüthendem Galopp ritten wir ab. Da meine Hände hinter dem Rücken gefesselt



Mein Versuch, zu Ischanden Sing zu gelangen.

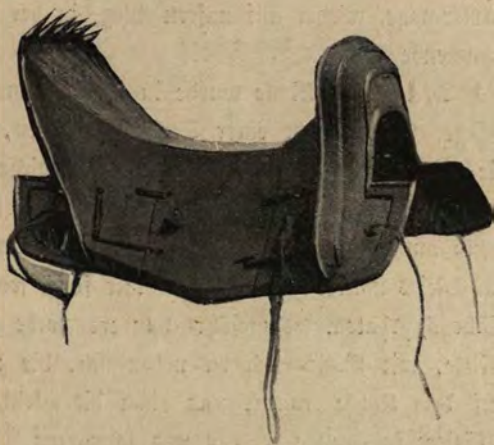
waren, führte ein vor mir herreitender Mann mein Pferd an einem Stricke; so ritten wir viele Meilen durchs Land.

Wären jene furchtbaren Stacheln im Sattel nicht gewesen, so hätte der Ritt ganz angenehm sein können; denn das Pferd, auf dem ich saß, war ein schönes, lebhaftes Thier und das Land ringsum merkwürdig und interessant. Wir ritten an einer scheinbar endlosen Folge von gelben Sandhügeln entlang, deren einige bis 60—100 Meter, während andere nicht mehr als 6—10 Meter hoch waren. Es schien, als ob der Sand eher vom Winde als vom Wasser ab-

gelagert worden sei, obgleich es auch möglich ist, daß dieses flache Land, das sich nur wenig über das Niveau des großen Stromes erhebt, einst ganz unter Wasser gewesen ist. Mit Ausnahme gewisser Stellen, wo der Boden außerordentlich sumpfig war und unsere Pferde tief in den weichen Schlamm einsanken, war der ganze Raum zwischen dem Gebirgszuge im Norden des Brahmaputra und dem Flusse selbst mit diesen Sandhügeln bedeckt. Wir kreuzten mehrere kleine Flüsse und ritten um viele Teiche herum. Von dem Gipfel einer Anhöhe, auf die ich geführt wurde, konnte ich sehen, daß die Hügel in der Nähe des Flusses von größerem Umfang und bedeutend höher waren und immer kleiner wurden, je mehr sie sich dem Gebirgszuge im Norden näherten. Außerdem nahm ihre Zahl und Größe auch zu, je weiter wir nach Osten kamen.

Die Umstände, unter denen ich „reiste“,

erlaubten mir weder, mich über die Beschaffenheit des Sandes zu vergewissern, noch irgendwelche Untersuchungen darüber anzustellen, von wo der Sand herkam. Aber ein Blick über das Land ringsum ließ mich als sicher annehmen, daß der Sand von Süden her dahin gekommen sein mußte. Man konnte dies deutlich an Vertiefungen und wellenförmigen Erhebungen sehen, die zeigten, daß der Sand in ungefahr nördlicher Richtung gewandert war. Und wenn ich auch, da es mir nicht möglich war, dies bestimmt festzustellen, nicht beabsichtige, meine persönliche Ansicht über die Bewegungen und den Ursprung dieser Sandablagerungen als durchaus richtig hinzustellen, so bin ich



Sattel mit Stadjeln.

doch ziemlich fest davon überzeugt, daß der Sand dort durch den Wind abgelagert worden ist, der ihn aus den heißen Ebenen Indiens über die Kette des Himalaja gebracht hat.

Von dem hohen Aussichtspunkte, zu dem wir emporgestiegen waren, durchforsteten meine Wachen das Land nach allen Richtungen. Nach Osten hin sahen wir in weiter Ferne eine große Schar von Reitern, die Wolken von Staub aufwirbelten. Wir ritten den Hügel wieder hinab, wobei unsere Thiere in den weichen Sand einsanken, und machten uns, als wir am Fuße angelangt waren, wo der Boden härter war, wieder auf unsern Weg, in der Richtung auf die herankommende Schar.

Weile nach Weile wurde in unangenehm schnellem Trabe zurückgelegt, bis wir an einer Stelle anlangten, wo wir die Reiter-schar, die wir von dem Gipfel des Hügels gesehen hatten, in einer Linie aufgestellt fanden. Es war ein schöner Anblick, als wir näher kamen, wenn auch die Schmerzen, die ich zu erdulden hatte, dem Vergnügen, das dieses malerische Schauspiel mir sonst wol gewährt hätte, einigen Abbruch thaten. Ungefähr hundert rothe Lamas standen in der Mitte, mit Bannerträgern neben sich, die merkwürdige flache Hüte auf dem Kopfe trugen, und etwa die gleiche Anzahl Soldaten und Offiziere in grauen, rothen und schwarzen Tunicas, im ganzen etwa zweihundert Reiter.

Vor der Menge der Lamas und Soldaten, etwas von ihnen entfernt, hielt der Bombo in gelbem Rocke und Hose und mit dem sonderbaren spizigen Hute auf dem Kopfe, auf einem prächtigen Pferde.

Seltamerweise ließ der Reiter, der mein Pferd führte, den Strick los, als wir dicht an diese neue Menschenmenge herangekommen waren. Mit grausamen Peitschenschlägen angetrieben, wurde das Thier seiner Laune überlassen. Die Soldaten meiner Wache lenkten ihre Pferde zur Seite. Mein Pferd stürzte fort, gerade auf den Bombo los. Als ich dicht an ihm vorbeikam, kniete der schon er-

wähnte Nerba, der „Privatsekretär“ des Tarjum von Toktschim, nieder, zielte mit seiner auf der Stütze ruhenden Luntensflinte nach mir und feuerte ohne weiteres einen Schuß auf mich ab.

Aber trotzdem dieser Nerba, wie ich später erfuhr, einer der Meisterschützen des Landes war und die Entfernung von seiner Luntensflinte bis zu mir nicht mehr als vier Meter betrug, traf mich die Kugel doch nicht, sondern fauste an meinem linken Ohre vorbei. Das Geschloß verursachte ein merkwürdiges zischendes Geräusch, dem einer kleinen Rakete nicht unähnlich. Wahrscheinlich hatte die Schnelligkeit, mit der mein Pferd vorwärts stürzte, mich gerettet, da der Schütze auf keinen festen Punkt zielen konnte. Mein Pferd, durch die Entladung der Luntensflinte in solcher Nähe er-

Landor.



Tibetanischer Fahrenträger.

schreckt, scheute und fing an, sich zu bäumen und nach hinten auszuschlagen. Ich konnte mich aber im Sattel behaupten, trotzdem die Eisenstacheln den untern Theil meines Rückens schrecklich zerfleischten.

Jetzt kamen mehrere Reiter näher und fingen mein Pferd ein; dann wurden die Vorbereitungen für eine neue aufregende Nummer in dem Programm meiner Martern getroffen. In ihrer Art waren diese edeln Lamas große Sportsfreunde! Ich schwur mir selbst, ihnen,



Herba's Morbanschlag.

was sie mir auch anthun würden, nicht die Genugthuung zu bereiten, zu zeigen, daß sie mir wehe thäten.

Diesem Grundsatz getreu, gab ich mir den Anschein, als ob ich die Wirkung der Stacheln, die mir das Fleisch vom Rücken rissen, nicht fühlte. Als man mich vor den Pombo führte, um ihm zu zeigen, wie ich mit Blut bedeckt war, sprach ich meine Zufriedenheit darüber aus, auf einem so vorzüglichen Pferde reiten zu dürfen.

Mein Betragen schien die Tibetaner gänzlich irrezumachen. Jetzt wurde ein ungefähr vierzig oder fünfzig Meter langer Strick aus



Grausamer Sport meiner Wache.

Daßhaaren gebracht und der an dem einen Ende befestigte Ring an meinen Handschellen festgemacht; das andere Ende wurde von einem Reiter gehalten.

Nun fing die wilde Jagd wieder an. Diesmal folgte uns nicht nur die Wache, sondern auch der Pombo und alle seine Leute. Ein- oder zweimal konnte ich nicht umhin, mich umzudrehen, um zu sehen, was sie angingen. Die Cavalcade bot einen unheimlich malerischen Anblick. Die Reiter mit ihren bunten Kleidern, ihren Luntenslinten mit rothen Fähnchen, ihren juwelenbesetzten Schwertern, ihren Bannern mit langen, im Winde flatternden vielfarbigen Bändern, alle in wüthendem Galopp, schreiend, kreischend und zischend, inmitten eines betäubenden Geklingels von Tausenden von Pferdeglöcken.



Mein Rock mit den Spuren der Stacheln des Sattels.

Um unsere Eile zu beschleunigen, ritt ein Soldat an meiner Seite, der wüthend auf mein Pferd lospeitschte, um es in möglichst schnellem Gange zu erhalten. Inzwischen that der Reiter, der den Strick hielt, alles was er konnte, mich aus dem Sattel zu ziehen, ohne Zweifel in der Hoffnung, daß ich von den Reitern hinter mir todtgetreten würde. Wenn ich, um meinen Sitz zu behaupten, den Körper nach vorn bog und mit dem Stricke an den Armen heftig nach hinten gezogen wurde, rieben die Handschellen mir das Fleisch von den Händen und Knöcheln ab. An einzelnen Stellen wurde der Knochen bloßgelegt; natürlich brachte mich jeder Ruß auch in gewaltsame Berührung mit den Stacheln des Sattels und verursachte mir tiefe Wunden. Schließlich gab der Strick, so stark er auch war, un-

erwartet nach, der Soldat, der am andern Ende zog, flog plump vom Pferde, und ich war nahe daran, durch den unerwarteten Ruck abgeworfen zu werden. Zuerst erregte dieser spaßhafte Vorfall unter meiner Escorte große Heiterkeit, die aber ihre abergläubischen Gemüther sofort in ein böses Omen verwandelten.

Als mein Pferd sowie der davongelaufene Gaul des abgeworfenen Reiters angehalten wurde, benutzte ich ihre Furcht, um ihnen noch einmal zu versichern, daß jedes Leid, das sie mir anzuthun versuchten, sich immer gegen sie selbst richten würde. Der Strick wurde mit verschiedenen starken Knoten wieder zusammengebunden, und nach einer Unterbrechung von wenigen Minuten begannen wir unsern halbsbrecherischen Galopp von neuem, wobei ich wieder als Vorderster zu reiten hatte.

Gegen Ende unsers Rittes mußten wir im Bogen um einen Sandhügel herumreiten; zwischen ihm und einem großen Teiche führte ein sehr schmaler Pfad hindurch. An diesem Punkte sah ich mich plötzlich einem Soldaten gegenüber, der seine Luntenflinte schußbereit hielt. Das Pferd sank tief in den Sand ein und konnte hier nicht schnell vorwärts. Es war dies, wie ich vermuthete, der Grund, weshalb man gerade diese Stelle gewählt hatte. Der Mann feuerte, als ich nur ein paar Schritte an ihm vorbeikam; aber das Glück wollte es, daß auch dieser zweite Mordversuch mich unverfehrt ließ.

Aus dem weichen Sande glücklich herausgekommen und auf härtern Boden gelangt, begannen wir wieder unsern ungestümen Lauf. Von hinten wurden mehrere Pfeile auf mich abgeschossen; aber wenn auch einige sehr nahe an mir vorbeiging, traf mich doch keiner. Endlich kamen wir nach einem an Ereignissen und Aufregungen reichen Ritte gegen Sonnenuntergang an unserm Bestimmungsorte an.

Neununddreißigstes Kapitel.

Die Folterung.

Eine Festung und ein großes Lamakloster standen auf dem Gipfel eines Hügel, an dessen Fuß vor einem andern großen Gebäude das Prunkzelt des Pombo aufgeschlagen worden war. Der Name dieses Ortes war, soweit ich ihn später feststellen konnte, Namj Laccé Galschjo oder Ghatsho.

Zwei oder drei Leute zogen mich ungestüm vom Sattel herunter. Die Schmerzen im Rücken, die die Stacheln verursacht hatten, waren furchtbar. Ich bat um einen Augenblick Ruhe. Sogar dies wurde mir von meinen Wächtern verweigert, die mich brutal vorwärts stießen und sagten, daß ich sofort enthauptet werden würde. Das ganze um mich versammelte Volk verhöhnte mich und machte mir Zeichen, daß mir der Kopf abgeschlagen werden würde; die feige Menge der Lamas aber überschüttete mich mit Beleidigungen aller Art. Ich wurde nach dem Richtplatze gedrängt, der auf der linken Seite des Zeltes lag.

Ein langer dreikantiger Balken lag auf dem Boden. Man stellte mich auf die scharfe Kante desselben, und mehrere Männer hielten mich fest, während vier oder fünf andere unter Aufbietung ihrer vereinten Kräfte meine Beine so weit auseinanderzogen, als möglich war. In dieser peinvollen Stellung festgehalten, wurden mir von den Unholden die Füße mit Stricken aus Yakhaaren an den Balken festgebunden.

Mehrere Männer mußten diese Stricke anziehen, und zwar so fest, daß sie an verschiedenen Stellen um die Knöchel herum und an den Füßen tiefe Rinnen in Haut und Fleisch schnitten; viele von diesen Schnitten, die Dr. Wilson einige Wochen später maß, waren bis zu 8 Centimeter lang!

Als ich so festgebunden war, kam der Schurke Nerba, der auf mich geschossen hatte, und ergriff mich von hinten bei den Haaren.



Die Lamas mit den Folterwerkzeugen.

Mein Haar war lang, da es seit mehr als fünf Monaten nicht geschnitten worden war.

Das Schauspiel vor mir machte einen tiefen Eindruck auf mich. Dort, bei dem Zelte des Pombo, standen in einer Reihe die schändlichsten Schurken, die meine Augen je gesehen haben. Der eine, ein kräftiges, widerwärtiges Individuum, hielt einen großen knotigen Holzschlegel in der Hand, der zum Zerbrechen der Knochen gebraucht wird; ein anderer trug einen Bogen und Pfeile; ein dritter hielt ein großes zweihändiges Schwert, während wieder andere verschiedene gräßliche Folterinstrumente zur Schau stellten. Die nach meinem Blute dürstende

Menge stellte sich in einem Halbkreise auf und ließ mich diese Parade der Martern sehen, die mich erwarteten, und als ich meine Blicke von einer Gestalt zur andern schweifen ließ, schüttelten die Lamas ihre Folterinstrumente, um zu zeigen, daß sie sich zur That rüsteten.

Am Eingange des Zeltes stand eine Gruppe von drei Lamas. Es waren die Musiker. Der eine hielt ein riesenhaftes Horn, das



Die Musikanten.

donnernde Töne von sich gab; von seinen Gefährten hatte der eine eine Trommel, der andere Becken. In einiger Entfernung schlug ein anderer Bursche auf ein ungeheueres Gong.

Von dem Augenblick an, wo man mich vom Pferde gerissen hatte, hallten die betäubenden Töne dieses diabolischen Trios durch das ganze Thal wider und machten das Schauspiel besonders unheimlich.

Jetzt wurde ein Eisenstab mit einem in rothes Tuch eingewickelten Holzgriff in einem Kohlenbecken roth glühend gemacht. Der Pombo, der sich wieder irgendetwas in den Mund gesteckt hatte, um künst-

liches Schäumen hervorzubringen und so seinen Grimm zu zeigen, arbeitete sich in einen Zustand wahnsinniger Wuth hinein. Ein Lama überreichte ihm das jetzt roth glühende Folterinstrument, das Taram, und der Pombo nahm es am Griffe.

„Ngaghi kiu meht taxon! Wir wollen dir die Augen ausbrennen!“ rief der Chor der Lamas.

Der Pombo schritt auf mich zu, indem er das gräßliche Instrument schwenkte. Ich starrte ihn an, aber er hielt seine Augen von mir abgewandt. Er schien zu zögern, doch die Lamas um ihn feuerten ihn an.



Das Taram.

„Du bist in dieses Land gekommen, um zu sehen“ (dies bezog sich auf das, was ich am Tage zuvor ausgesagt hatte, nämlich, daß ich ein Reisender und Pilger und nur gekommen sei, um das Land zu sehen). „Darum sollst du geblendet werden!“ Mit diesen Worten erhob der Pombo seinen Arm und hielt mir den rothglühenden Eisenstab in einer Entfernung von 3 bis 5 Centimeter quer vor die Augen, sodaß er beinahe meine Nase berührte.

Instinktiv hielt ich die Augen krampfhaft geschlossen, aber die Hitze war so ungeheuer, daß es mir vorkam, als ob meine Augen, besonders das linke, ausgedörrt und meine Nase versengt würde. Obgleich die Zeit mir endlos schien, glaube ich doch, daß die heiße Stange in Wirklichkeit nicht länger als etwa dreißig Secunden vor meinen Augen war. Doch war dies schon lange genug, denn als ich meine schmerzenden Augenlider aufhob, sah ich alles wie in einem rothen Nebel. Mein linkes Auge schmerzte mich furchtbar, und alle paar Sekunden schien es mir, als ob etwas Dunkles vor ihm das Sehen hinderte. Mit dem rechten Auge konnte ich noch ziemlich gut sehen, wenn auch alles, anstatt in seinen gewöhnlichen Farben, roth erschien.

Das heiße Eisen lag jetzt ein paar Schritte von mir auf dem feuchten Boden und zischte in der Masse.



Aquarellskizze von H. S. Landor.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

DIE FOLTER MIT DEM GLÜHENDEN EISEN.



Als ich mit weit auseinandergerackten Beinen, an Rücken, Händen und Beinen blutend, dastand und alles in gräßlich rother Färbung sah, inmitten des betäubenden, wahnsinnig machenden Lärms des Gong, der Trommeln, Becken und des Horns, von der feigen Menge beschimpft und angespien und von Nerba so fest an den Haaren gehalten, daß er mir ganze Hände voll aus dem Kopfe riß, hätte ich selbst meinen bittersten Feinden nicht wünschen mögen, sich je in einer ähnlichen Lage befinden zu müssen! Alles, was ich thun konnte, war, ruhig und gefaßt zu bleiben und mit scheinbarer Gleichgültigkeit die Vorbereitungen für die nächsten Qualen, die sie mir auferlegen wollten, und ihre Teufeleien zu beobachten.

„Miumta nani sehko! Töbte ihn mit einer Flinte!“ rief eine heisere Stimme.

Eine Luntensflinte wurde von einem Soldaten geladen, und als ich die Masse Pulver sah, die er in den Lauf schüttete, war ich sicher, daß sie dem, der sie abschießen würde, den Kopf kosten müsse. So sah ich es denn auch mit einer gewissen Befriedigung, wie sie dem Pombo überreicht wurde. Dieser Beamte aber legte mir die Waffe gegen die Stirn, die Mündung nach oben gerichtet! Dann zündete ein Soldat die Lunte an. Es erfolgte eine Entladung, die meinem Kopfe einen kolossalen Stoß versetzte; die übermäßig geladene Flinte aber flog zu jedermanns Erstaunen dem Pombo aus der Hand.

Ich mußte lachen; und ihre Verwirrung, der sich die Enttäuschung über das Mißlingen aller Versuche, mich zu verletzen, beimischte, versetzte die Menge in rasende Wuth.

„Ta kossaton, ta kossaton! Töbte ihn, Töbte ihn!“ riefen wüthende Stimmen um mich.

„Ngala mangbo schidak majidan! Wir können ihn nicht schrecken!“

„Ta kossaton, ta kossaton! Töbte ihn, töbte ihn!“ Das ganze Thal hallte von diesem wilden Geschrei wider!

Ein gewaltiges zweihändiges Schwert wurde jetzt dem Pombo gereicht, der es aus seiner Scheide zog.

„Töbte ihn, töbte ihn!“ schrie der Pöbel abermals, um den Scharfrichter anzuspornen, dessen abergläubische Natur das böse Omen von vorhin, als ihm die Flinte aus der Hand geflogen war, noch nicht verwunden hatte (wahrscheinlich schrieb er den Vorfall dem Eingreifen einer höhern Macht und nicht dem übermäßigen Laden zu) und der deshalb abgeneigt schien, fortzufahren.

Diesen Augenblick benutzte ich, um zu sagen, daß sie mich tödten möchten, wenn sie wollten, aber daß, wenn ich heute stürbe, sie alle morgen sterben würden — eine nicht zu leugnende Thatsache, da wir ja alle eines Tages sterben müssen. Einen Augenblick lang schien sie dies abzukühlen; aber die Aufregung der Menge war zu groß, und es gelang ihr endlich, den Pombo in leidenschaftliche Wuth zu bringen. Sein Zorn war so heftig, daß sein Gesicht ganz unkenntlich wurde. Er sprang gleich einem Rasenden herum. In diesem Augenblick näherte sich ein Lama und schob dem Henker geschickt etwas in den Mund, dem nun sogleich der Schaum vor die Lippen trat. Ein Lama hielt das Schwert, während der Pombo, um die Arme freizumachen, einen Ärmel seines Rockes zurückschlug; den andern schlugen ihm die Lamas zurück. Dann schritt er mit langsamen, gewichtigen Schritten auf mich zu, wobei er mit den ausgestreckten nackten Armen die glänzende scharfe Klinge hin- und herschwenkte.

Nerba, der mich noch an den Haaren hielt, bekam den Befehl, mich zum Beugen des Nackens zu zwingen. Mit der geringen Kraft, die mir noch übrig war, und mit dem nervösen Muthes eines dem Tode verfallenen Mannes widersetzte ich mich, entschlossen, den Kopf aufrecht und die Stirn hoch zu behalten. Gewiß, sie konnten mich tödten, sie konnten mich, wenn sie wollten, in Stücke zerhacken, aber bis ich das letzte Atom meiner Kraft verloren hätte, sollten diese Schurken mich nie dazu bringen, den Nacken vor ihnen zu beugen.

Ich wollte sterben, aber nur indem ich auf den Pombo und seine Landsleute herabfah!

Der Henker, der jetzt, das Schwert in den nervigen Händen, dicht bei mir stand, hob es hoch über seine Schultern empor. Dann führte er es bis an meinen Hals hinunter, den er mit der scharfen, kalten Klinge berührte, wie um die Entfernung für einen wirksamen Streich zu messen. Dann einen Schritt zurücktretend, erhob er das Schwert wieder schnell und führte mit aller Macht einen



Ein graufames Spiel.

Hieb nach mir. Das Schwert ging scharf an meinen Hals heran, berührte mich aber nicht. Ich wollte weder ausweichen noch sprechen, und mein gleichgültiges Benehmen imponirte ihm so, daß er fast erschrak. Er zögerte wirklich, sein teuflisches Beginnen fortzusetzen, aber die Ungeduld und die Unruhe der Menge hatten jetzt ihren Höhepunkt erreicht, und die in seiner Nähe stehenden Lamas gesticulirten wie wahnsinnig und feuerten ihn weiter an.

Während ich dies niederschreibe, wird ihr wildes Geschrei, der blutdürstige Ausdruck ihrer Gesichter wieder vor meinem Geiste lebendig.

Augenscheinlich gegen seinen Willen wiederholte der Henker dasselbe Verfahren noch einmal auf der andern Seite meines Kopfes. Diesmal kam die Klinge so nahe, daß die Schneide des Schwertes nicht weiter als vielleicht einen Centimeter von meinem Halse entfernt gewesen sein kann.

Es schien nun alles bald vorbei zu sein; aber sonderbarerweise fiel es mir in diesem kritischen Moment nicht ein, daß ich sterben sollte. Woher ich dieses Gefühl hatte, kann ich nicht sagen, da alles, was geschah, darauf hindeutete, daß mein Ende sehr nahe war. Es that mir ja leid, daß, wenn mein Ende wirklich nahe bevorstand, ich sterben sollte, ohne meine Verwandten und Freunde wiedergesehen zu haben, und daß sie möglicherweise nie erfahren würden, wo und wie ich gestorben war. Natürlich war ich nicht sehr geneigt, eine Welt zu verlassen, in der ich nie einen langweiligen Augenblick gehabt hatte. Aber nach all den schlimmen Erfahrungen, schrecklichen Leiden und Aufregungen, die wir seit unserm Betreten Tibets erduldet hatten, machte ich mir meine jetzige Lage nicht so klar, wie ich es gethan haben würde, wenn ich aus meiner behaglichen Londoner Wohnung direct auf den Richtplatz geschleppt worden wäre.

Es ist natürlich, daß ich dieses Schauspiel nie vergessen werde, und man muß es den Tibetanern lassen, daß das Ganze malerisch inscenirt wurde. Sogar die gräßlichsten Ceremonien können ihre künstlerischen Seiten haben, und gerade diese, die mit außerordentlichem Pomp und Gepränge vollzogen wurde, war wirklich großartig.

Es scheint, daß in Tibet diese unangenehmen Schwertübungen vor der wirklichen Enthauptung ausgeführt werden, um das Opfer noch mehr leiden zu machen, ehe ihm der Todesstreich gegeben wird. Ich wußte das damals noch nicht, und erfuhr erst einige Tage später, daß das Opfer bei dem dritten Streiche gewöhnlich wirklich enthauptet wird.

Noch immer verlangten die Lamas stürmisch nach meinem Kopfe;

aber diesmal blieb der Pombo standhaft und weigerte sich, mit der Execution fortzufahren. Nun scharten sie sich um ihn und schienen sehr zornig zu sein; sie schrien, kreischten und gesticulirten aufs ungestümste. Der Pombo aber hielt noch immer seine Augen halb ehrfurchtsvoll, halb erschreckt auf mich geheftet und weigerte sich, vorzugehen . . .

Eine erregte Berathung folgte.

Vierzigstes Kapitel.

Ein Fluchtversuch.

Inmitten dieses barbarischen Schauspiels langte mein Kuli Man Sing an. Er war oft von seinem ungesattelten Pferde gefallen und weit zurückgeblieben. Jetzt ließ Nerba mein Haar los, während ein anderer mich heftig von vorn stieß, sodaß ich hintenüber fiel und mir dadurch eine schmerzhafteste Zerrung aller Sehnen meiner Beine zuzog. Man Sing, der über und über zerschlagen und von Schmerzen gepeinigt war, wurde herangebracht und mit den Beinen an denselben Balken gebunden, an dem ich befestigt war. Mir wurde gesagt, daß mein Kuli zuerst getödtet werden würde, und ein roher Lama packte ihn brutal am Halse. Mit einem Stoße wurde ich in sitzende Stellung gebracht und mir eine Decke über den Kopf geworfen, sodaß ich nicht sehen konnte, was sie vorhatten. Ich hörte den armen Man Sing jämmerlich stöhnen, dann folgte Todtenstille. Ich rief ihn, bekam aber keine Antwort; so schloß ich, daß sie ihn in ein besseres Jenseits befördert hätten. Ueber eine Viertelstunde wurde ich in dieser schrecklichen Spannung gelassen; dann endlich nahmen sie mir das Tuch vom Kopfe, und ich erblickte meinen Kuli, der vor mir lag, an den Balken gebunden und fast bewußtlos, aber — Gott sei Dank! — noch am Leben. Er sagte mir, daß ihm, als ich ihn gerufen, ein Lama die Hand auf den Mund gelegt habe, um ihn am Antworten zu verhindern, während er ihm

mit der andern Hand den Hals so fest zusammengeedrückt habe, daß er beinahe erstickt sei.

Nach einiger Zeit erholte sich Man Sing; die Kaltblütigkeit und Tapferkeit, die der arme Bursche in diesen schrecklichen Prüfungen erwies, war wunderbar.

Jetzt sagte man uns, daß unsere Hinrichtung bis zum nächsten Tage aufgeschoben sei, damit wir gefoltert werden könnten bis die Stunde käme, wo man uns zum Tode führen würde. Eine Menge Lamas und Soldaten umstand und verhöhnzte uns. Ich benutzte die günstige Gelegenheit, die diese Pause bot, um einen großthuerischen Lama anzurufen und ihn um eine Erfrischung zu bitten.

„Ortscheh, ortscheh nga dappa tugu duh, tshuen deh, dang yak, guram tscha, tsamba pin. Ich bin sehr hungrig, bitte, gib mir etwas Reis, Pflanzfleisch, ghur, Thee und Hafermehl!“ Ich bat in meinem besten Tibetänisch.

„Hum murr, Maharaja! Ich möchte Butter, Ew. Majestät“, fügte Man Sing halb in tibetanischer, halb in hindostanischer Sprache hinzu.

Diese natürliche Bitte um Nahrung schien unsern Peinigern, die einen Kreis um uns gebildet hatten, außerordentliches Vergnügen zu bereiten. Sie lachten herzlich; aber Man Sing und ich fühlten uns, ausgehungert und in einer höchst qualvollen Stellung gebunden sitzend, zu allem andern aufgelegt als zum Lachen.

Der Tag ging jetzt zur Neige; und unsere Peiniger unterließen es nicht, uns beständig daran zu erinnern, daß uns am nächsten Tage der Kopf vom Halse getrennt werden sollte, worauf ich ihnen sagte, daß uns das nicht wehe thun würde, weil, wenn sie uns nichts zu essen gäben, wir dann schon längst Hungers gestorben sein würden.

Ob sie sich nun vorstellten, daß dies wirklich der Fall sein könnte, oder ob andere Gründe sie dazu bewogen, kann ich nicht sagen; jedenfalls wurden mehrere der Lamas, die die brutalsten gewesen waren, unter ihnen auch der eine, der sich am Tage vorher an Tschanden

Sings Geißelung theilhaftig hatte, jetzt ganz höflich und behandelten uns mit überraschender Ehrerbietung. Zwei Lamas wurden nach dem Kloster geschickt und kamen nach einiger Zeit mit Säcken voll Tsamba und einem großen Topfe heißen Thees zurück. Kaum je in meinem Leben habe ich mehr Genuß von einer Mahlzeit gehabt, obgleich die Lamas mir mit ihren ungewaschenen Fingern das Essen so schnell in den Hals stopften, daß sie mich fast damit erstickten.

„Iß, iß, soviel du kannst!“ sagten sie grimmig, „es wird dein letztes Mahl sein.“

Und ich aß und spülte das Tsamba mit ungeheuern Mengen buttermischten Thees hinab, den sie mir ziemlich unachtsam in den Mund gossen.

Man Sing, dem seine Religion nicht gestattete, Speisen zu essen, die von Leuten einer andern Kaste berührt waren, erhielt die Erlaubniß, das Mahl aus der hölzernen Schale auszulecken. Was mich betrifft, so war ich nicht zu stolz, auch meine Zuflucht zu diesem Mittel zu nehmen, als mein demüthiges „Ortscheh, Ortscheh, tschuan mangbo teroktschi, bitte, bitte, gib mir etwas mehr!“ durch ein mißbilligendes Kopfschütteln der Lamas beantwortet wurde und ihnen die ständige Verneinung „Middu, middu“ entlockte. Da ich noch zu hungrig war, um etwas von der kostbaren Speise verschwenden zu können, drehten mir die Tibetaner die hölzerne Schale wieder und wieder um den Mund, bis ich sie so rein geleckt hatte, als ob sie nie gebraucht worden wäre!

Nach der Aufregung des Tages fühlten wir uns etwas wohler, um so mehr, als wir, wenn auch nur für ein paar Augenblicke, etwas weniger schlecht behandelt wurden. Aber dieser Verbesserung unserer Lage, so klein sie war, wurde bald Einhalt gethan.

Von dem Kloster kam ein Lama, der nach rechts und links Befehle gab, und wieder gerieth das ganze Lager in Bewegung. Man stürzte sich auf uns und ergriff uns, und während mehrere Männer mich niederhielten, wurden mir die Beine schnell losgebunden. Dann

hoben sie mich wieder in die Höhe, bis ich aufrecht auf der scharfen Kante des prismatischen Balkens stand: zwei Männer packten mein eines Bein, zwei das andere und rissen sie so weit auseinander, als irgend möglich war. Hierauf wurde mir von vier oder fünf kräftigen Männern ein Strick nach dem andern um Füße und Knöchel gewunden und mit aller Macht angezogen, sodaß ich wieder wie vorher an dem Balken festgemacht war.

Da meine Beine diesmal viel weiter auseinandergezerrt waren,



In der Streckfolter.

empfund ich, als sie mich jetzt nach rückwärts hinabstießen, noch viel größere Schmerzen in den Beinmuskeln als zuvor. Aber ehe ich noch Zeit hatte, mir dessen ganz bewußt zu sein, rissen mir die Lamas, die jetzt wieder so wild waren, wie ich sie anfangs gesehen hatte, die gefesselten Arme nach hinten, um einen Strick an die Kette der Handschellen zu binden. Hiermit fertig, zogen sie den Strick durch ein Loch am obersten Ende eines hohen, hinter mir stehenden Pfahles und rissen, indem sie kräftig daran zerrten, meine Arme in einer Weise nach oben, daß sie, wäre ich weniger gelenkig gewesen, sie

mir sicher gebrochen hätten. Als ihre vereinigte Kraft mich keinen Zoll weiter emporziehen konnte, ohne mich in Stücke zu zerreißen, machten sie den Strick fest; so blieb ich halb hängen und hatte das Gefühl, als ob alle Knochen meiner Glieder sich aus den Gelenkspfannen lösten oder schon gelöst hätten. Da das Gewicht des Körpers natürlich nach unten zog, mußte, das fühlte ich, jeder Augenblick die Qual dieser schrecklichen Tortur vergrößern, die eine primitive Form der Streckfolter war.

Man Sing war auf der andern Seite ebenso aufgehängt worden; mit den Füßen war er an denselben Balken gebunden, an dem die meinigen befestigt waren.

Zuerst war der Schmerz sehr heftig, denn die Sehnen der Beine und Arme wurden furchtbar angespannt und das Rückgrat so gebogen, daß es fast brach. Die nahe aneinandergewängten Schulterblätter drückten die Wirbel einwärts, und längs des Lendenwirbels, wo die Anspannung am größten war, empfand ich furchtbare Schmerzen.

Als ob dies noch nicht genug wäre, wurde noch ein Strick von Man Sing's Hals zu meinem gezogen, um unsere Hälse in eine höchst unbequeme Lage zu ziehen.

Es fing heftig zu regnen an, wir wurden aber trotzdem im Freien gelassen. Unsere Kleider, d. h. die Lumpen, in die sie sich bei dem Ringkampfe vor unserer Gefangennehmung aufgelöst hatten, wurden gänzlich durchnäßt. Halbnaakt und verwundet, erstarrten wir bald vor Kälte, bald brannten wir im Fieber. Eine Wache umgab uns, die zwei an Pföcke gebundene Wachtunde bei sich hatte. Augenscheinlich verließen sich die Soldaten so fest auf die Unmöglichkeit unsers Entfliehens, daß sie sich ihre schweren Decken über die Köpfe zogen und schliefen. Einer von ihnen bewegte sich im Schlafe und stieß dabei sein Schwert unter der Decke hervor, in die er sich fest eingerollt hatte. Dies brachte mich auf den Gedanken eines Fluchtversuchs.

Es war inzwischen sehr dunkel geworden. Dank der außerordent-

lichen Gelenkigkeit meiner Hände gelang es mir, die rechte Hand aus den Handschellen zu ziehen, und nach ungefähr einer Stunde heimlicher, ängstlicher Arbeit brachte ich es fertig, die Stricke, mit denen Man Sing's Füße gebunden waren, zu lösen. Dann flüsterte ich ihm zu, er solle langsam aufstehen und das Schwert mit dem Fuße nach mir hinschieben, bis ich so weit reichen könne. Wenn dies gelang, konnte ich bald meine Fesseln und die um Man Sing's Hände durchschneiden; mit einer Waffe in unserm Besitz würden wir dann einen kühnen Streich zur Erlangung unserer Freiheit ausführen können.

Man Sing war aber kein Meister in der Gelenkigkeit. In seiner Freude, sich theilweise frei zu fühlen, bewegte der arme Kuli seine Beine ungeschickt. Die wachsamten Hunde bemerkten es und schlugen an. In einem Augenblick sprangen die Wachen auf, verließen uns, furchtsam wie immer, eiligst, um Licht zu holen und unsere Fesseln zu untersuchen.

Durch die Dunkelheit der stürmischen Nacht begünstigt, gelang es mir inzwischen, meine Hand in die Handschellen zurückzuzwängen. Sie wieder hineinzustecken war schwieriger, als sie herauszuziehen; aber ich hatte gerade Zeit genug, die Sache auszuführen. Jetzt kamen die Leute, die nach dem Kloster gegangen waren, mit Lichtern zurück. Ich stellte mich fest schlafend, was allerdings sehr unwahrscheinlich war, wenn ich in jedem Knochen meines Körpers das Gefühl hatte, als ob er lose geworden sei, wenn jedes Glied starr und kalt, jede Sehne und jedes Band so angespannt war, daß ich vor Schmerzen fast wahnsinnig wurde!

Die Tibetaner fanden die Fesseln um Man Sing's Füße gelöst. Sie untersuchten meine Hände und fanden sie noch ebenso, wie sie sie gelassen hatten. Sie betrachteten meine Füße. Die Stricke waren noch da und schnitten noch tief in mein Fleisch ein. Sie betrachteten Man Sing's Hände und fanden auch sie noch immer an dem hinter ihm stehenden Pfahl befestigt.

Der geheimnißvolle Vorgang erschien den Tibetanern so räthsel-

haft, daß sie ernstlich erschrafen. Sie fingen an, aufgeregt zu schreien und um Hülfe zu rufen. Kaum hatten sie Lärm geschlagen, so stürzte auch schon eine Schar auf uns los und stellte sich mit gezogenen Schwertern um uns auf. Einer, der tapferer als die übrigen war, gab Man Sing ein paar Peitschenhiebe und drohte uns, daß wir auf der Stelle enthauptet werden sollten, wenn man unsere Stricke noch einmal gelöst finden würde. Der Kuli wurde wieder gebunden, diesmal noch fester als zuvor.

Zur Vorsicht wurde jetzt ein Licht zwischen mich und Man Sing gestellt, und da es noch heftig regnete, brachten die Tibetaner ein leinenes Schuttdach über uns an, damit das Licht nicht ausgelöscht würde. Gegen sechs oder sieben Uhr morgens wurden Man Sing's Füße losgebunden, seine Hände aber nicht. Mich ließen sie noch in derselben qualvollen Stellung. So vergingen mir die Stunden sehr langsam. Meine Beine, Arme und Hände waren allmählich ganz abgestorben, und ich fühlte, nachdem ich die ersten sechs, sieben Stunden in der Streckfolter zugebracht hatte, keinen eigentlichen Schmerz mehr. Die Erstarrung kroch langsam durch jedes Glied meines Körpers, bis ich das eigenthümliche Gefühl hatte, als hätte ich einen lebenden Kopf auf einem todten Leibe.

Es ist merkwürdig, wie das Gehirn unter solchen Umständen thätig bleibt und so gut arbeitet, als ob es durch das Absterben aller übrigen Organe gar nicht afficirt würde. —

Der Tag, der jetzt heraufdämmerte, war reich an seltsamen Ereignissen. Als die Sonne schon ziemlich hoch am Himmel stand, kam der Pombo mit einer großen Schar von Lamas von dem Kloster geritten, obgleich die Entfernung nur sehr gering war. Er ging nach seinem Zelte, und gleich darauf wurden meine Kisten mit den wissenschaftlichen Instrumenten herausgebracht und geöffnet, wobei die Soldaten und Lamas ein ergötzliches Gemisch von Neugier und Vorsicht zeigten. Ich mußte den Gebrauch jedes Instruments erklären, eine schwierige Sache, wenn man ihre Unwissenheit und meine sehr

begrenzte Kenntniß des Tibetanischen bedenkt, die mir nicht erlaubte, wissenschaftliche Vorträge zu halten. Mit großem Mißtrauen wurde der Sextant angesehen, mit noch größerm der hypometrische Apparat, den sie mit feinen Thermometern in Messingröhren für irgendeine Art von Feuerwaffe hielten. Dann kam eine Partie von noch nicht entwickelten photographischen Platten, von denen sie einen Kasten nach dem andern im hellen Tageslichte öffneten und so in wenigen Augenblicken die werthvollen Negative zerstörten, die ich seit meinem Aufbruch vom Mansarowar aufgenommen hatte. Der Pombo, der genauer beobachtete als die andern, bemerkte, daß die Platten eine gelbliche Färbung annahmen, als sie dem Lichte ausgesetzt wurden.

„Was ist das?“ fragte er.

„Das ist ein Zeichen, daß du für das, was du mir anthust, zu leiden haben wirst.“

Der Pombo schleuderte die Platte fort und war ganz außer Fassung. Er gab den Befehl, in einiger Entfernung ein Loch in den Boden zu graben und die Platten sofort hineinzuverwersen. Aber die Soldaten, denen der Befehl ertheilt wurde, schienen keine Lust zu haben, die Platten zu berühren, und mußten erst von den Lamas gescholten und geschlagen werden, ehe sie gehorchten. Endlich schoben sie den Kasten mit den Negativen mit den Füßen nach einer etwas abgelegenen Stelle. Dort gruben sie nach Hundeart mit den Händen ein tiefes Loch in den schlammigen Boden. Ich mußte sehen, wie meine Arbeit von mehrern Wochen für immer mit Erde bedeckt wurde! Es war ein harter Schlag für mich.

Jetzt kam mein Malkasten mit seinen Wasserfarben an die Reihe.

„Was thust du mit diesen?“ rief der zornige Lama und wies auf die harmlosen Farben.

„Ich male Bilder.“

„Nein, du lügst! Mit dem Gelb findest du, wo Gold im Lande ist, und mit dem Blau entdeckst du, wo Malachit ist.“

Ich versicherte ihm, daß dem nicht so sei, und sagte, daß, wenn man mich losbinden wollte, ich, sobald ich den Gebrauch meiner Arme wiedererlangt hätte, von ihm ein Bild malen würde. Klugerweise zogen die Lamas aber vor, mich gebunden zu lassen.

Jetzt wurde ihre ganze Aufmerksamkeit durch eine beträchtliche Summe in Silber und Gold in Anspruch genommen, die sie in den Kisten fanden; der Pombo warnte das Volk, daß keine einzige Münze gestohlen werden dürfe.

Diese Gelegenheit benutzte ich, dem Lamakloster eine Opfergabe von 500 Rupien anzubieten; dem Pombo aber sagte ich, daß es mich freuen würde, wenn er mein Martini-Henry-Gewehr, das, wie ich bemerkt hätte, ihm gefiele, als ein Geschenk annehmen wolle.

Beide Geschenke wurden abgelehnt, da das Lamakloster, wie sie sagten, sehr reich sei, und des Pombo Stellung als Beamter ihm nicht erlaube, ein Gewehr zu tragen. Indessen war der Pombo von dem Anerbieten ganz gerührt und kam, sich persönlich bei mir zu bedanken.

In ihrer Art waren die Schurken in ihrem Betragen anständig genug, und ich konnte nicht umhin, die Höflichkeit und Grausamkeit in ihnen zu bewundern, die sie in jedem Augenblick ein- und ausschalten konnten.

Sie waren auf dem Grunde der wasserdichten Kiste angelangt, und mit großem Mißtrauen zog der Pombo einen sonderbaren plattgedrückten Gegenstand heraus.

„Was ist das?“ fragte er und hob den Gegenstand wie gewöhnlich in die Höhe.

Meine Sehraft war so geschwächt, daß ich nicht deutlich unterscheiden konnte, was es war; aber als sie das Ding vor meiner Nase schwenkten, erkannte ich es als meinen lange verlegten, jetzt trockenen und plattgedrückten Badeschwamm, den Tschanden Sing mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit im Packen auf dem Boden der Kiste untergebracht hatte, um dann die schweren Kästen mit den photographischen

Platten daraufzuthürmen. Infolge der Last, die wochenlang auf ihm gelegen hatte, war der Schwamm, der eigentlich sehr groß war, auf weniger als zwei Centimeter Dicke zusammengedrückt.

Den Tibetanern machte dieser neue Fund, der, wie sie sagten, dem Bunder glich, viel Kopfzerbrechen; er wurde mit großer Vorsicht angefaßt, da einige der Lamas sagten, er könnte explodiren.

Als ihre Neugier befriedigt war, nahmen sie ihn und warfen ihn fort. Er fiel in meiner Nähe in eine kleine Wasserlache. Das war eine goldene Gelegenheit, meine Kerkermeister zu erschrecken, und so redete ich den Schwamm in englischer Sprache und mit beliebigen Worten, die mir in den Mund kamen, an, indem ich that, als ob ich Zauberformeln ausspräche. Natürlich richtete sich die Aufmerksamkeit der Lamas und Soldaten augenblicklich auf mein sonderbares Benehmen, und sie konnten ihren Schrecken nicht verbergen, als der Schwamm, indem ich lauter und immer lauter zu ihm sprach, allmählich durch das eingesogene Wasser zu seiner normalen Größe aufschwoll.

Die Tibetaner, die bei diesem unverständlichen Vorgang erst ihren Augen nicht trauen wollten, wurden bei dieser vermeintlichen Befundung meiner geheimen Kräfte von solchem Schrecken ergriffen, daß eine allgemeine eilige Flucht nach allen Seiten erfolgte.

Alles dies war unterhaltend und diente jedenfalls dazu, die Zeit zu vertreiben. Die ergößlichste Scene dieses Nachmittags sollte jedoch noch kommen.

Einundvierzigstes Kapitel.

Der Tanz des Pombo.

Nach einiger Zeit rafften die Lamas ihren Muth wieder zusammen und gingen nach der Stelle zurück, wo mein Gepäck durchstößert worden war. Einer von ihnen nahm mein Martini-Henry-Gewehr, und die andern drängten ihn, es abzuschließen. Nun kam er zu mir, und als ich ihm erklärt hatte, wie es geladen würde, legte er eine Patrone in die Kammer, bestand aber darauf, das Schloß nicht fest zu schließen. Als ich ihn vor den Folgen warnte, schlug er mich mit dem Kolben des Gewehrs über den Kopf.

Bei dem Zielen mit ihren Luntenslinten, an denen eine Stütze befestigt ist, ist es tibetanischer Brauch, den Kolben vor die Nase zu halten, anstatt ihn, wie wir es thun, fest an die Schulter zu legen. So zielte auch der Lama in dieser Weise auf einen meiner Yaks, die ungefähr dreißig Meter von uns friedlich grasten. Während alle ängstlich aufpaßten, um zu sehen, welchen Erfolg der Schuß haben würde, drückte er ab; das Gewehr ging mit einem besonders lauten Knall los, und siehe, der Lauf des Martini zerplatzte, und der heftige Rückschlag gab dem Lama einen furchtbaren Stoß ins Gesicht. Das aus seinen Händen fliegende Gewehr beschrieb einen Purzelbaum in der Luft, und der Lama fiel rückwärts auf die Erde, wo er, lang ausgestreckt, über und über blutend, liegen blieb und wie ein Kind jämmerlich schrie. Seine Nase war zerquetscht, ein Auge ausge schlagen, und die Zähne waren ihm zertrümmert!

Ich muß erwähnen, daß der verwundete Lama an der Spitze der Partei stand, die meine Enthauptung verlangte, und so war es denn natürlich, daß ich in ein lautes Gelächter ausbrach, um meiner Freude darüber Luft zu machen, daß er jetzt so bestraft wurde. Ich war froh, daß sie mich noch einen Tag länger hatten leben lassen, und wäre es auch nur gewesen, um seinen Unfall sehen zu können!

Der Pombo, der mich fast während des ganzen Nachmittags mit einer halb mitleidigen, halb ehrerbietigen Miene angesehen hatte, als ob er gegen seinen Willen gezwungen wäre, mich so brutal zu behandeln, konnte nicht umhin, in mein Gelächter über des Lamas jämmerliche Lage einzustimmen. In einer Art, glaube ich, war er froh, daß der Unfall geschehen war. Denn, wenn er bis dahin noch ungewiß gewesen war, ob er mich tödten sollte oder nicht, so sah er nach dem, was vorgefallen war, ein, daß es nicht klug sein würde, es zu versuchen. Von einem goldenen Ringe, den man mir am Tage unserer Gefangenschaft genommen und den ich immer wieder zurückverlangt hatte, da er mir von meiner Mutter geschenkt war, glaubten sie, daß er wunderbare Kräfte besäße, solange ich ihn am Finger trüge; aus Furcht, daß ich mit seiner Hilfe meine Fesseln brechen und entfliehen könnte, hielten sie ihn nun fern von mir verborgen. Eine aufgeregte Berathung, die von dem Pombo, den Lamas und den Offizieren abgehalten wurde, endigte gegen Sonnenuntergang damit, daß mehrere Soldaten kamen und mir die Beine von dem Streckblock losmachten; meine Hände wurden, wenn auch noch in den Handschellen, doch von dem Pfahl hinter mir heruntergelassen.

Als die um meine Knöchel gebundenen Stricke aus den Rinnen, die sie ins Fleisch geschnitten hatten, gelöst wurden, gingen große Stücke Haut mit ihnen ab. So endeten die schrecklichsten vierundzwanzig Stunden, die ich je erlebt habe. —

Zuerst, als ich platt auf dem Boden lag, fühlte ich nur sehr wenig Erleichterung; denn Körper und Beine waren steif und wie todt, und als die Zeit hinging, ohne daß sich auch nur eine Spur

von wiederkehrendem Leben in ihnen zeigte, fürchtete ich, daß gänzlich Absterben eingetreten sei und daß ich den Gebrauch meiner Füße für immer verloren hätte. Es dauerte zwei oder drei Stunden, bis das Blut wieder in meinem rechten Fuße zu circuliren begann, und die Schmerzen dabei waren furchtbar. Hätte man mir eine Hand voll Messer langsam durch die Innenseite des Beines gezogen, der Schmerz hätte nicht entsetzlicher sein können. Meine Arme waren nicht ganz so schlimm, obgleich auch sie erstarrt waren, aber die Circulation kam schneller wieder in Gang.

Wittererweise hatte der Pombo, ich weiß nicht, um mich zu amüsiren oder um mit seinen Reichthümern zu prunken, den Befehl gegeben, daß etwa hundert Pferde, einige darunter mit prächtiger Aufzäumung, herbeigebracht würden. Er bestieg das schönste und ritt, das furchtbare Taram, den Eisenstab, in der Hand haltend, um den Hügel herum, auf dem das Kloster und die Festung standen.

Bei seiner Rückkehr hielt er seinen Leuten eine Rede, und dann begann eine Folge von Spielen, wobei der Pombo sich in meine Nähe setzte und mich gespannt beobachtete, um zu sehen, wie mir die Schaustellung gefiele. Zuerst wurden die besten Schützen ausgewählt, die einer nach dem andern mit ihren Luntenslinten auf meine nur wenige Schritte entfernten Daks schossen; aber trotzdem sie sorgfältig und bedächtig zielten, gelang es ihnen nicht, sie zu treffen. Ich merkte, daß sie mit Kugeln schossen, denn ich konnte das Bischen der Geschosse hören.

Hierauf folgte eine sehr interessante Vorführung von Reiterkünsten. Hätte ich nicht während der ganzen Zeit unter qualvollen Schmerzen gelitten, so würde ich mehr Vergnügen daran gehabt haben, indessen trug das Schauspiel doch viel dazu bei, mich aufzuheitern. Zuerst fanden Wettrennen statt, bei denen nur je zwei Pferde zugelassen wurden; zuletzt rannten die beiden Gewinner der letzten Einzelrennen; dem Sieger wurde eine Kata überreicht. Dann ritt ein Reiter, der

eine Kata in der Luft schwenkte, in tollem Galopp voran, während zwanzig andere dicht hinter ihm folgten. Er ließ die Kata aus der Hand fliegen, und als sie auf den Boden niedersank, folgten die Reiter dem ersten und ritten mit ihm eine kleine Strecke weit; dann galoppirten sie auf ein gegebenes Zeichen alle wieder stürmisch nach der Stelle zurück und versuchten, indem sie sich von den Pferden herabbogen, die Kata aufzunehmen, ohne vom Pferde zu steigen. Einige der jüngern Männer zeigten hierbei viel Geschick.

Eine andere Übung bestand darin, daß ein Reiter in vollem Galopp auf einen stillstehenden Fußsoldaten zuritt, ihn bei den Kleidern ergriff und in den Sattel emporhob.

Die Schaustellung interessirte mich sehr, und ich äußerte so große Bewunderung für die Pferde, daß der Pombo den Befehl gab, mir die besten vorzuführen, und daß er mich dann in eine sitzende Stellung aufrichten ließ, damit ich sie besser sehen könne. Der Pombo war jetzt sehr aufmerksam und höflich.

Es war mir eine große Erleichterung, denn ich litt mehr unter meiner demüthigenden Lage als unter den Folterqualen selbst. Nun sagte mir der Pombo, daß ich nach dem Zelte blicken sollte; dann stand er auf und ging auf dasselbe zu.

Die Oeffnung des Zeltes war über 6 Meter breit. Damit ich alles sehen könne, was drinnen vor sich ging, kamen einige Soldaten und zogen mich dicht vor dasselbe.

Zwei dicke Lamas traten mit dem Pombo in das Zelt; die andern Leute, die darin waren, wurden hinausgewiesen. Nachdem sie das Zelt für ein paar Minuten geschlossen hatten, öffneten sie es wieder. Inzwischen rief ein Gong die Lamas aus dem Kloster herab; es dauerte nur wenige Minuten, bis eine Schar von ihnen kam und ihre Plätze im Zelt einnahm.

In seinem gelben Rocke und ebensolchen Hosen, den spitzen Hut auf dem Kopfe, saß der Pombo auf einer Art von hochlehnigem Stuhl in der Mitte des Zeltes, und neben ihm standen die beiden

Lamas, die zuerst mit ihm eingetreten waren. Ohne Zweifel befand sich der Pombo in hypnotischer Verückung. Er saß regungslos da, die Hände flach auf die Knie gelegt und den Kopf hoch aufgerichtet. Seine Augen starrten unbeweglich. Einige Minuten lang blieb er in diesem Zustand, und alle Soldaten und das Volk, die sich vor dem Zelte versammelt hatten, warfen sich auf die Knie, legten ihre Mützen auf die Erde und murmelten Gebete. Nun legte



Der tanzende Pombo.

der eine der beiden Lamas, ein Bursche von anscheinend großer magnetischer Kraft, seine Hand auf die Schulter des Pombo, dessen Arme sich langsam mit ausgestreckten Händen erhoben und lange Zeit wie in einem kataleptischen Zustande so blieben, ohne sich auch nur um eines Zolles Breite zu rühren.

Darauf berührte der Lama den Hals des Pombo mit seinen Daumen und rief dadurch eine schnelle, von links nach rechts gehende kreisförmige Bewegung des Kopfes hervor.

Während der Hypnotiseur gewisse Beschwörungsformeln sprach, fing der Pombo an, die außerordentlichsten Gliederverrenkungen zu machen, indem er die Arme, den Kopf, den Rumpf und die Beine wie eine Schlange bewegte. Er arbeitete sich in einen Zustand der Raserei hinein, oder wurde vielmehr in denselben hineingearbeitet, der einige Zeit dauerte. Die Menge der Gläubigen zog sich immer näher an ihn heran, wobei sie inbrünstig betete und tiefe Seufzer und



Finale des Tanzes.

Rufe der Bewunderung und fast des Schreckens bei einigen der unmöglichsten Verrenkungen seiner Glieder ausstieß.

Dann und wann schloß diese unheimliche Art von Tanz mit einer seltsamen Stellung ab; der Pombo klappte dann so zusammen, daß sein Kopf fast den Boden berührte und sein langer flacher Hut auf dem Boden ruhte. Wenn er sich in dieser Stellung befand, gingen die Zuschauer einer nach dem andern hin, berührten seine Füße mit den Fingern, warfen sich nieder und begrüßten ihn mit feierlichen Salaams.

So ging es einige Zeit fort, bis schließlich der Hypnotiseur den Kopf des Pombo zwischen seine Hände nahm, ihm in die Augen starrte, seine Stirn rieb und ihn aus der Hypnose erweckte.

Der Pombo war bleich und erschöpft. Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück, und sein Hut fiel ihm vom Kopfe, der glatt geschoren war, ein unverkennbares Zeichen, daß er ein Lama von hohem Range war.

Nach dieser religiösen Vorstellung wurden an alle anwesenden Tibetaner Katas vertheilt, die sie zusammenfalteten und in ihre Röcke steckten.

Als der Pombo aus seinem Prunkzelte herauskam, sagte ich ihm, daß der Tanz wunderschön sei, aber daß ich großen Hunger hätte. Er fragte mich, was ich essen wolle, und ich sagte, daß ich gern etwas Fleisch und Thee haben möchte.

Bald darauf wurde mir ein großes Gefäß mit köstlichem gedämpftem Yakfleisch und auch Tsamba im Ueberfluß gebracht. Aber trotzdem ich ganz ausgehungert war, hatte ich die größte Mühe, auch nur einige Bissen hinunterzuschlucken. Dies rührte, wie ich glaube, von den Verletzungen meines Rückgrats und von dem Absterben der Glieder her, das augenscheinlich meinen ganzen Organismus angegriffen hatte.

Als der Pombo sich zurückgezogen hatte und die Nacht herankam, wurde ich wieder an den Streckblock gebunden, diesmal aber mit nicht so weit auseinandergezerrten Gliedern. Auch meine Hände wurden wieder hinten an den Pfahl gebunden, doch ohne sie besonders anzuspannen.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Plötzliche Wendung meines Schicksals.

Spät am Abend kam ein halbes Duzend Lamas aus dem Kloster mit einem Lichte und einer großen Messingschale, die, wie sie sagten, Thee enthielt. Unter ihnen war der verwundete Lama mit ganz verbundenem Kopfe. Er wünschte so dringend, daß ich etwas davon tränke, um mich während der kalten Nacht warm zu erhalten, daß ich mißtrauisch wurde. Als sie mir eine Schale mit dem Tranke an die Lippen brachten, nippte ich nur ein wenig davon und lehnte es ab, mehr zu trinken, wobei ich das, was sie mir in den Mund gezwungen hatten, ausspöte. Ein paar Tropfen hatte ich hinuntergeschluckt, und nach wenigen Minuten empfand ich schneidende, qualvolle Schmerzen im Magen, die noch mehrere Tage danach anhielten. Ich kann daraus nur schließen, daß das dargebotene Getränk vergiftet gewesen sein muß.

Am folgenden Tage begann mein linker Fuß, der, seitdem ich zum ersten mal von der Streckfolter losgebunden worden, leblos geblieben war, sich zu bessern, und die Blutcirculation stellte sich allmählich wieder ein; die Schmerzen waren unerträglich.

Am Morgen schien Unentschiedenheit darüber zu herrschen, was mit uns geschehen sollte. Mehrere Lamas wünschten immer noch, daß wir enthauptet würden, der Pombo und die andern indessen hatten sich schon am vorigen Abend fest entschlossen, uns an die Grenze zurückzuschicken.

Unglücklicherweise hatte aber der Pombo, wie später Lamas dem britischen Beschar Charak Sing erzählten, während der Nacht eine Vision gehabt, in der ihm ein Geist sagte, daß, wenn er uns nicht tödte, er und sein Land von einem großen Unglück betroffen werden würden.

„Du kannst den Plenkis tödten“, soll der Geist gesagt haben, „und niemand wird dich strafen, wenn du es thust. Die Plenkis fürchten sich, gegen die Tibetaner zu kämpfen.“

Da unter den Lamas kein wichtiger Schritt ohne Beschwörungen gethan wird, so befahl der Pombo einem Lama, eine Locke meines Haares abzuschneiden, was er mit einem sehr stumpfen Messer that. Mit ihr in der Hand ritt der Pombo zum Lamakloster hinauf, um das Orakel zu befragen. Die Locke wurde zur Untersuchung abgegeben, und es scheint, als hätte das Orakel nach gewissen Beschwörungen geantwortet, ich müßte enthauptet werden, oder das Land würde in große Gefahr gerathen.

Scheinbar enttäuscht ritt der Pombo zurück und befahl jetzt, einen meiner Fußnägel abzuschneiden; nach dieser Operation wurde das Orakel wieder gefragt, was zu thun sei, und leider gab es dieselbe Antwort.

Der hohe Gerichtshof der versammelten Lamas hält gewöhnlich drei solcher Berathungen ab; beim dritten mal bringen die Tibetaner, um die Entscheidung des Orakels zu erlangen, ein Stück von einem Fingernagel mit. Der Lama, der im Begriff stand, mir dieses Stück abzuschneiden, untersuchte meine nach hinten gebundenen Hände, und als er meine Finger ausstreckte, äußerte er große Ueberraschung und Erstaunen. Im nächsten Augenblick kamen alle Lamas und Soldaten herangelaufen, um meine gefesselten Hände zu untersuchen: eine Wiederholung dessen, was ich in dem Kloster von Tucker erlebt hatte. Auch der Pombo kam, als er davon benachrichtigt wurde, unverzüglich herbei und betrachtete meine Finger; das Gerichtsverfahren wurde sofort eingestellt.



Chhanden Sing gefesselt.

(.)

1875

Als ich einige Wochen später befreit worden war, gelang es mir, von den Tibetanern den Grund ihres Erstaunens zu erfahren. Meine Finger sind etwas höher zusammengewachsen, als gewöhnlich der Fall ist, und diese Eigenthümlichkeit wird in Tibet sehr hoch geschätzt. Wer solche Finger besitzt, dessen Leben ist nach tibetanischem Glauben durch Zauber geheilt; was auch die Menschen versuchen mögen, ihm kann kein Leid geschehen. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß dieser lächerliche Aberglaube viel dazu beitrug, des Pombo Entscheidung über unser Schicksal zu beschleunigen.

So befahl denn der Pombo, daß mein Leben geschont werden und daß ich noch an demselben Tage meine Rückreise nach der indischen Grenze antreten solle. Von meinem eigenen Gelde nahm er 120 Rupien, die er mir für meine Bedürfnisse während der Reise in die Tasche steckte, und befahl, daß ich, wenn auch noch gefesselt, doch freundlich behandelt werden sollte, ebenso meine Diener.

Als alles bereit war, wurden Man Sing und ich zu Fuß nach Logem geführt; unsere Wache bestand aus ungefähr fünfzig Reitern. Trotz unserer schlimmen, zerfleischten Füße, trotz unserer schmerzenden Knochen und der Wunden, mit denen wir bedeckt waren, mußten wir mit großer Eile marschiren. Die Soldaten hatten mich wie einen Hund am Halse gebunden und zogen mich vorwärts, wenn ich keuchend, erschöpft und elend mit den Pferden nicht Schritt halten konnte. Wir durchschritten mehrere kalte Ströme und sanken bis zu den Hüften in Wasser und Schlamm.

In Logem sah ich zu meiner großen Freude Tschanden Sing noch am Leben. Er war in dem Lehmhause gefangen gehalten worden, wo er drei Tage lang aufrecht an einen Pfahl gebunden war und vier Tage lang weder etwas gegessen noch getrunken hatte!

Man hatte ihm gesagt, ich sei enthauptet worden. Er war in einem furchtbaren Zustande; in Folge seiner Wunden, Frost und Hunger war er dem Tode nahe.

Wir mußten die Nacht über hier bleiben. Wir erstickten fast

vor Rauch in einem der Zimmer des Lehmhauses, das mit Soldaten vollgepfropft war, die in Gesellschaft einer Frau von anscheinend leichten Sitten die ganze Nacht spielten, sangen, fluchten und rausten und uns dadurch hinderten, auch nur ein paar Minuten zu schlafen.

Am nächsten Morgen wurden Tschanden Sing und ich bei Sonnenaufgang auf Yaks gesetzt, nicht etwa auf Reitsättel, sondern auf Packsättel von der Art, wie die Abbildung auf S. 301 zeigt. Der arme Man Sing mußte zu Fuß gehen und wurde unbarmherzig geschlagen, wenn er, müde und erschöpft, hinfiel oder zurückblieb. Sie banden ihm wieder einen Strick um den Hals und rissen ihn in brutalster Weise vorwärts. Wir hatten starke Wachen, die uns am Entfliehen hindern sollten; diese forderten an allen Lagerplätzen frische Relais von Yaks und Pferden und Nahrungsmittel für sich, sodaß wir sehr schnell vorwärts kamen. In den ersten fünf Tagen legten wir 295 Kilometer zurück, wobei die beiden längsten Tagemärsche je 70 und 75 Kilometer betrug; nachher machten wir keine so großen Märsche mehr.

Auf diesen langen Märschen litten wir viel, da die Soldaten uns mißhandelten und aus Furcht, daß wir zu kräftig werden könnten, uns nicht erlauben wollten, täglich zu essen. Sie gaben uns nur alle zwei oder drei Tage etwas. Unsere Erschöpfung und die Schmerzen, die das Reiten auf den elenden Yaks uns bei unsern Wunden verursachte, waren schrecklich.

Man hatte uns all unsere Habe genommen; unsere Kleider waren zerlumpt und wimmelten von Ungeziefer. Wir waren barfuß und fast nackt. Die ersten paar Tage marschirten wir manchmal von vor Sonnenaufgang bis ein oder zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Wenn wir das Lager erreichten, wurden wir von unsern Yaks herunter gerissen; dann legten uns unsere Wächter zu den eisernen Handschellen, die wir um unsere Handgelenke hatten, auch noch Fesseln um die Fußknöchel. Da sie uns so für ganz sicher hielten, ließen sie uns im Freien schlafen ohne irgendeine Art von

Bedeckung, oft genug auf dem Schnee liegend oder vom Regen durchweicht. Unsere Wachen schlugen gewöhnlich ein Zelt auf, unter dem sie schliefen. Aber selbst wenn sie keins hatten, gingen sie meist etwa 50 Meter von uns weg, um Thee zu brauen.

Von meinen beiden Dienern unterstützt, die bei mir saßen, um aufzupassen und mich gegen die Blicke der Wachen zu schirmen, brachte ich es unter steter Gefahr fertig, einen vorläufigen Bericht unserer Rückreise auf ein kleines Stück Papier niederzuschreiben, das in meiner Tasche geblieben war, als ich von den Tibetanern durchsucht

wurde. Wie ich es auf der Streckfolter gethan hatte, zog ich auch jetzt die rechte Hand aus der Handschelle und zeichnete mit einem kleinen Stückchen Knochen, das ich aufgefunden hatte, als Feder, und mit meinem Blute als Tinte kurze chiffrirte Notizen und eine Karte unsers Rückweges auf.

Natürlich mußte ich, da ich keine

Instrumente hatte, um genaue Beobachtungen anzustellen, meine Ortsbestimmungen nach der Sonne machen, deren Stand ich ziemlich genau durch beständiges Beobachten des Schattens fand, den mein Körper auf den Boden warf. Begreiflicherweise konnte ich mich, wenn es regnete oder schneite, nicht zurechtfinden und mußte meine Peilungen nach den Beobachtungen des vorigen Tages berechnen.

Unsere Wachen waren sehr streng und mißhandelten uns in jeder



Reiter aus unserer Escorte.

Weise. Ein paar Soldaten jedoch erwiesen uns große Freundlichkeit und Theilnahme und brachten uns, so oft sie es thun konnten, ohne von ihren Kameraden gesehen zu werden, etwas Butter und Tsamba.

Da unsere Wachen sehr häufig wechselten, hatten wir keine Möglichkeit, uns mit den Soldaten zu befreunden, und jede neue Ablösung war schlimmer als die vorhergehende.

Eines Tages trug sich ein sonderbarer Zwischenfall zu, der unter unsern Wachen großen Schrecken verursachte. Wir hatten in der Nähe einer Felswand halt gemacht; die Soldaten waren etwa 20 Meter von uns entfernt. Um meine Diener und mich zu belustigen, machte ich einige bauchrednerische Kunststücke und that so, als ob ich zur Wand hinaufspräche und von dort Antwort erhielt. Die Tibetaner wurden von Schrecken ergriffen. Sie fragten mich, wer dort oben sei. Ich sagte, es sei jemand, den ich kenne.

„Ist es ein Plenk?“

„Ja.“

Da stießen sie uns schnell auf unsere Daks und bestiegen ihre Pferde, und Hals über Kopf verließen wir den Ort.

Als wir an eine Stelle kamen, deren Lage ich nach einer auf meiner Hinreise vorgenommenen Beobachtung auf $83^{\circ} 6' 30''$ östlicher Länge und $30^{\circ} 27' 30''$ nördlicher Breite bestimmen konnte, wurde mir ein großes Glück zutheil. An diesem Punkte treffen nämlich die beiden Hauptquellflüsse des Brahmaputra zusammen und bilden einen Fluß; den einen, der aus Nordwest kommt, hatte ich schon verfolgt, der andere kommt aus Westnordwest. Zu meiner Freude wählten die Tibetaner den südlichen Weg und gaben mir dadurch Gelegenheit, die zweite Hauptquelle des großen Flusses zu besuchen. Dieser zweite Strom entspringt in einer Ebene und hat seinen Ursprung in einem kleinen See, der auf annähernd $82^{\circ} 47'$ östlicher Länge und $30^{\circ} 33'$ nördlicher Breite gelegen ist. Ich gab der nördlichen Quelle meinen eigenen Namen, ein Verfahren, das, wie ich hoffe, nicht für unbescheiden angesehen werden wird angesichts der Thatsache, daß ich



Mit meinem Blute gezeichnete Kartenskizze.

der erste Europäer war, der sie besucht hat, und auch angesichts der besondern Umstände meiner Reise. —

Dieser Abschnitt unserer Gefangenschaft war wol schrecklich, aber doch interessant und belehrend; denn es gelang mir, die Soldaten unterwegs dazu zu bringen, mich einige tibetanische Lieder zu lehren, die ganz denen der Schokas ähnlich sind. Von den weniger böseartigen Leuten unserer Wache sammelte ich durch wohlüberlegte Fragen



Soldat, eine Ziege durch Ersticken tödtend.

eine beträchtliche Menge von Angaben über Land und Leute, von denen ich einige in diesem Buche wiedergegeben habe.

Ueber einen Paß, der weiter südlich gelegen und niedriger war als der Maium-Paß, auf dem wir gesund, hoffnungsvoll und frei in die Provinz Du-tsang gekommen waren, verließen wir sie jetzt verwundet, gebrochen, nackt und gefangen.

Wir gingen jetzt in nordwestlicher Richtung weiter, und als wir die heilige Provinz Du-tsang glücklich hinter uns hatten, wurden unsere

Wachen weniger grausam gegen uns. Man erlaubte uns, mit dem wenigen Gelde, das mir der Pombo zu behalten gestattet hatte, so viel Lebensmittel zu kaufen, daß wir häufigere Mahlzeiten einnehmen konnten, und während wir aßen, nahmen die Soldaten unsere Handschellen ab und legten sie uns einstweilen um die Fußknöchel. Mit Geräthschaften, die uns von unsern Wachen geliehen wurden, konnten wir uns etwas kochen, und wenn wir es auch anstatt auf Schüsseln auf flachen Steinen serviren mußten, schien es uns doch köstlich.

Nachdem wir unsern frühern Weg gekreuzt hatten, gingen wir fast parallel mit ihm, nur wenige Kilometer weiter nördlich, über ein wellenförmiges Plateau mit thonigem Boden und vermieden so die sumpfige Ebene, deren Ueberschreiten uns auf der Hinreise so viel Beschwerde gemacht hatte. Wir fanden da und dort zahlreiche schwarze Zelte. Als wir eines Abends in der Nähe einiger kleiner Seen das Lager aufgeschlagen hatten, erlaubte man uns, eine Ziege zu kaufen. Ein Soldat, ein guter Kerl, der gegen uns schon sehr freundlich gewesen war, suchte eine schöne und fette für uns aus, und wir freuten uns schon auf eine solide Mahlzeit, als wir zu unserer Enttäuschung fanden, daß es uns unmöglich war, das Thier zu tödten. Abstechen konnten wir es nicht, da uns die Tibetaner kein Schwert oder Messer anvertrauen wollten, und sie selbst weigerten sich, das Thier auf irgendeine andere Weise für uns zu tödten. Schließlich ließ unser Freund, der Soldat, seine Gewissenskrupel durch das Geschenk einer Rupie besiegen und schickte sich an, das Thier auf äußerst grausame Weise zu tödten. Er band ihm die Beine zusammen und hielt die Schnauze des armen Thieres, nachdem er ihm die Nasenlöcher mit Schlamm verstopft hatte, mit einer Hand fest zu, bis es erstickte. Während dieser Arbeit drehte der sündige Soldat mit der freien Hand sein Gebetsrad und betete die ganze Zeit inbrünstig.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Wieder bei den Freunden.

Endlich befanden wir uns auf der Ebene, wo wir das aus etwa zweihundert Zelten bestehende Lager eines Tarjum sahen und die Nacht über blieben. Eine große Menge von Lamas und Soldaten war hier versammelt. Mitten in der Nacht wurden wir plötzlich ungestüm aus dem Schlafe geweckt und veranlaßt, unser Lager ungefähr zwei Kilometer von der Niederlassung fortzuverlegen. Am nächsten Morgen aber gingen wir, nachdem wir zuerst einen großen Strom überschritten hatten, in südwestlicher Richtung weiter und erreichten am Abend desselben Tages das Lager des Tarjum von Toktschim. Hier kamen uns die Offiziere entgegen, die uns bei einer frühern Gelegenheit Geschenke überbracht und die wir mit allen ihren Soldaten in die Flucht geschlagen hatten, als sie anfangen uns zu bedrohen.

Diesmal benahmen sie sich sehr anständig; der älteste von ihnen erwies uns alle mögliche Höflichkeit und bezeugte große Bewunderung für den Muth, mit dem wir uns gegen eine so starke Uebermacht behauptet hatten. Der alte Herr that alles, was er konnte, um es uns behaglich zu machen, und rief zu unserer Unterhaltung sogar zwei herumziehende Musikanten heran. Einer von diesen trug eine eigenthümliche viereckige Kopfbedeckung aus Fell; er spielte mit einem Bogen auf einem Instrument mit zwei Saiten, während sein Begleiter, ein Kind, tanzte und plumpe Glieder=

verrenkungen ausführte und alle paar Minuten mit ausgestreckter Zunge rundherum ging, um bei den Zuhörern um Tsamba zu betteln.

Die Tibetaner sind gegen Bettler sehr wohlthätig, und nicht nur bei dieser, sondern auch bei andern Gelegenheiten habe ich bemerkt, daß, wenn ihre Gaben auch oft sehr klein waren, sie sich selten weigerten, den Bettlern Tsamba, Stücke Butter oder Tschura zu geben.

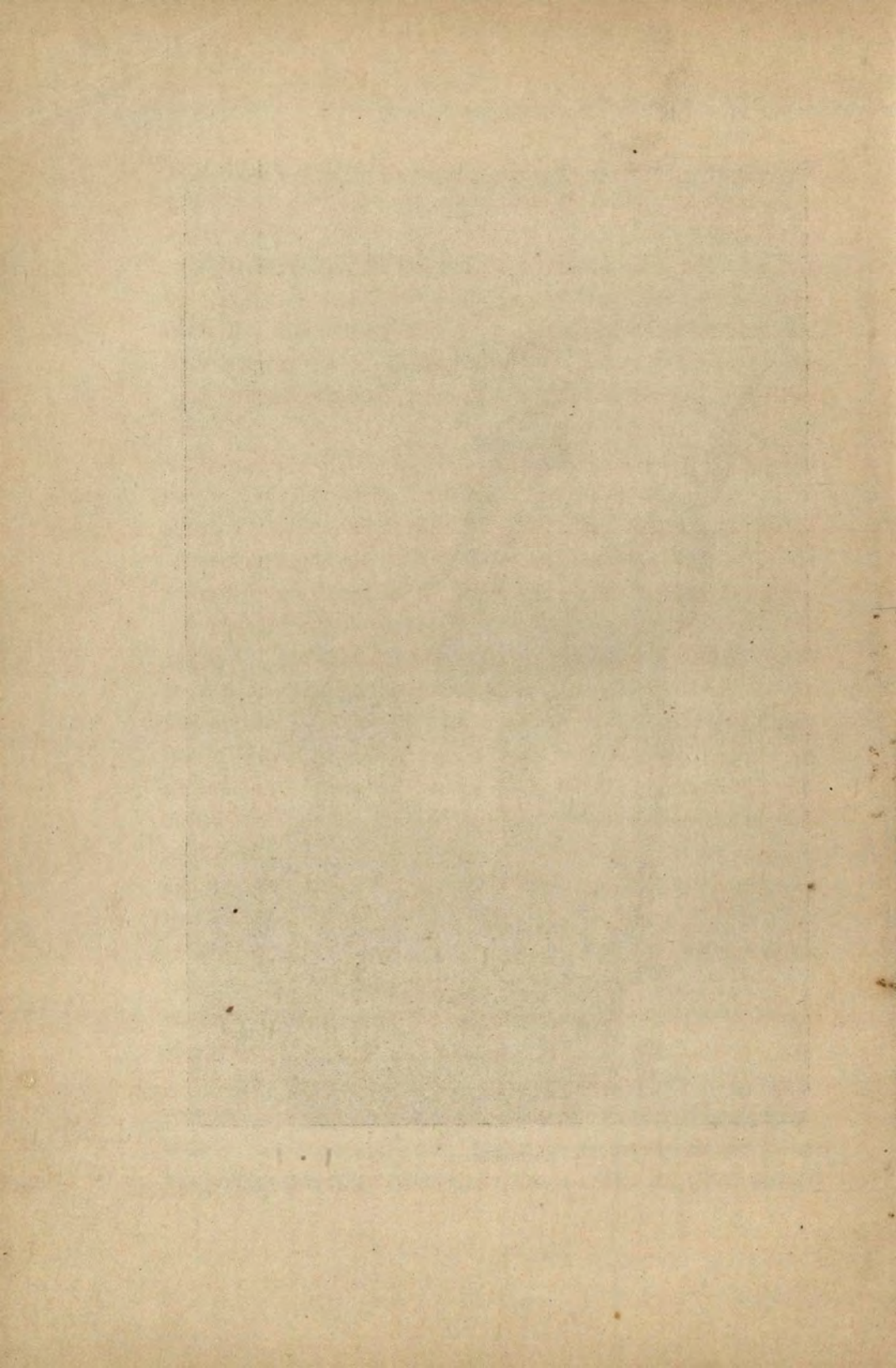
Der ältere Musikant hatte eine viereckige Keule durch den Gürtel gesteckt, und von Zeit zu Zeit legte er sein Instrument nieder und führte uns, die Keule als Schwert benutzend, eine Art kriegerischen Tanzes vor. Ab und zu schwang er die Keule auch gegen Rücken und Kopf des armen Knaben, um ihn zu größerer Lebhaftigkeit zu ermuntern, was unter den Zuschauern gewöhnlich schallendes Gelächter hervorrief.

Am nächsten Tage machten wir uns unter wiederholtem Lebewohl-sagen und Freundschaftsbezeugungen von seiten unserer Wirthe und Kerkermeister auf den Weg nach Mansarowar und erreichten spät am Abend Dorf und Gomba Tucker, wo wir in demselben Serai einkehrten, in dem ich auf meiner Hinreise übernachtet hatte. Hier wurden uns alle unsere Fesseln abgenommen und wir genossen verhältnißmäßige Freiheit, trotzdem vier Mann an meiner Seite marschirten, wohin ich auch ging; die gleiche Zahl beaufsichtigte Tschanden Sing und Man Sing. Natürlich erlaubte man uns nicht, weit von dem Serai fortzugehen; doch durften wir im Dorfe umherstreifen. Ich benutzte die Gelegenheit, ein Schwimmbad im Mansarowar-See zu nehmen, und auch Tschanden Sing und Man Sing begrüßten die Götter wieder mit neuen Salaams und sprangen in das heilige Wasser hinein.

Die Lamas, die bei meinem ersten Besuche so freundlich gewesen, waren jetzt außerordentlich mürrisch und grob. Nachdem sie bei unserer Ankunft zugegen gewesen waren, kehrten sie alle in das Kloster zurück und schlugen das Thor heftig hinter sich zu. Auch alle Dorfbewohner



Bettelmusikanten.



zogen sich eilig in ihre Häuser zurück, sodaß der Ort bis auf die paar Soldaten, die uns umgaben, ganz verödet schien.

Der arme Man Sing, der ganz entkräftet und von Schmerzen gepeinigt dicht neben mir saß und wie träumend auf den See blickte, hatte eine seltsame Vision, die vielleicht die Folge von Fieber oder Erschöpfung war.

„O Sahib“, sagte er wie im Traume, obgleich er ganz wach war, „sieh, sieh! Sieh die Menge Leute, die auf dem Wasser gehen. Es müssen mehr als tausend Männer sein. O, wie groß werden sie . . . Und da ist Gott . . . Siva . . . Mein, es sind Tibetaner, sie kommen uns zu tödten, es sind Lamas! O, komm, Sahib, sie sind so nahe . . . O, sie fliehen!“ . . .

„Wo sind sie?“ fragte ich. Ich sah, daß der arme Bursche eine Hallucination hatte. Seine Stirn brannte, er hatte hohes Fieber.

„Sie sind alle verschwunden!“ rief er, als ich ihm die Hand auf die Stirn legte und ihn aus seiner Verzückung weckte.

Einige Augenblicke schien er ganz betäubt zu sein, und als ich ihn später fragte, ob er die gespenstische Menge wiedergesehen hätte, konnte er sich nicht erinnern, sie überhaupt gesehen zu haben. —

Abends kamen die Eingeborenen, uns in dem Serai zu besuchen, und wir hatten vielen Spaß mit ihnen, denn die Tibetaner sind voll Humor. Was uns anbetrifft, so war es nur natürlich, daß wir jetzt, wo wir nur noch zwei Tagemärsche bis Taklakot hatten, bei sehr guter Laune waren. Nur noch zwei Tage Gefangenschaft, dann waren wir frei!

Es war noch dunkel, als wir geweckt wurden und den Befehl erhielten, augenblicklich aufzubrechen. Die Soldaten zogen uns aus dem Serai heraus. Wir baten sie, uns noch ein Bad in dem heiligen Manfarowar nehmen zu lassen, was uns schließlich allen dreien erlaubt wurde. Das Wasser war bitter kalt, und wir hatten nichts, womit wir uns abtrocknen konnten.

Es war eine Stunde vor Sonnenaufgang, als wir auf unsere

Dafs gesetzt wurden und, von etwa dreißig Soldaten umgeben, fortritten.

Als wir mehrere Stunden unterwegs waren, hielten unsere Wachen an, um ihren Thee einzunehmen. Nahe bei uns hatte ein Mann Namens Suna mit seinem Bruder und seinem Sohne, den ich in Garbhang getroffen, ebenfalls halt gemacht. Von ihnen erfuhr ich, daß die Nachricht über die Grenze gedrungen sei, ich und meine beiden Diener seien enthauptet worden, und daß darauf Dr. Wilson und der politische Befehlshaber Charak Sing über die Grenze gekommen seien, um sich über die Thatsache zu vergewissern und den Versuch zu machen, mein Gepäck u. s. w. zurückzuerlangen.

Als ich hörte, daß sie noch in Taklakot seien, war meine Freude groß. Ich überredete Suna, so schnell er könne zurückzukehren, um Wilson mitzutheilen, daß ich gefangen sei und wo ich mich befände. Kaum hatte ich Suna diesen Auftrag gegeben, als unsere Wachen den Mann und seinen Bruder ergriffen und sie fortschickten, um sie an jeder weiteren Unterredung mit uns zu verhindern. Als wir wieder unterwegs waren, kam ein Reiter auf uns zugeritten, der einen strengen Befehl von dem Jong Pen von Taklakot brachte, uns nicht über den Dippu-Paß, den wir jetzt in zwei Tagen erreichen konnten, nach der Grenze gehen zu lassen, sondern uns über den entfernten Lumpiya-Paß zu führen.

Um diese Jahreszeit mußte der Lumpiya fast unpassirbar sein, und wir hätten eine weitere Reise von wenigstens sechzehn Tagen machen müssen, zumeist über Eis und Schnee, was bei unserm ausgehungerten, geschwächten Zustande unvermeidlich unser Tod gewesen wäre! Wir verlangten nach Taklakot gebracht zu werden, aber unsere Wache verweigerte dies. Inzwischen hatte der Jong Pen von Taklakot schon andere Boten und Soldaten gesandt, die die Ausführung seiner Befehle sichern und unser weiteres Vorgehen hindern sollten. Durch die Leute von Taklakot verstärkt, zwangen uns unsere Wachen jetzt, den Weg nach Taklakot zu verlassen, und so traten

wir die Reise nach dem eisigen Lumpiya-Paß an. Dies war Mord; die Tibetaner wußten dies wohl und rechneten darauf, den indischen Behörden sagen zu können, daß wir im Schnee eines natürlichen Todes gestorben seien.



Ein Unglücksbote.

Man theilte uns mit, daß unsere Begleiter uns an der Stelle, wo der Schnee anfing, verlassen sollten, daß die Tibetaner uns keine Lebensmittel, keine Kleider und keine Decken geben und daß wir gänzlich auf uns selbst angewiesen bleiben würden. Ich brauche wol kaum zu sagen, daß dies unsern sichern Tod bedeutete!

So beschloffen wir denn, uns nicht in unser Schicksal zu ergeben

und unsere letzte Karte auszuspielen. Als wir etwa vier Kilometer weit nach Westen, in der Taklakot entgegengesetzten Richtung, marschirt waren, weigerten wir uns, noch weiter in dieser Richtung zu gehen. Wir sagten, daß wir, wenn unsere Wachen etwa versuchen wollten, uns mit Gewalt vorwärts zu bringen, bereit seien, den Kampf mit ihnen aufzunehmen, da es uns ganz gleichgültig sei, ob wir durch ihre Schwerter und Luntens Flinten sterben oder auf dem Lumpiya-Paß erfrieren müßten.

Ganz verblüfft entschlossen sich die Wachen, für die Nacht an dieser Stelle mit uns halt zu machen und einen Boten nach Taklakot zu senden, der den Jong Pen benachrichtigen und um weitere Instructions bitten sollte.

Während der Nacht kam der Befehl, daß wir weiter gehen sollten; insolge dessen rüsteten sich die Wachen am nächsten Morgen, uns wieder auf den Weg nach dem Lumpiya zu bringen. Da nahmen wir drei halben Leichen denn das letzte bißchen Kraft, das noch in uns war, zusammen und machten mit Steinen einen plötzlichen Angriff auf sie. Und so unglaublich es scheinen mag — unsere feigen Wachen machten fecht und rissen aus! Während wir nun in der Richtung auf Taklakot gingen, folgten uns die Schurken in einiger Entfernung und baten uns flehentlich, uns nicht mehr zu widersehen und mit ihnen dahin zu gehen, wo sie uns hin haben wollten. Thäten wir es nicht, so würden, sagten sie, ihnen allen die Köpfe abgeschlagen. Wir hörten nicht auf sie und hielten sie uns dadurch vom Leibe, daß wir weiter mit Steinen nach ihnen warfen.

Unglücklicherweise begegneten wir, als wir erst wenige Kilometer zurückgelegt hatten, einem großen Trupp Soldaten und Lamas, die vom Jong Pen ausgeschildt waren, um Anstalten zu unserer Hinrichtung zu treffen. Unbewaffnet, verwundet, ausgehungert und erschöpft, wäre es für uns gänzlich nutzlos gewesen, gegen eine solche Uebermacht zu kämpfen. Als sie jedoch sahen, daß wir frei dahergingen, schickten sie sich an auf uns zu schießen.



Unser plötzlicher Angriff auf die tibetanische Wache.

An der Spitze dieser Gesellschaft waren der erste Minister, ein Mann Namens Lapsang, und der Privatsecretär des Jong Pen. Ich ging auf sie zu, um ihnen die Hand zu geben, und hielt ein langes, stürmisches Palaver mit ihnen; sie blieben aber fest und bestanden darauf, daß wir jetzt, wo wir kaum mehr als einen Steinwurf von



Lapsang und der Privatsecretär des Jong Pen.

der Grenze entfernt waren, wieder umkehren und über den hohen Lumpiya=Paß gehen müßten. Dies sei der Befehl des Jong Pen, dem sie ebenso wie ich zu gehorchen hätten. Sie wollten uns weder Reitthiere noch Kleider schenken oder verkaufen, wozu die kleine Geldsumme, die ich noch bei mir trug, genügt hätte; sie wollten uns nicht einmal das kleinste bißchen Proviant geben. Dagegen protestirten wir nachdrücklich, indem wir sagten, daß wir es vorzögen,

zu sterben, wo wir seien. Wir forderten sie auf, uns gleich auf der Stelle zu tödten, da wir nicht einen Schritt weiter nach Westen gehen würden.

Jetzt machten Lapsang und der Privatsecretär des Jong Pen den schlauen Vorschlag, ich solle ihnen die Namen der Schokas, die mich nach Tibet begleitet hatten, schriftlich geben; wahrscheinlich beabsichtigten sie, Land und fahrende Habe derselben zu confisciren. Da ich sagte, ich könne nicht tibetanisch oder hindostanisch schreiben, baten sie mich, englisch zu schreiben. Dies that ich denn, setzte aber an Stelle der Namen meiner Leute höhnische Bemerkungen, die den Tibetanern wol einige Ueberraschung bereitet haben werden, als sie sich das Document übersehen ließen!

Weil sie sich jedoch weigerten, uns auf der Stelle zu tödten, und weil Lapsang sich uns gegenüber sehr höflich zeigte und es sich sogar als persönliche Gunst für sich ausbat, daß wir über den Lumpa-piya-Paß gingen, beschloß ich nach einigem Widerstreben, doch lieber ihre Bedingungen anzunehmen, als jetzt, wo wir dem britischen Boden so nahe waren, noch mehr Zeit zu verlieren. —

Wir waren unter der Escorte dieser großen Streitmacht bis dicht vor Kardam gekommen, als ein Reiter in vollem Galopp auf uns zusprengte und unsere Gesellschaft anrief. Wir hielten an, der Mann holte uns ein und übergab Lapsang einen Brief. Dieser enthielt den Befehl, uns sogleich nach Taklakot zu bringen.

Nun gingen wir auf demselben Wege wieder zurück, überschritten das wellenförmige Plateau über dem Gakon-Flusse und erreichten spät abends das Dorf Dagmar, eine eigenthümliche Niederlassung. Die Eingeborenen wohnen in Höhlen, die in die hohen Lehmwände des engen Thales gegraben sind.

Nachdem Lapsang, der Privatsecretär des Jong Pen und der größere Theil ihrer Soldaten die Pferde gewechselt hatten, ritten sie nach Taklakot weiter. Wir aber mußten hier halt machen, als ein neuer Brief vom Jong Pen kam, in dem er sagte, daß er sich



Das Höhlendorf Dagmar.

anders besonnen habe und daß wir trotz alledem über den Lumpiya-Paß gehen müßten!

Während der Nacht entstand in dem Orte eine große Aufregung; die Leute rannten schreiend hin und her, und eine große Menge Reiter kam an.

Das tibetanische Land ist sozusagen an Beamte verpachtet, die allmählich kleine Lehnskönige geworden sind und gewöhnlich miteinander in Feindschaft leben. Dieser Eifersucht und gewissen Streitigkeiten über das Wegerecht hatten wir auch das nächtliche Erscheinen dieser neuen Armee zuzuschreiben.

Es waren im ganzen 150 Mann, alle mit Luntens Flinten und Schwertern bewaffnet. Der Anführer der Bande kam mit acht oder zehn Offizieren zu mir und sprach so aufgeregt, daß ich befürchten mußte, es stünden uns Unannehmlichkeiten bevor. Dem war in der That so. Die neuen Ankömmlinge, Offiziere und Soldaten aus Gyanema, Kardam und Barka, brachten den strengen Befehl von dem Tarjum von Barka, daß wir unter keiner Bedingung durch seine Provinz oder über den Lumpiya-Paß gehen dürften. Dies war spaßhaft und peinlich zugleich; denn nun war für uns kein Weg über die Grenze offen.

Als unsere Wachen und einige von den Leuten des Jong Ben, die zurückgeblieben waren, sahen, daß sie sich in der Minorität befanden, hielten sie es für gerathen, sich zu verziehen; ich aber, natürlich nur darauf bedacht, so schnell als möglich aus dem Lande zu kommen, stimmte allem bei, was die Leute von Gyanema sagten, und ermuthigte sie sogar, für den Fall, daß der Jong Ben noch weiter darauf bestehen sollte, daß ich des Tarjums Provinz passiren müsse, den Kampf gegen ihn aufzunehmen. Alle Wege, die aus dem Lande führten, waren uns jetzt verschlossen, und ich sah ein, daß wir, wenn wir nicht unsere Zuflucht zur Gewalt nähmen, überhaupt nie entkommen würden.

Die Leute aus Gyanema fragten mich, ob ich sie im Falle eines

Kampfes mit den Soldaten des Jong Pen anführen würde. Obgleich ich kein sehr großes Vertrauen zu ihrem Muth hatte, nahm ich doch den Posten als zeitweiliger Oberfeldherr an, wobei ich Tschanden Sing und Man Sing auf der Stelle zu meinen Adjutanten beförderte. Wir verbrachten den größern Theil der Nacht mit dem Ausbrüten unsers Angriffsplanes auf die Truppen des Jong Pen. Als alles in Ordnung war, überreichten mir die Tibetaner zum Zeichen ihrer Dankbarkeit eine Hammelkeule, etwas Tamba und zwei Stück Ziegelthee.

Der Morgen kam, und ich erhielt ein schönes Reitpferd; ebenso Tschanden Sing und Man Sing. Dann machten wir uns frühlich auf den Weg nach Taklatot, von meinen tibetanischen Truppen, einer schönen Cavalcade, gefolgt. Wir hatten erfahren, daß der Jong Pen seine Leute an einem gewissen Punkte der Straße concentrirte, um uns den Weg zu versperren, und diesen Punkt wollten wir mit Gewalt nehmen. Meine Tibetaner sagten, daß sie des Jong Pen's Leute haßten und daß sie sie alle niedermetzeln würden, wenn sie Widerstand leisteten.

„Aber sie sind solche Feiglinge“, erklärte einer der tibetanischen Offiziere, „daß sie ausreißen werden.“

Alle diese Reden hörten plötzlich auf, als wir das ferne Geläute der Pferddeglocken unserer Feinde hörten. Obgleich ich meine Leute, so gut ich konnte ermutigte, brach eine förmliche Panik unter ihnen aus. Die Mannschaften des Jong Pen kamen in Sicht, und gleich darauf wurde ich Zeuge des seltsamen Schauspiels von zwei einander gegenüberstehenden Armeen, von denen jede vor der andern Todesangst hatte.

Ungeachtet meiner Vorstellungen legten beide Parteien mit ängstlichem Eifer die Luntenslinten und Schwerter auf die Erde, um zu zeigen, daß sie nur friedliche Absichten hegten. Dann wurde eine stürmische Conferenz abgehalten, bei der jeder bereit schien, jedem gefällig zu sein, nur nicht mir.

Während dies noch vor sich ging, kam ein Reiter mit einer Botschaft von dem Jong Pen an, durch die uns endlich zu allgemeiner Befriedigung die Erlaubniß gegeben wurde, nach Taklatot weiter zu ziehen.

Mein Heer ging seinen Weg wieder nach Nordwest zurück, und ich, von dem hohen militärischen Posten, den ich nur für wenige Stunden innegehabt, abgesetzt, wurde wieder ein Civilist und Gefangener.



Tscholden bei Taklatot.

Ueber kahle Felsen wurden wir auf einem steinigen Wege unter großer Escorte am Gakon-Flusse entlang geführt. Wir kamen an Hunderten von großen und kleinen, meist roth bemalten Tscholden und an Mani-Mauern vorbei. Nachdem wir auf steilem Pfade auf weißlichem Thonboden hinabgestiegen waren, gelangten wir in einen dicht bevölkerten District, wo aus Stein gebaute Häuser über die ganze Landschaft verstreut waren. Zu unserer Linken sahen wir das große Kloster von Delaling, in einiger Ferne die Gomba von Sibling. Dann gingen wir in einem großen Bogen

zwischen Steinen und Blöcken um den hohen, schön geformten Berg herum, auf dessen Gipfel die Festung und die Klöster von Taklakot standen.

An dieser Stelle angelangt, überfiel uns plötzlich so große Angst, daß abermals Zwischenfälle eintreten und wir wieder zurückgebracht werden könnten, daß Tschanden Sing und ich, sobald wir die hölzerne Brücke über den Gakkon glücklich passirt und das große Schoka-Lager am Fuße des Hügels bemerkt hatten, unsern Pferden die Peitsche gaben und unsern Wachen entflohen. So schnell wir konnten, galoppirten wir an der hohen Wand entlang, wo Hunderte von Menschen in Lehnhöhlen wohnen, und — befanden uns endlich wieder unter Freunden.

Vierundvierzigstes Kapitel.

In die Heimat.

Die Schokas, die hierher zum Markte gekommen waren, um ihre Waaren gegen tibetanische einzutauschen, waren starr vor Staunen, als sie uns sahen, und erkannten uns kaum.

Wir fragten natürlich sofort nach Dr. Wilson, und als wir ihn sahen, fanden wir, daß auch er uns kaum mehr erkannte, so verändert sahen wir aus. Er schien über unser Aussehen tief bewegt.

Als die Nachricht von unserer Ankunft sich im Lager verbreitete, wurde uns von allen, die nicht Tibetaner waren, die größte Freundlichkeit erwiesen. In einer Ecke von Wilson's Zelt befand sich eine große Quantität Candiszucker, mehrere Pfund; ich war so verhungert, daß ich davon große Stücke schnell verschlang. Später brachten meine Schoka-Freunde Geschenke aller Art in Gestalt von Gewaaren herbei, aus denen Rubso, des Doctors Koch, ein üppiges Mahl zu bereiten hatte.

Der politische Beschfar Charak Sing erschien schleunig mit einem Anzuge zum Wechseln für mich, und Dr. Wilson gab mir andere Kleidungsstücke. Mein eigener zerlumpter Anzug wimmelte buchstäblich von Läusen, denn unsere Wachen hatten uns nie erlaubt, die Kleider zu wechseln, noch je davon hören wollen, daß wir uns wüschen. Nur durch eine ganz besondere Gunst war uns damals gestattet worden, in dem heiligen Mansarowar-See zu baden.

Später am Tage untersuchte Dr. Wilson meine Wunden und

Berlezungen und sandte darüber ausführliche Berichte direct an die indische Regierung, an den Commissar von Kumaon und an den stellvertretenden Commissar in Almora.

Von Wilson und Charak Sing sorglich gepflegt und durch reichlichen Genuß von gutem Essen gestärkt, belebte sich wie durch Zauber



Beshkar Charak Sing.

wieder mein Muth, der schon ziemlich tief gesunken war, und so seltsam es klingen mag, nach ein paar Stunden des Glückes fing ich schon an, das Ungemach und die Leiden, die ich erduldet hatte, zu vergessen. Ich blieb drei Tage in Taklakot und erhielt in dieser Zeit einen Theil meines confiscirten Gepäcks von den Tibetern zurückerstattet. Wie man sich wol vorstellen kann, war ich überglücklich, als ich unter den wiedererlangten Sachen mein

Tagebuch, meine Notizbücher, Karten und Skizzen entdeckte. Meine Feuerwaffen, etwas Geld, der Ring, den ich schon als Geschenk meiner Mutter erwähnt habe, mehrere mathematische Instrumente, Sammlungen, über 400 photographische Negative und verschiedene andere Gegenstände fehlten*, aber ich war schon froh, so viel zurückzubekommen.



Dr. S. Wilson.

In Dr. Wilson's Zelt erschienen auf dessen Wunsch der Darjumi von Toktschim, dessen Bildniß ich hier gebe, sein Privatsecretär Nerba, der eine wichtige Rolle bei meiner Folterung gespielt hatte, der

* Die indische Regierung erlangte mehrere Monate später einige der fehlenden Gegenstände wieder zurück.

Secretär des Jong Pen und der alte Lapsang in einem schönen grünen Sammtrock mit weiten Aermeln. Wie man aus dem amtlichen Bericht im Anhange dieses Buches sehen kann, gaben die oben genannten tibetanischen Beamten vor dem politischen Beschkar, Dr. Wilson, Pundit Gobaria und vielen Schokas vor, auf das, was sie gethan hatten, stolz zu sein, und gebrauchten Ausdrücke, die durchaus nicht schmeichelhaft für die britische Regierung waren, gegen die sie überdies eine absichtliche Verachtung zur Schau trugen.

Beinahe hätte ich den Beschkar und den Doctor in eine böse Gelegenheit gebracht; denn mein Blut, so wenig ich davon noch hatte, kochte vor Wuth. Aufgebracht ergriff ich ein Messer, das neben mir lag, und stürzte mich auf Nerba, den Schurken, der nach mir geschossen und mich an den Haaren gehalten hatte, als meine Augen vor der schließlich unterbliebenen Execution geblendet wurden. Wilson und Charak Sing aber, die mich beobachtet hatten, packten mich und nahmen mir die Waffe fort. Eine allgemeine Flucht der tibetanischen Offiziere folgte, und damit wurden unsere Zusammenkunft und Unterhandlungen zu einem plötzlichen Ende gebracht. —

Hier erfuhr ich auch, auf welche Weise meine Befreiung zustande gekommen war. Als Dr. Wilson und der Beschkar die Nachricht erhalten hatten, daß meine Diener und ich enthauptet worden wären, waren sie über die Grenze gegangen, um Erkundigungen einzuziehen und womöglich meine Sachen wiederzuerlangen. Von Suna, dem Manne, den ich mit meiner Botschaft von Mansarowar geschickt hatte, erfuhren sie, daß ich noch gefangen, mit Wunden bedeckt, zerlumpt und verhungert sei. Sie hatten nicht Leute genug, um sich ihren Weg in das Land zu erzwingen und mir entgegenzukommen, und überdies wurden sie von den Tibetanern streng überwacht; in Gemeinschaft mit Pundit Gobaria machten sie aber dem Jong Pen in Taklakot ernsthafte Vorstellungen, und schließlich, als sie ihm mit dem Erscheinen eines Heeres gedroht, wenn er mich nicht freiließe, hatte der widerstrebende „Herr der Festung“ (tibetani-
sch



Aquarellskizze von H. S. Landor.

F. A. Brockhaus, Leipzig.

DER TARJUM VON TOKTSCHIM.

= Jong Pen) die Erlaubniß gegeben, daß ich nach Laflakot gebracht würde. Diese Erlaubniß wurde wieder zurückgezogen, durfte aber endlich doch ausgeführt werden. So habe ich es einzig den freundlichen Bemühungen und der Energie dieser beiden Herren zu verdanken, daß ich heute noch am Leben und munter, wenn auch noch nicht gesund bin.

Pundit Gobaria, der der einflußreichste Schoka-Händler in Bhot ist und mit den Tibetanern auf sehr freundschaftlichem Fuße steht, war der Vermittler, durch den die Unterhandlungen über meine sofortige Freilassung geführt wurden; daß diese Unterhandlungen zu einem befriedigenden Ende führten, war hauptsächlich dem guten Rathe zuzuschreiben, den er dem Jong Pen erteilt hatte. —

Nach einer kurzen Rast zur Wiedererlangung der nöthigsten Kräfte setzte ich meine Rückreise fort und befand mich, nachdem ich den Lippu-Paß (5114 Meter) überschritten hatte, endlich wieder auf britischem Boden. In langsamen Märschen gingen wir bis Gungi hinab, wo ich meines schwachen Zustandes wegen in Dr. Wilson's Apotheke halt machen mußte.

Wilson hatte einen großen Theil meines Gepäcks, darunter Instrumente, die Camera u. s. w. hier aufbewahrt, die ich am Anfang meiner Reise bei ihm zurückgelassen hatte. So ließ ich denn von mir und meinen beiden Dienern photographische Aufnahmen machen, die unsere Wunden und unsern traurigen Zustand zeigten.

Ich gebe auf dem Titelbild zwei derselben wieder neben den andern beiden, die vor meiner Abreise gemacht worden waren. In dem



Pundit Gobaria.

en face aufgenommenen Bilde sieht man die Verletzungen an meinem linken Auge, ebenso die Spuren des glühenden Eisens auf der Haut von Stirn und Nase.

Die Photographie meiner Füße läßt, trotzdem sie mehr als einen Monat nach meiner Befreiung von der Streckfolter aufgenommen wurde, noch eine bedeutende Anschwellung und auch die Narben um die Knöchel und oben auf dem Fuße erkennen, wo die Stricke in das Fleisch eingeschnitten hatten. Die Wunden an Tschanden Sing's Beinen, die wir zur selben Zeit photographirten, waren, wenn auch



Meine Füße.

geheilt, doch noch sehr geschwollen, und die Stellen, wo die Peitschenhiebe große Stücke Haut und Fleisch abgerissen hatten, waren noch sichtbar.

Es war wirklich wunderbar, wie bald wir unter der guten Pflege Dr. Wilson's und in Folge guter Ernährung und Kleidung uns wieder zu erholen begannen. Als ich mein gräßliches Gesicht zum ersten mal im Spiegel sah, fiel ich fast in Ohnmacht. Aber nachdem ich meinen seit mehreren Monaten nicht geschneitenen Bart rasirt hatte, kam ich mir wieder mehr wie ich selbst vor. Und nachdem der stets gefällige Wilson einen ganzen Nachmittag damit

zugebracht hatte, mit einer stumpfen Schere als Friseur zu functioniren, fing ich an, fast wieder civilisirt auszusehen. Zuerst waren mir die Kleider außerordentlich lästig; aber ich gewöhnte mich bald wieder an sie.

Die Verletzungen an meinem Rückgrat waren sehr ernster Natur und machten mir viel zu schaffen. Manchmal war meine ganze linke Seite wie gelähmt. Ueberdies machte es mir die größte Schwierigkeit, mich zu setzen, wenn ich gestanden, und aufzustehen, wenn ich geseßen hatte. Infolge der großen Anspannung, die meine Gelenke hatten aushalten müssen, waren sie steif und geschwollen und blieben es noch monatelang. Mit dem rechten Auge konnte ich verhältnißmäßig gut sehen, aber den Gebrauch des linken hatte ich gänzlich verloren. Trotz dieser Leiden unternahm ich noch einen Ausflug nach dem Dorfe Tinker in Nepal. Es besteht aus einigen Schoka-Häusern und hat die prächtigen Schneegipfel zum Hintergrunde, die Nepal von Tibet trennen.



Ishander Sing's Beine.

Ich sehnte mich jedoch danach, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren, und reiste in Begleitung des Beschkar Charak Sing nach Askot. Der Nerpani-Pfad war an zwei oder drei Stellen eingestürzt, und man hatte nun rohe, gebrechliche Brücken über die tiefen Abgründe gebaut.

Ueberall wurde uns eine herzliche Aufnahme zutheil. Besonders in Askot, wo ich als Gast des guten alten Rajiwar in seinem Garten mein Lager aufschlug, genoß ich jede nur denkbare Pflege und Aufmerksamkeit.

Da kam eines Tages Mr. J. Larfin an, den die indische Regierung

eiligst abgesandt hatte, um die Untersuchung meiner Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Wenn ich auch noch viel Schmerzen zu leiden hatte, erbot ich mich doch, den Weg nach Tibet noch einmal zu machen und ihn bis an die Grenze zu begleiten. In schnellen Tagemärschen erreichten wir Garbyang.

Larkin war schon vorausgegangen, als eine Deputation von Schokas, die aus Tibet zurückgekommen waren, bei mir erschien. Unter ihnen bemerkte ich mehrere der Männer, die mich verrathen hatten.

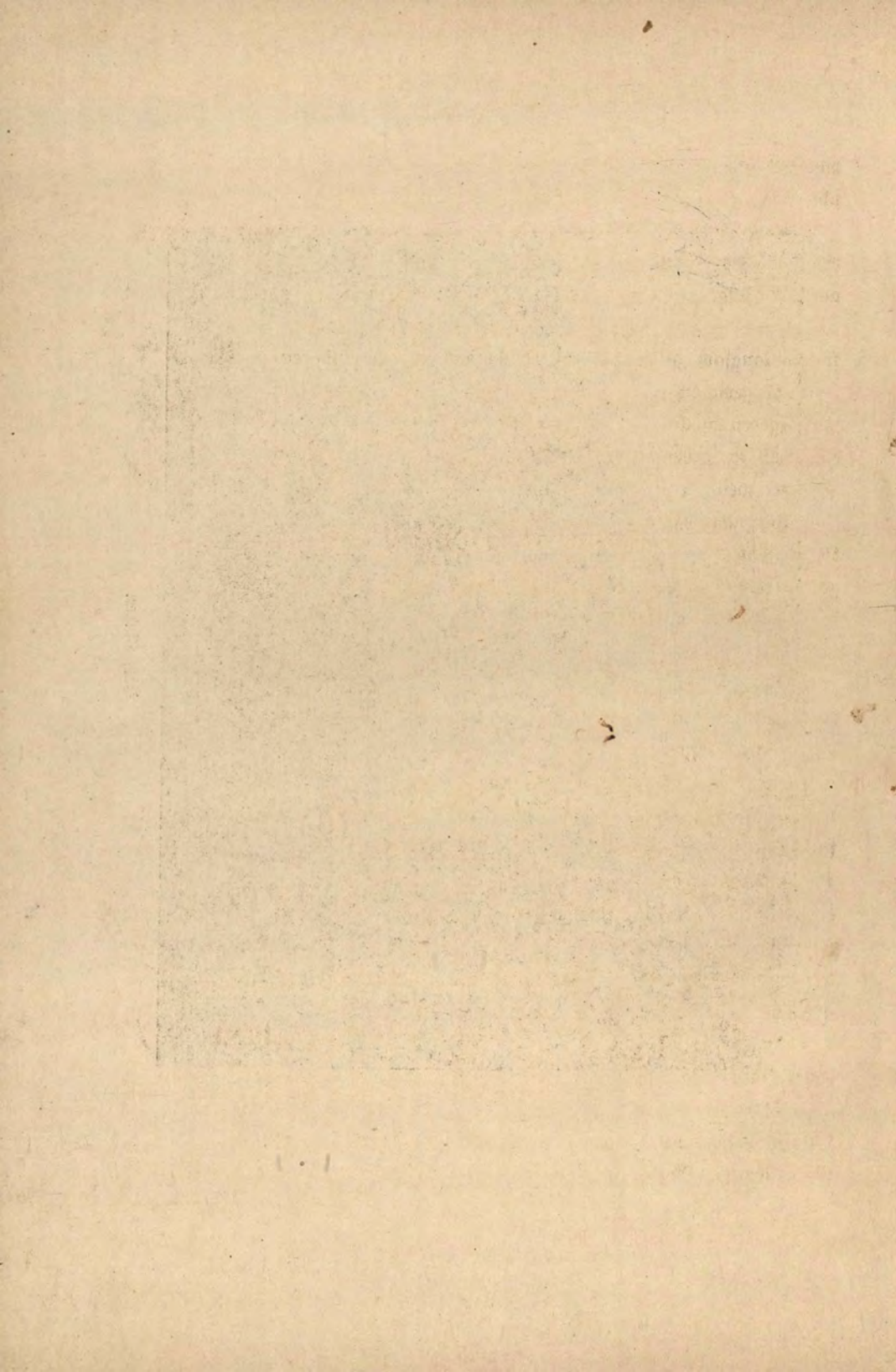


Palast des Rajitwar in Astot.

Da ich erfahren hatte, daß es nicht möglich sei, sie für ihren Verrath zu bestrafen, nahm ich die Gerechtigkeit selbst in die Hand und war eben dabei, ihnen mit einem dicken Stock einen Begriff von dem beizubringen, was man Treue nennt, als das ganze Dorf herbeigelassen kam und den Versuch machte, die Burschen aus meinen Klauen zu reißen. Durch die Tibetaner ermuthigt, machten die Schokas einige Bemerkungen über Engländer, die mir nicht gefielen; so wurde der Kampf allgemein, bis es mir, trotzdem ich krank und allein gegen



Dorf Tinker.



hundertfünfzig Mann war, wirklich gelang, sie in die Flucht zu schlagen!

Weil man dies für eine Uebertreibung halten könnte, gebe ich S. 480 eine Momentphotographie wieder, die ich von ihrer Flucht aufnahm und die, wie ich glaube, für sich selbst spricht.

Bald hinter Garbyang holte ich Mr. Larkin ein, und wir stiegen langsam zu den Schneefeldern empor. Wir waren nur noch einen Tagemarsch von dem Lippu-Paß entfernt, über den wir nach Tibet gehen wollten, um dem Jong Pen Gelegenheit zu geben, sich befragen zu lassen. Er aber weigerte sich zu kommen.

Am nächsten Tage stiegen wir über den Lippu-Paß, um es den Tibetanern leichter zu machen. Es hatte geschneit und war sehr kalt. Ein Schofa hatte sich wenige Tage vor uns beim Versuch, über den Paß zu gehen, im Schnee verirrt und war erfroren. Auf der tibetaniſchen Seite angelangt, warteten wir ungeduldig auf den Jong Pen oder seine Abgesandten, die vorher durch Briefe aufgefordert worden waren, uns entgegenzukommen; aber sie erschienen nicht. So sagte ich denn am 12. October Tibet, dem verbotenen Lande, endgültig Lebewohl. Wir kehrten nach unserm Lager zurück, das ungefähr 30 Meter tiefer als der Paß lag. Unsere Leute, die dort geblieben waren, hatten schwer von der Bergkrankheit zu leiden gehabt.

In diesem Lager, ca. 5000 Meter über dem Meere, wurde die Photographie S. 481 durch Herrn Larkin aufgenommen.

Tschanden Sing, der ein Loch in das Eis eines Baches geschlagen hatte, goß aus einer Messingschale etwas Wasser auf mich, als ich bei heftigem Winde und einer Temperatur von -11° C. mit bloßen



J. Larkin.

Füßen auf dem Schnee stand. Ich gebe diese Scene hier wieder, um zu zeigen, daß ich trotz meines schwachen Zustandes noch im Stande war, eine ungewöhnliche Kälte zu ertragen. Thatsächlich hingen mir sofort Eiszapfen auf jeder Seite des Halses herab und ein Schawl von Eis lag auf den Schultern.

Nachdem unsere Aufgabe erfüllt war, kehrten Larkin und ich



Die Schotas auf der Flucht.

in Eilmärschen nach Almora zurück. Es war mir eine große Genugthuung, daß Larkin im Stande war, da er die amtliche Untersuchung in einer öffentlichen Gerichtsitzung geführt hatte, ein reichliches Material von Zeugenaussagen über meine Behandlung durch Schotas und Tibetaner zu erhalten, über das vorschriftsmäßig eingehend an die indische Regierung sowie auch an das Auswärtige und an das Indische Amt berichtet wurde. Eine Copie einiger Acten und des amtlichen Berichtes findet sich im Anhang. —

Da der Winter nahte, begannen die Schokas in ihre Winterhäuser in Dartschula umzuziehen, die sie wieder auszubessern sich anschickten.

In Askot erinnerte mich der alte Raot, der mir Unheil prophezeit hatte, als ich ihn in seiner Hütte besucht, an seine Prophezeiung. „Ich habe dir gesagt, wer die Wohnstätten der Raots besucht, wird Unglück haben.“ Ich photographirte den Schelm auf der Stelle mit einigen seiner Stammesgenossen, die befriedigt auf ihren Propheten hörten.



Mein Bab in 5000 Meter Höhe.

Ohne Verzug gingen wir nach Almora und von dort geraden Wegs nach Naini Tal, der Sommerresidenz der Regierung der Nordwest-Provinzen und Dudh, wo der stellvertretende Gouverneur eine Conferenz über meine Angelegenheit abhielt. Nachdem ich dort die überaus liebenswürdige Gastfreundschaft des Obersten Grigg, Commissars von Kumaon, genossen hatte, lohnte ich meinen treuen Kuli Man Sing ab und verhalf ihm zu einer Lebensstellung. Er begleitete

mich nach Rathgodam, der ersten Station der Eisenbahn, und bezeigte aufrichtige Trauer, als ich mit Tschanden Sing in den Zug stieg. Und als wir dann vom Eisenbahnperron abdampften, machte mir der brave Kuli seine Salaams. Er hatte mich gebeten, daß, wenn ich je wieder nach Tibet zurückkehren sollte, ich ihn mitnehmen möchte.



Der Unglücksprophet.

Nur müsse er das nächste mal auch eine Büchse bekommen! Dies war seine einzige Bedingung!

Tschanden Sing, der bis heute mein Diener geblieben ist, und ich reisten nach Bombay und von dort direct nach Florenz, dem Wohnorte meiner Eltern, die um meinerwegen mehr Angst ausgestanden hatten als ich selbst — — auf verbotenen Wegen!

Anhang.

1. Zeugniß des Dr. Wilson.

Darlschula, Byas, Bhot.

Ich bezeuge hiermit, daß ich Mr. A. Henry Savage Landor bei seiner Besteigung des Berges Mangschan begleitete und daß Mr. Landor und ein Kongba-Kuli eine Höhe von 22 000 (zweiundzwanzig Tausend) englischen Fuß (6700 Meter) erreichten. Infolge der dünnen Luft waren ich und die andern Leute, die Mr. Landor begleiteten, nicht im stande, so weit zu gehen wie er. Mr. Landor trug zu der Zeit ein Gewicht von 30 Seers (60 Pfd. engl.) bei sich, das aus Silberrupien, 2 Aneroiden, Patronen, Revolver u. s. w. bestand. In der ganzen Zeit, während ich mit Mr. Landor reiste, trug er das oben genannte Gewicht und außerdem gewöhnlich sein Gewehr (7 $\frac{1}{4}$ Pfd.). Wir hatten bei der Besteigung alle viel zu leiden, da der Abhang sehr steil war, wozu tiefer Schnee und viel beschwerliche Geröllfelder kamen.

Ich bezeuge auch, daß ich viele photographische Aufnahmen* von Mr. Landor und seinen beiden Dienern machte, nachdem sie befreit waren, und daß Mr. Landor sehr alt und leidend ausah infolge des Hungers und der Wunden, die ihm von den Tibetanern beigebracht worden waren.

H. Wilson,
Verwalter der Apotheke von Bhot,
American Methodist Episcopal Mission.

* Reproduktionen von einigen der erwähnten Photographien sind diesem Buche beigelegt.

2. Zeugniß des Dr. Wilson.

Taklakot, Tibet, 8. Sept. 1897.

Ich bezeuge hiermit, daß ich die Wunden untersucht habe, die Mr. Landor während seiner Gefangenschaft in Galschjo erhalten hat.

Es sind fünf große wundte Stellen längs des Rückgrats; auch das Rückgrat selbst hat ernste Verletzungen erlitten. Die Wunden müssen zur Zeit ihrer Entstehung starken Blutverlust verursacht haben.

Die Füße tragen Spuren grausamer Behandlung. An dem rechten Fuße sind heute (19 Tage nach Beibringung der Wunden) noch sechs Wunden sichtbar, nämlich:

Auf dem Hacken eine Wunde, 1 Zoll lang.

Außenseite des Knöchels eine Wunde, $\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Borderseite des Knöchels eine Wunde, 1 Zoll lang.

Oben auf dem Fuß, drei Zoll über den Zehen, eine Wunde von $1\frac{1}{2}$ Zoll Länge.

Zwei kleine Wunden an dem obern Theil des Fußes.

Die vier Wunden am linken Fuße sind sehr schwer; sie sind durch das Einschneiden von Stricken in das Fleisch verursacht:

Eine Wunde über dem Hacken, $2\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Eine Wunde unterhalb des Knöchels, $1\frac{1}{4}$ Zoll lang.

Eine Wunde drei Zoll über den Zehen, 2 Zoll lang.

Eine Wunde auf dem Hacken, $\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Diese Wunden haben ein starkes Anschwellen der Füße verursacht, der linke Fuß besonders ist bedeutend verletzt. Die gedehnten Sehnen verursachen bei der Berührung noch heftigen Schmerz; der Fuß ist sehr schwer entzündet und geschwollen.

An der linken Hand sind fünf Wunden:

Am Mittelfinger eine Wunde, 1 Zoll lang und bis auf den Knochen gehend.

An der Wurzel des Mittelfingers eine Wunde, $\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Am kleinen Finger eine Wunde, $\frac{1}{4}$ Zoll lang.

Am dritten Finger eine Wunde, $\frac{1}{4}$ Zoll lang.

Am Zeigefinger eine Wunde, $\frac{1}{2}$ Zoll lang.

Die vier Finger sind noch sehr geschwollen.

An der rechten Hand sind nur zwei Wunden:

Die erste, $\frac{1}{2}$ Zoll lang, auf der Oberseite der Hand.

Die zweite, $\frac{1}{4}$ Zoll lang, am zweiten Finger.

Beide Hände schmerzen und sind sehr geschwollen. Die Wunden wurden augenscheinlich durch die schwere eiserne Kette der Handschellen verursacht.

Bei der Ankunft in Taklakot (19 Tage nachdem er gefoltert war) leidet Mr. Landor noch an starkem Fieber, das durch seine Wunden hervorgerufen wird; diese müssen, als sie frisch waren, ohne Zweifel heftige Schmerzen verursacht haben. Seine Gesundheit und seine starke Constitution scheinen durch die Leiden, die er erduldet hat, gänzlich erschüttert.

Sein Gesicht, seine Hände und Füße sind sehr geschwollen; er scheint außerordentlich schwach; er selbst schreibt die große Erschöpfung dem Umstande zu, daß er in neunzehn aufeinander folgenden Nächten nicht im stande gewesen ist zu schlafen, wegen der bösen Wunden an dem Rückgrat und den Beinen einerseits und wegen der schweren eisernen Ketten, mit denen er beladen war, andererseits.

	H. Wilson,
Gungi, Byas, Bhot,	Hospitalassistent
Darma.	der Methodist Episcopal Mission.

NB. Die zahlreichen kleinern Wunden, Brandwunden u. s. w. auf Gesicht und Körper wurden nicht aufgeführt.

(Eine Abschrift dieses Berichts wurde von Dr. Wilson direct an den Regierungskommissar gesandt und an die indische Regierung weiter befördert.)

3. Aussage des Rev. Sarkua Wilson.

Aufgenommen am 9. October 1897.

Bereidigt durch den Unterzeichneten.

Mein Name ist Sarkua Wilson; ich bin christlicher Religion, 46 Jahre alt, von Beruf Missionar. Meine Heimat ist Dwarahat, Polizeistation M. Dwara, District Almora. Ich wohne in Gungi, Bhas.

Ich bin Missionar der American Methodist Episcopal Society. Ich arbeite in den nördlichen Patis, in Bhot. Ich begleitete Mr. Savage Landor im Juli dieses Jahres bis nach Ghanema in Tibet. Wir brauchten vier Tage, um vom Lumpiya-Passe nach Ghanema zu gelangen. An diesem Orte verweigerte der Tarjum von Barka mir die Erlaubniß, weiter zu gehen, aber er erlaubte Mr. Landor (von dem gesagt wurde, er sei mein Bruder), mit vier Trägern und drei Dienern weiter zu marschiren; am folgenden Tage zog er diese Erlaubniß zurück. Dann kehrten wir drei Tagemärsche weit zurück. Um Mitternacht ging Mr. Landor in einem Schneesturm die Berge hinauf, mit der Absicht, die tibetanische Wildniß zu durchwandern. Er hatte neun Begleiter bei sich. Er befand sich damals in voller Gesundheit und Kraft, ebenso seine Begleiter.

Gegen Ende August hörte ich, daß Mr. Landor gefangen genommen sei, und da ich fürchtete, daß die Tibetaner ihn tödten würden, eilte ich nach Taklakot, um mein Möglichstes zu thun, ihn zu retten. Dort erfuhr ich, daß Mr. Landor und seine beiden Diener zurücktransportirt würden. Als ich hörte, daß es die Absicht der Tibetaner sei, sie über den Lumpiya zu bringen, veranlaßte ich mit Pundit Goharia, Jaimal und Lata den Jong Pen von Taklakot zur Erlaubniß, daß Mr. Landor nach Taklakot gebracht würde. Am Abend des 7. September kam Peshkar Charak Sing dort an. Am 8. September gegen 11 Uhr vormittags trafen Mr. Landor, Tschanden Sing und Man Sing ein. Ich nahm sie in mein Zelt und hörte ihren Bericht über das Geschehene. Ich konnte Mr. Landor

kaum wiedererkennen; er sah sehr krank aus und war ganz erschöpft. Ich untersuchte seine Verletzungen und fand, daß die Haut sich von seiner Stirn gelöst hatte und die Stirn mit Wundschorfen bedeckt war. Seine Backen und Nase befanden sich in demselben Zustand. Sein Haar war lang gewachsen. Er war unrasirt und ungekämmt. Er war in Lumpen und schmutzig, mit Massen von Läusen bedeckt. Seine Hände, Finger und Handgelenke waren geschwollen und verwundet. Auf dem Rückgrat hatte er in der Hüftengegend eine offene Wunde, die angrenzenden Theile waren geschwollen und roth. Das Gefäß war mit Wundnarben bedeckt, die von Stacheln herrührten. Seine Füße waren geschwollen, ebenso die Knöchel. Das Fleisch um die letztern war stark verletzt und gequetscht und zeigte Einschnitte von Stricken, die fest um sie geschnürt worden waren. Er war in einem ganz heruntergekommenen Zustande. Ich sorgte für ihn, nachdem ich ihm ein Bad und Kleider gegeben hatte. Ich gab ihm Nahrung, aber trotzdem er sagte, daß er ausgehungert sei, konnte er kaum essen. Ich bin überzeugt, daß er gestorben sein würde, wenn er noch einige Tage länger in den Händen der Tibetaner gewesen und über den Lumpiya-Paß gebracht worden wäre. Nach einer halben Stunde brachten die Tibetaner einige von Mr. Landor's Sachen versiegelt. Mehrere von den tibetanischen Beamten einerseits, Peshkar Charak Sing, Gobarua und ich andererseits machten nun eine Liste von den Gegenständen, die Mr. Landor weggenommen worden waren und die noch fehlten. Mr. Landor dictirte die Liste nach dem Gedächtniß. Abschrift dieser Listen wurde dem Jong Pen überliefert. Ich behielt Mr. Landor bis zum Nachmittag des 11. September in Taklakot. Dann sandte ich ihn in kleinen Stationen nach Gungi, wo ich eine Apotheke habe, und pflegte ihn; ich bin Hospitalassistent. Ich sandte Berichte ab an die Regierung. Tschanden Sing und Man Sing waren ebenfalls in elendem Zustande. Der erstere hatte von den Hüften herab bis dicht über den Knöcheln Spuren von frischen Peitschenhieben.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

J. Larkin.

4. Aussage des Charaf Sing.

Aufgenommen am 9. October 1897.

Feierliche Versicherung an Eidesstatt, abgenommen durch den Unterzeichneten.

Mein Name ist Charaf Sing, meines Vaters Name Gobind Sing. Ich bin Pal von Kaste; 26 Jahre alt; von Beruf Peshkar, meine Heimat ist Askot, Polizeistation Askot, District Almora.

Ich bin politischer Peshkar zu Garbyang in Byas. Ich wußte und habe darüber berichtet, daß Mr. Henry Savage Landor nach Tibet gegangen war. Am 5. September erfuhr ich von Leuten aus Tibet, daß er in Tozem angehalten worden sei, und berichtete darüber. Dann ging ich nach Taklakot, um die Sache zu untersuchen.

Am 7. September erfuhr ich in Taklakot, daß Mr. Landor in Dagmar gefangen gehalten werde und daß der Jong Pen nicht erlauben wolle, daß er nach Taklakot gebracht würde, was bedeutete, daß Mr. Landor nach Gyanema und über den Lumpiya Lek transportirt werden würde. Ich bestand darauf, daß der Jong Pen Mr. Landor die Reise nach Taklakot erlaubte, und warnte ihn vor den Folgen, wenn er dies verweigern würde. Der Jong Pen willigte ein, gab aber Befehl, daß Mr. Landor bei Nacht eilig durch Taklakot nach dem Lippu Lek geschafft werden sollte. Hiergegen protestirte ich, und schließlich wurde Mr. Landor am 8. September nach Taklakot gebracht. Der Jong Pen hatte zwei sawars an seine Wache gesandt, um sie einzulassen.

In dem Zelte des Rev. Harkua Wilson erzählte Mr. Landor, wie er gemartert worden war. Es waren verschiedene von den Tibetanern anwesend, die sich an der Folterung betheiligten hatten, und sie erklärten, daß alles in Mr. Landor's Erzählung wahr sei. Unter ihnen war Nerba, vom Tarjum von Toktschim, der zugab, daß er Mr. Landor an den Haaren gehalten habe, als er enthauptet werden sollte, und

daß er ihm die Nägel seiner Finger und Zehen abgeschnitten habe. Er gab zu, er habe Mr. Landor einen goldenen Ring abgenommen, den ein Soldat ihm fortgenommen habe.

Ich machte einen Rapport über alles dieses und sandte eine Liste von Mr. Landor's Besitz, der ihm von den Tibetanern zurückgegeben worden war, und eine Liste der Gegenstände, die noch fehlen sollten. Ich weiß, daß Mr. Landor, als er nach Tibet ging, zwei Gewehre und einen Revolver, sowie einen bedeutenden Geldbetrag bei sich hatte. Mr. Landor war in sehr kritischem Zustande; er war nicht wiederzuerkennen. Er war im Gesicht, am Körper, an den Händen und Beinen verwundet. Ich ging zum Jong Pen und protestirte gegen die Behandlung, die Mr. Landor zutheil geworden war. Er gab rückhaltlos zu, daß Mr. Landor in der angegebenen Weise behandelt worden sei, und behauptete, daß es ihre Pflicht gewesen sei, so zu handeln. Der Jong Pen versprach, zu versuchen, daß Mr. Landor's fehlende Habe ihm zurückerstattet werde. Er hat sich verpflichtet, mir alles Wiedererlangte zu übersenden.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

S. Larfin.

5. Aussage des Bunditen Gobaria.

Aufgenommen am 13. October 1897.

Feierliche Versicherung an Eidesstatt, abgenommen durch Bundit Krishnanand.

Mein Name ist Gobaria; meines Vaters Name ist Jaibania. Ich bin Garbial von Kaste; 48 Jahre alt; von Beruf Händler; meine Heimat ist Garbyang, Polizeistation Bhas, District Amora.

Ich hörte, daß Mr. Landor festgenommen und bis nach Kungu hinabgebracht worden sei, und sah, daß der Jong Pen von Taklakot Leute aus sandte, um Mr. Landor auf dem weiten Umwege über den Lumpiya-Paß heimzutransportiren. Ich ging zu dem Jong Pen, und es gelang mir, ihn dahin zu bringen, daß er erlaubte, daß Mr. Landor

nach Taklakot gebracht würde. Am nächsten Morgen kamen Mr. Landor und seine beiden Diener mit zwei Yaks an. Mr. Landor war in einem sehr schlimmen Zustande, — beinahe sterbend. Es wurde eine Liste gemacht von Mr. Landor's Besitz, den er von dem Tarjum von Toktschim zurückempfangen hatte. Dann ließ Mr. Landor eine Liste machen von den Dingen, die ihm weggenommen und nicht wiedergegeben worden waren. Ein Tibetaner Namens Nerba, der anwesend war, gab zu, daß er sich an Mr. Landor's Tortur beteiligt und ihn an den Haaren gehalten habe. Der Beamte, der Mr. Landor gepeinigt hatte, war der Tschangdscho von Galschjo, ein Lama.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben.

J. Larkin.

6. Brief des Oberst Grigg, Commissar von Kumaon.

Commissariat von Kumaon, 7. December 1897.

Mein lieber Landor!

Charak Sing berichtet, daß zwei Flinten (eine beschädigt), ein Revolver, ein Siegelring, 68 £ 12 sh. baares Geld, 110 Gewehrpatronen, 37 Revolverpatronen, 2 Gewehrreiniger, 1 Gewehrfutteral, Lederriemen, 1 Schmetterlingsfänger u. s. w. ihm von dem Jong Pen von Taklakot übergeben worden sind und daß er den stellvertretenden Commissar um weitere Ordre gebeten hat.

Es freut mich zu hören, daß Ihre Sachen unterwegs sind. Ich hoffe, daß Ihre Kräfte zunehmen.

Mit unsern freundlichsten Empfehlungen

Ihr sehr ergebener

E. E. Grigg.

7. Brief des politischen Beschkar Charak Sing.

Saldwani, 11. Januar 1898.

Mein lieber Mr. Landor!

Ich hoffe, daß Sie jetzt wohlbehalten zu Hause angekommen sind. Ich bin sehr besorgt gewesen, da ich nichts von Ihnen oder Ihrer Ankunft dort gehört habe. Der schreckliche Tag des 8. September ist noch lebhaft in meiner Erinnerung; ich sah Sie da zum ersten mal, nachdem Sie von den Tibetanern gefoltert worden waren, in Taklakot (in Tibet), wohin ich gekommen war, Sie aufzusuchen.

Ich kann Ihr schreckliches Aussehen nicht vergessen, mit langem Haar und Bart, Gesicht, Körper und Glieder mit Wunden und Beulen bedeckt. Als Sie in Taklakot ankamen, mit ein paar elenden, blutbesleckten, schmutzigen und von Läusen wimmelnden Lumpen bekleidet und von einer Wache von Tibetanern umgeben, hielt ich es kaum für möglich, daß Sie es waren, der vor mir stand, so sehr hatten Sie sich verändert, seit ich Sie zuletzt gesehen. Ich bin noch tief betrübt, wenn ich an den jämmerlichen Zustand denke, in dem Sie waren, als Sie mir 22 (zweiundzwanzig) frische Wunden auf Ihren Händen, Füßen und dem Rückgrat zeigten, die Verletzungen Ihres Gesichtes ungerechnet. Und unbeschreiblichen Schmerz verursachte es uns auch, beim Oeffnen Ihres von den tibetanischen Behörden confiscirten und versiegelten Gepäcks zu finden, daß die Instrumente und die andern Ihnen gehörigen Gegenstände beschädigt und zerbrochen waren. Ich denke, Sie erinnern sich noch an meine Untersuchung und meinen daraus folgenden Zorn, als die tibetanischen Offiziere und Soldaten sich schuldig bekannten, Sie mit den Gliedern an den Streckblock gebunden und auf einen Stachelsattel gesetzt, Ihnen mit Gewalt die Behenmägel entfernt und Sie an den Haaren gerissen zu haben! Sie wissen, daß es nicht in meiner Macht stand, mehr zu thun, als die Sache an die höhern Behörden zu berichten; aber ich kann Sie versichern, daß es mir ganz unerträglich war, von den Tibetanern hören zu müssen, daß sie Sie zur Hinrichtung geschleppt hätten, und

daß sie sich rühmten, das blanke Henkerichwert rechts und links von Ihrem Halse geschwungen zu haben, und daß sie ein rothglühendes Eisen an Ihre Augen gebracht hätten, um Sie zu blenden.

Der Zustand Ihrer Diener, besonders der des Tschanden Sing, den die Tibetaner 24 Tage lang gefangen hielten und der 200 Peitschenhiebe erhalten hatte, war unaussprechlich jammervoll.

Ich bin begierig, die Photographien zu sehen, die Dr. Wilson von Ihnen aufgenommen hat, als Sie in Taklatot ankamen. Ich hoffe, daß Sie sich jetzt schon besser fühlen und daß der Schmerz an Ihrem Rückgrat gänzlich verschwunden sein möge. Ich glaube, daß Ihre Flinten, Revolver, Ring u. s. w., die ich glücklich von den Tibetanern wiedererlangte, Ihnen jetzt schon durch den stellvertretenden Regierungscommissar in Almora zugekommen sein werden. Das Geld und andere Gegenstände haben wir nicht wiederbekommen. Es ist auch keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, dies zurückzuerhalten. In der Hoffnung, bald Nachricht von Ihnen zu erhalten, und mit besten Salaams

bin ich ganz gehorsamst Ihr

R. Charak Sing Pal,

Politischer Beschkar in Garbyang, Dartschula, Bhot.

8. Ärztliches Zeugniß des Dr. med. Turchini,

Director des Königl. Hospitals Sta. Maria Nuova, Florenz, Italien.

Königl. Haupthospital von S. M. Nuova.

Elektrisch-Therapeutische Abtheilung.

Florenz.

Florenz, 12. Februar 1898.

Der unterzeichnete Chef-Arzt und Director der elektrisch-therapeutischen Abtheilung des Königl. Hospitals von Sta. Maria Nuova erklärt hierdurch Folgendes:

Ich besuchte, eben erst in obiger Stadt angekommen, im December 1897 Herrn Henry Savage Landor und fand ihn leidend an Netzhautentzündung verbunden mit Bluterguß in den Glaskörper des linken

Auges und schwerer Blutüberfüllung der Netzhaut des rechten Auges. Die Sehkraft des linken Auges war verschwunden, die des rechten vermindert.

Das Rückgrat schmerzte, wenn man es leicht berührte. Sobald man es mit dem Percussionshammer beklopfte, wurde der Schmerz heftig, besonders in der Lenden- und Rückengegend. Der Gang war nicht frei, sondern unsicher. Die Blutcirculation war erschwert.

Es zeigten sich ferner blutunterlaufene Flecken über den Knöcheln und über den Handwurzeln.

Sein allgemeines Aussehen war das einer leidenden und sehr blutarmen Person. —

Nachdem Herr Landor die erforderliche Cur inzwischen gebraucht hat, ergibt sich heute, am 12. Februar 1898, folgender Befund:

Am rechten Auge ist die Blutüberfüllung der Netzhaut verschwunden, das Gesichtsfeld erscheint erweitert, das Auge besitzt ein für gewöhnliche Thätigkeit brauchbares Sehvermögen; am linken Auge sind schwere Circulationsstörungen der innern Theile nachweisbar, wodurch das Sehvermögen linkerseits verloren gegangen ist. Mit dem rechten Auge allein sieht er die Gegenstände nicht, da sie ihm zu verschwimmen scheinen. Das Rückgrat zeigt noch immer schmerzhaft Stellen, besonders an der Anschwellung des breiten Kreuzmuskels.

Der Gang ist sicherer, aber es würde ihm unmöglich sein längere Zeit zu gehen. Die Blutcirculation ist gebessert.

Das Allgemeinbefinden hat sich gebessert, jedoch muß Herr Landor die begonnene elektrische und hydrotherapeutische Cur fortsetzen.

Dr. med. Turchini.

Stadtgemeinde von Florenz.
Gesundheitsamt.

1 Lira Stempel.

Die Unterschrift des Herrn Doctor
Turchini wird hierdurch als richtig be-
stätigt vom Stadtrath zu Florenz am
12. Februar 1898.

Der Bürgermeister:
A. Artimini.

9. Brief von Sir William Lee Warner.

Politische und geheime Abtheilung des Indischen Amtes.

India Office, Whitehall, 4. August 1898.

Geehrter Herr!

Mit Bezug auf das in Ihrem Briefe vom 27. enthaltene Gesuch und auf Ihre an demselben Tage stattgehabte Unterredung mit mir, sende ich Ihnen hierbei zu Ihrem Gebrauch eine Abschrift von Mr. Larkin's Untersuchung und Bericht über Ihre Behandlung durch die Tibetaner.

Ihr ergebenster

W. Lee Warner.

10. Amtlicher Bericht von J. Larkin.

Auf den Bericht hin, daß Mr. Arnold Henry Savage Landor von den Tibetanern gefangen genommen und gefoltert worden sei, wurde ich zur Feststellung der Thatfachen nach Garbhang in Byas gesandt.

Mr. Landor war am 10. April d. J. in Indien angekommen. Er ging nach Almora, wo er am 27. jenes Monats eintraf. Er blieb dort bis zum 10. Mai, um die Vorbereitungen für seine Reise in Tibet zu treffen. Zuerst wurde ihm der Rath ertheilt, einige Gurkha-Soldaten mitzunehmen; aber dies unterblieb, weil die Militärbehörden seiner Bitte nicht willfahrten. Dann kam er am 27. Mai in Garbhang im Patti von Byas an. Es scheint seine Absicht gewesen zu sein, über den Lippu Lek nach Tibet hineinzugehen. Dies ist der bequemste Paß, da er ungefähr 16780 Fuß über dem Meere liegt. Es ist auch die am meisten begangene Straße, über die die Händler von Byas und Tschaudas gehen, und befindet sich dicht bei Taklatot, einem Markte für Wolle, Salz, Borax, Korn u. s. w. Er wurde jedoch hieran verhindert, da der Jong Pen von Taklatot Mr. Landor's

Absicht erfahren hatte und Schritte that, sie zu vereiteln. Jener ließ Brücken zerstören und stellte längs des Weges Wachen auf.

Ueberdies scheint er durch seine Spione in voller Kenntniß aller Bewegungen Mr. Landor's erhalten worden zu sein. Unter diesen Umständen war Mr. Landor gezwungen, einen andern Weg einzuschlagen, und wählte den Lumpina-Paß, der sich in einer Höhe von 18150 Fuß befindet.

Am 13. Juli d. J. betrat Mr. Landor mit einem Gefolge von dreißig Leuten Tibet. Er erreichte Gyanema, wo er von dem Tarjum von Barfa angehalten wurde. Dieser willigte jedoch nach einiger Ueberredung ein, daß Mr. Landor und sieben Dienern gestattet werde, nach dem Manjarowar-See weiter zu gehen. Am folgenden Tage wurde die Erlaubniß zurückgenommen, und Mr. Landor und seine Gesellschaft wurden gezwungen, umzukehren. Sie gingen drei Tagemärsche zurück, bis Mr. Landor sich entschloß, durch die Wildniß nach Manjarowar zu gehen.

Am 21. Juli erklomm Mr. Landor mit neun Leuten um Mitternacht in einem furchtbaren Schneesturm das Gebirge und ging weiter, während der größte Theil seiner Gesellschaft den Rückweg nach dem Lumpina-Paß fortsetzte. Durch diese List täuschte Mr. Landor die tibetanischen Wachen. Er vermied sorgfältig, mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen, und mußte deshalb seinen Weg über die hohen Gebirge und durch die unbegangenen Wildnisse nehmen.

Mit Hülfe seines Kompasses wanderte er so weiter, bis er Manjarowar erreichte.

Hier weigerten sich fünf von seinen Leuten, ihm noch ferner zu folgen; er zahlte sie aus und entließ sie. Dies geschah in Tucker. Mr. Landor sah sich hierdurch auf ein Gefolge von vier Mann beschränkt. Er ging indessen weiter und hatte drei weitere Tagemärsche zurückgelegt, als noch zwei von seinen Leuten ihm bei Nacht entliefen. Sie machten sich mit verschiedenen seiner eigenen Proviantvorräthe, mit allen Lebensmitteln für seine Diener und mit Stricken aus dem Staube.

Jetzt war Mr. Landor's Gefolge auf einen Träger (Tschanden Sing) und einen Kuli (Man Sing) reducirt. Trotz seines Mißgeschicks beschloß er, weiter vorzudringen; es scheint seine Absicht gewesen zu sein, Thassa zu erreichen.

Er ging über den Mariam La oder Mainum-Paß. Dieser hat eine Höhe von über 16000 Fuß.

Inzwischen hatten die Ausreißer die Kunde von Mr. Landor's Absicht, nach Thassa zu gehen, weiter verbreitet.

Bei dem Uebergange über den Rio Tjambo-Fluß ging einer von Mr. Landor's Jaks unter. Der Jak selbst wurde gerettet, aber seine werthvolle Last, die aus allen Büchsen = Conserven, 800 Rupien baar, drei Paar Schuhen, einem geschlachteten Schaf, Kleidungsstücken, Rasirmessern, Instrumenten zum Abbalgen und ungefähr 300 Gewehrpatronen bestand, ging verloren. Dieser Unfall war die directe Ursache von Mr. Landor's Gefangennahme, da er und seine beiden Diener, die wunde Füße hatten und ausgehungert und muthlos waren, sich nun gezwungen sahen, sich von den Bewohnern des Landes Lebensmittel und Pferde zu verschaffen. Am 19. August 1897 gingen sie nach einem Orte Namens Tozem. Die Dorfbewohner empfingen sie gut und versprachen, ihnen Lebensmittel und Pferde zu liefern. Am nächsten Morgen kam eine Anzahl Tibetaner, die Lebensmittel und Pferde nach Mr. Landor's Zelt brachten.

Während Mr. Landor und seine Diener beschäftigt waren, Pferde auszuwählen, vermehrte sich die Menge und näherte sich von hinten ihren drei Opfern. Plötzlich und ganz unerwartet stürzten sich die Tibetaner auf Mr. Landor und seine beiden Diener, überwältigten sie durch ihre Ueberzahl und machten sie zu Gefangenen. Sie fesselten ihre Opfer in grausamer Weise. Dann kam eine Anzahl von Soldaten, die im Hinterhalt gelegen hatten, und übernahm die Gefangenen. Der erste, mit dem man sich befaßte, war der Träger Tschanden Sing. Er wurde beschuldigt, seinen Herrn nach Tibet hineingeführt zu haben. Er wurde hierüber sowie über die Land-

karten und Skizzen verhört, die man unter Mr. Landor's Sachen gefunden hatte. Ich möchte erwähnen, daß die Tibetaner, als die Gefangennahme erfolgte, Mr. Landor's ganzen Besitz fortnahmen, mit dem sie sehr roh umgingen, und von dem sie das Meiste beschädigten. Als Mr. Landor hörte, wie die Tibetaner seinen Diener beschuldigten, rief er ihnen zu, daß sein Diener in keiner Weise für sein Betreten Tibets verantwortlich sei. Darauf versetzte ihm ein Lama mit dem dicken Ende einer Reitpeitsche einen Schlag über den Kopf. Dann wurde Tschanden Sing niedergebunden und gepeitscht. Er erhielt zweihundert Hiebe mit Peitschen, die von zwei Lamas gehandhabt wurden. Hierauf wurden die Gefangenen während der Nacht getrennt und mit Stricken gebunden. Am nächsten Tage wurde Mr. Landor auf ein Pferd gesetzt, und zwar mußte er auf einem mit Stacheln versehenen Packattel sitzen. Man Sing wurde auf ein ungesatteltes Pferd gesetzt. Sie waren noch gefesselt. Mr. Landor's Arme waren hinter seinem Rücken festgebunden. So wurden sie im Galopp nach Galschjo gebracht. Als die Gesellschaft sich diesem Orte näherte, trafen sie auf eine Anzahl Lamas, die sie am Wege erwarteten. Hier wurde Mr. Landor's Pferd gepeitscht und vor die Front getrieben. Ein kniender Soldat, dessen Muskete auf einer Stütze ruhte, schoß auf Mr. Landor, als er vorbeikam. Der Schuß verfehlte sein Ziel. Dann hielten sie das Pferd an und befestigten eine lange Schnur an Mr. Landor's Handschellen. Ein Soldat zu Pferde hielt das andere Ende. Die Gesellschaft, der sich die Lamas angeschlossen hatten, setzte nun ihren Weg fort. Während sie in vollem Galopp vorwärts ritten, zog der Reiter, der die an Mr. Landor's Handschellen befestigte Leine hielt, mit aller Kraft daran, um ihn, wenn möglich, vom Pferde zu reißen. Wäre dies geschehen, so wäre Mr. Landor von der Reitertruppe hinter ihm unfehlbar zu Tode getreten worden. In dieser Weise stürmten sie vorwärts, bis sie in die Nähe von Galschjo gelangten, wo an einer Wendung des Weges ein Soldat sichtbar wurde, der in Schußbereitschaft am Boden kniete und auf Mr. Landor einen

Schuß abgab, als dieser an ihm vorbeikam. Auch dieser, wie der vorherige Schuß verfehlte sein Ziel.

In Galschio angekommen, wurde Mr. Landor von seinem Pferde herabgerissen. Er blutete, da die Stacheln in dem Packfattel ihm den Rücken schwer verwundet hatten. Er bat um einige Minuten Ruhe, aber seine Wachen sagten höhnisch, dies sei überflüssig, da er in wenigen Minuten enthauptet werden solle. Dann wurde er ergriffen, seine Beine so weit auseinandergerückt, als möglich war, und dann an die scharfe Kante eines Holzbalkens von prismatischer Form gebunden. Die Stricke wurden so fest gebunden, daß sie in das Fleisch einschnitten.

Dann ergriff ein Mann Namens Nerba, der Secretär des Tarjum von Toktschim, Mr. Landor bei den Haaren, und der oberste Beamte, der Pombo genannt wird, kam mit einem rothglühenden Eisen heran, das er dicht vor Mr. Landor's Augen hielt. Die Hitze war so intensiv, daß Mr. Landor einige Augenblicke das Gefühl hatte, als ob ihm die Augen ausgebrannt würden. Das Eisen war so dicht herangehalten worden, daß es ihm die Nase versengte. Hierauf nahm der Pombo ein Gewehr, das er an die Stirn seines Opfers legte und nach oben abschöß.

Der Stoß war furchtbar. Nachdem er das abgeschossene Gewehr einem der dabeistehenden Soldaten eingehändigt hatte, nahm der Pombo ein zweihändiges Schwert. Er legte seinem Opfer die scharfe Schneide an die Seite des Halses, als ob er die Entfernung für einen richtigen Hieb abmessen wollte. Indem er dann das Schwert in die Höhe schwang, ließ er es an Mr. Landor's Nacken vorbeisaußen. Dasselbe wiederholte er auf der andern Seite des Halses.

Nach diesem tragischen Spiel wurde Mr. Landor zu Boden geworfen und ihm ein Tuch über Kopf und Gesicht gelegt, damit er nicht sehe, was mit seinem Diener Man Sing vorgenommen würde. Dies geschah wahrscheinlich, um Mr. Landor glauben zu machen, daß Man Sing hingerichtet würde. Nach kurzer Zeit wurde die Decke fort-

genommen, und Mr. Landor erblickte seinen Diener mit ausgereckten Beinen an denselben Balken gebunden. Vierundzwanzig Stunden lang wurde Mr. Landor in dieser qualvollen Lage gelassen, mit so weit als möglich auseinandergereckten Beinen und an einen Pfahl gebundenen Händen, Man Sing zwölf Stunden lang. Um ihr Elend zu vergrößern, ließ man sie im Regen und in einer Wasserlache sitzen. Das Resultat dieser Folter war eine übermäßige Anspannung der Bein- und Armmuskeln und eine Verletzung des Rückgrats.

Als die Stricke von Mr. Landor's Beinen abgenommen wurden, waren diese so starr und geschwollen, daß er den Gebrauch derselben erst nach sechzehn Stunden wiedererlangte und befürchten mußte, daß sie gänzlich absterben würden. Mr. Landor's Eigenthum wurde von den Beamten von Galschio durchstöbert und versiegelt. Am Nachmittag des dritten in Galschio verbrachten Tages wurden die beiden Gefangenen zu Fuß nach Tozem geführt. Es war ein sehr anstrengender Marsch, da verschiedene Flüsse zu überschreiten waren.

Bei seiner Ankunft in Tozem sah Mr. Landor seinen Diener Tschanden Sing in jämmerlicher Lage, da er vier Tage lang nichts zu essen gehabt hatte. Während dieser ganzen Zeit waren die Gefangenen noch fest gebunden und sorgfältig bewacht. Am nächsten Tage wurden Mr. Landor und Tschanden Sing auf Yaks gesetzt. Man Sing mußte zu Fuß gehen. So wurden sie in der Richtung auf den Manjarowar-See weiter gebracht. Erst bei der Ankunft in Manjarowar nahmen die Wachen Mr. Landor seine Fesseln ab.

In Dagmar angekommen, wurde die Gesellschaft durch den Jong Pen von Takkot, der sich weigerte, ihnen das Passiren seines Districts zu gestatten, aufgehalten. Dies war eine sehr ernste Verwicklung und bedeutete nichts anderes, als daß die Gefangenen auf einem weiten Umwege über Ghanema und über den Lumpiya-Paß nach Indien gebracht werden sollten. Wahrscheinlich würde ihnen dies aber den Rest ge-

geben haben. Durch die Intervention des Rev. Sarkua Wilson von der Methodist Episcopal Mission, des Peshkar Charak Sing Pal und des Punditen Gobaria, des einflußreichsten Mannes unter den Schokas von Bhas, wurde der Jong Pen dazu veranlaßt, sein Verbot zurückzunehmen und zu gestatten, daß die Gefangenen nach Taklakot gebracht würden.

Bei ihrer Ankunft an diesem Orte wurden die Gefangenen von Rev. Sarkua Wilson, der auch Arzt ist, gastfreundlich empfangen. Er untersuchte ihre Verletzungen und behandelte sie. Sein Bericht schildert den furchtbaren Zustand, in dem er sie fand. Einiges von Mr. Landor's Eigenthum wurde ihm in Taklakot von den tibetanischen Wachen übergeben. Dabei zeigte es sich, daß ein großer Theil der Sachen noch nicht zurückerstattet worden war. Mr. Landor ließ nach dem Gedächtniß eine Liste seines noch fehlenden Eigenthums anfertigen. Eine Abschrift derselben wurde dem Jong Pen von Taklakot übergeben.

Ich füge die Liste hier bei. Der Jong Pen ist aufgefordert worden, die fehlenden Gegenstände zurückzuerstatten. Er macht dagegen geltend, daß der Vorfall sich nicht in seinem District zugetragen habe und daß er in keiner Weise für den Verlust von Mr. Landor's Eigenthum verantwortlich sei.

Er hat indessen versprochen, alles zur Wiedererlangung zu versuchen, und versichert, daß über die ganze Angelegenheit an eine höhere Behörde in Gartok berichtet worden sei. Nach dem, was ich hier erfahren konnte, ist es wahrscheinlich, daß die sämtlichen noch fehlenden Sachen bis auf das Geld zurückerstattet werden. Ich versuchte, bei dem Jong Pen vorgelassen zu werden, er entschuldigte sich aber mit der Nutzlosigkeit einer Zusammenkunft, bei der er mir doch nichts Neues zu eröffnen haben würde. Dieser Mann ist in der ganzen Gegend wegen seines unveröhnlichen Hasses gegen englische Unterthanen berüchtigt.

Der von Mr. Savage Landor gegebene Bericht über die Angelegenheit wird von seinen beiden Dienern vollständig bestätigt, und

überdies machten auch die Tibetaner, die daran betheiliget gewesen waren, keinen Versuch, etwas zu verheimlichen.

In dem Zelte des Rev. Hartua Wilson zu Taklatot und in Gegenwart des Beschkar Charak Sing, Goharia's und einer großen Anzahl von Schofas bestätigten mehrere tibetanische Beamte den Bericht, wie ihn Mr. Landor gegeben hatte. Der Mann Namens Kerba, der Mr. Landor's Haar gehalten hatte, als man ihn enthaupten und ihm die Augen ausbrennen wollte, gab zu, daß er auf diese Weise an dem Vorgange theilgenommen habe. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Bericht darüber wahr und nicht übertrieben ist; denn ganz Byas und Tschaudas hielten davon wider. Dem Jong Pen von Taklatot wurde reichlich Gelegenheit geboten, sich in der Angelegenheit zu erklären, er lehnte dies aber ab.

Mr. Savage Landor führte chinesische Pässe bei sich, und sein Verhalten während seines Verweilens im Lande berechnete die Beamten nicht, ihn in so barbarischer, grausamer Weise zu behandeln, wie sie es thaten.

Durch sorgfältige Erkundigungen bei den Leuten hier verschaffte ich mir Gewißheit über die Art, wie Mr. Landor sich benommen hatte. Er soll in seinem Verkehr mit allen außerordentlich freigebig und immer liebenswürdig und höflich gewesen sein.

Ich hatte Mr. Landor unmittelbar vor seinem Betreten Tibets gesehen, und als ich ihm wiederbegegnete, erkannte ich ihn kaum wieder, trotzdem er sich damals von der schrecklichen Behandlung, die er erduldet, schon ziemlich erholt hatte. Ich sah die Spuren der Stricke an seinen Händen und Füßen, und sie sind auch heute noch sichtbar. Er klagt, daß er noch an der Verletzung seines Rückgrats zu leiden habe, und fürchtet, daß dieses Leiden ihm bleiben wird.

15. October 1897.

J. Larkin.

11. Privatbrief des Herrn J. Larfin.

Mimora, 10. August 1898.

Geehrter Herr Landor!

Im Besitze Ihres Schreibens vom 21. v. M. freue ich mich zu hören, daß Ihr Werk über Ihre Erlebnisse in Tibet abgeschlossen ist. Ich wünsche Ihnen besten Erfolg, wie Sie ihn vollauf verdienen nach den schweren Prüfungen und Leiden in jenem schwierigen Lande der ultraconservativen Lamas. Ich habe nicht bemerkt, daß die indischen Zeitungen Sie angegriffen hätten. Jedenfalls sind sie nicht gut unterrichtet, wenn sie die Thatsache bestreiten, daß Sie Tibet betreten haben. Wir, die wir in gewissen Beziehungen zu Ihrer Befreiung und Rückkehr gestanden haben, sind nicht interviewt worden, sonst würden wir eine authentische Darstellung der Sache geben.

Als Sie mit den zwei Leuten aus Kumaon (Tschanden Sing und Man Sing) allein gelassen waren, wurden Sie von dem Gouverneur jenes Theiles von Tibet und seinen Leuten überfallen und gefangen genommen. Dann wurden Sie nach zahllosen Mühen und Leiden, nach der Desertion Ihrer Leute und nach den erlittenen Beraubungen vom Gouverneur mißhandelt und gefoltert. Haben Sie nicht eine Copie meines officiellen Berichts erhalten? Ich erinnere mich, daß Sie mir sagten, Sie hätten darum ersucht. Wenn Sie die Copie haben, wird diese sicherlich hinreichen, Ihre Verleumder zu vernichten. Aus den Zeitungen ersah ich, daß mein Bericht vom Staatssecretär dem Unterhause vorgelegt werden sollte.

Wie fielen die Photographien aus, die wir auf dem Lippu-Paß aufgenommen haben? Besonders die Gruppe auf dem Passe und jene, wo Sie zu Pferde sind, möchte ich gern haben. Ebenso diejenige, die ich aufnahm, als Sie Ihr Morgenbad nahmen und dabei das Wasser, das Tschanden Sing über Sie schüttete, in Ihren Haaren und auf Ihrem Körper gefror. Es wunderte mich nicht, denn der Schnee lag damals zehn bis zwölf Fuß hoch, und ein kräftiger Gebirgsbewohner

(ein Schoka) war erst wenige Tage vor unserer Ankunft auf dem Wege über den Paß im Schnee umgekommen.

Es wird Ihnen gewiß Freude machen zu hören, daß Sie unter den Eingeborenen, sowol unter den Tibetanern als unter den Schokas, einen großen Ruf erlangt haben in Folge Ihrer Herzengüte und Freigebigkeit und Ihres Geschickes. Sie fragen immer nach Ihnen und erzählen so manche hübsche Züge von Ihnen.

Sollten Sie je daran denken, hieher zurückzukehren, so haben Sie sich viele Freunde erworben und würden seitens der Eingeborenen herzlich bewillkommnet werden.

Mit besten Wünschen

Ihr ergebener

J. Larkin.

Register.

- Affen 32. 48.
Ainu 22.
Almora, Ort 7. 480.
Amulette 243. 257.
Antilopen 368.
Arm, Bedeutung des, bei den Tibe-
tanern 405.
Arzneimittel für die Reise 7.
Asot, Ort 13. 14. 30. 477. 481.
Ausrüstung 3—7.
Ausflug 125.
Avalokiteschwara 272.
- Babu, Dolmetscher 10.
Bambadura, Berg 35.
Bareilly, Ort 2.
Barfa, Ort 167, s. auch Tarjum.
Berg, heiliger 161.
Berggeister 27—29.
Bergkrankheit 142.
Bettelmusikanten 457. 458.
Beulenpest 2.
Bhot 36.
Bias, Bezirk 36.
„Hoden Gottes“ 333.
Bombay 2; Pest 2.
Botiya (Schoka) 30. 38.
Bovril-Company 4.
Brahma 260.
Brahmaputra 332. 334. 368. 370. 452;
Landor's Quelle 333. 452; 2. Quelle
452.
- Brennmaterial 132.
Britisches Museum 1. 5.
Brown, Miß 33. 44. 45.
Buddha 227. 265.
Buddhismus 265.
- Charak Sing, Peshkar 462. 471. 472.
474. 477; Bericht 490. 491; Brief
493. 494.
Chela 33. 37.
- Dach der Welt 138.
Dagmar, Ort 205; Höhlendorf 466.
Dak Bungalow, Kasthaus 8.
Daku (Plural Dakoit), tibetaniſche Räu-
ber 48.
Daku, Träger Landor's 126. 181. 182.
Dalai Lama 270.
Daramjalla, Unterkunftshaus 13.
Darcy Bura, Händler 56.
Darma, Bezirk 36.
Darma-Ganga, Fluß 33.
Darma-Schoka, Stamm 32.
Dartshula, Ort 31. 32. 33. 481.
Delaling, Kloster 469.
Dogpa, Nomaden 210.
Dola, Diener Landor's 108. 109. 290.
Doli, Fluß 34. 37.
Dordſche, Gebetsſcepter 274.
- Erdbeben 83—85.

- Fafir** 26. 27.
 Fliegende Gebete 42. 273.
 Fossilien 232.
 Fujijama, Vulkan 224.
- Gaffon**, Fluß 466. 469.
 Galschiv, Ort 421.
 Gangoli Hat, Ort 12.
 Gangri, Gebirge 155. 161. 223. 328. 335.
 Garbhang, Ort 57—73. 83—88. 478. 479.
 Gartok, Ort 214. 331.
 Gaußen, Lieutenant 48. 61.
 Gebetsräder 272—274.
 Gebetszepter 274.
 Gelutpa, gelbe Lamas 268.
 Getful, Lama-Klasse 269. 270.
 Ghural, Gemse 82.
 Gletschereis, Schichtung 141. 152.
 Gobaria, Pundit 57. 58. 474. 475; Bericht 491. 492.
 Gori, Fluß 30. 35. 36.
 Grigg, Oberst 7. 481; Bericht 492.
 Groß-Lama 270.
 Gungi, Ort 59. 73. 74.
 Gungi Schantom, Berg 74.
 Gunkho-See 321. 328. 329.
 Gurkha, Stamm 7.
 Gyanema, Fort 80. 164. 205; See 163.
- Handelsartikel in Tibet** 34.
 Hafen 230.
 Heiliger See, s. Manjarowar.
 Heilkunst in Tibet 276—86.
 Himalaja, Kette 34. 35. 36.
 Höhle, mit Stickluft 33; heilige 105; -Wohnungen 466. 470.
 Humli, Stamm 32.
 Hundes, Theil von Tibet 34. 36.
 Hunya-Tibetaner 32.
 Hypnotismus 271.
- Jagat Sing Pal** 26; über Berggeister 27—29.
- Zibanand, Pundit 13.
 Jogpa, Räuber 209. 210.
 Johar, Bezirk 35. 36.
 Jolinkan, Fluß 128.
 Jong Pen, Gouverneur von Tassakot 48. 59. 61. 62. 64. 86. 215. 216. 217. 267. 462. 465. 474. 479.
- Kali**, Fluß 14. 30. 34. 36. 49. 56.
 Kannibalismus in Tibet 275. 363.
 Kardam, Ort 205.
 Karfo, Ort 163.
 Kasten, indische 127.
 Kata, „Schleier der Liebe“ 310. 313.
 Kathgodam, Ort 3. 482.
 Katschi, Vandro's Diener 107. 108. 109. 185. 186. 187. 290.
 Kelas, Berg 155. 161. 223; Form 223. 224; Verehrung 161; Pilgerfahrt um 225.
 Kiang, wilde Pferde 163. 164. 225. 368; Gefährlichkeit 163. 164.
 Kisten für die Reise 4.
 Kleidung für die Reise 6.
 Kantschok-sum, tibetanische Gottheit 265.
 Krankheiten, das Werk der Dämonen 276. 277. 278. 279.
 Kumaon, Bezirk 14. 30.
 Kuti, Ort 80. 121. 122; altes Schloß 122.
- Ladak** 331.
 Lajan-tsho, See (Nakastal) 223.
 Lamas 243. 261—83. 328. 329; rothe 267; gelbe 267; Leben 268; Bedeutung des Wortes 270; bei Beerdigungen 362—64; Cölibat 360; Cultusgeräthe 272—74; Eigenschaften 271; Eintheilung 269. 270; Gelübde 271; Heilkunst 271. 276—283; Hypnotismus 271; Kannibalismus 275. 363; Steuerfreiheit 269; Tänze 264. 270; Zauberei 271; Zusammensetzung 270.
 Lamaferei 258. 261—266. 268. 269.

- Lama Tschofden, Ort und Paß 160.
- Landor, H. S., erster Plan 1; neue Pläne 2. 188. 189; Ausrüstung 3—7. 50. 121; Diener, Träger 8—11. 125. 126. 127; Verhandlungen mit Behörde 7; Abreise 2; in Bombay 2; in Raini Tal 3; in Almora 7; in Afsot 13. 14. 26—30; bei den Waldmenschen 14—25; Besuch des Rajiwar 30. 31; in Dartichula 32; in Chela 33; in Pungo 38—41; bei Miß Chelbon 41—47; in Schanfula 48; Geburtstag 64; Drohungen des Jong Pen 64; in Garbhang 57—73; 83—88; Gast der Schofas 66—73; in Gungi 73; Kutschpartie 77. 78; Abschied von Indien 106. 110; schwierige Passage 112; in Nabi 115—17; als Schneider 127; höchste erreichte Höhe 145; in Gefahr zu erfrieren 146—149; Meuterei der Träger 157. 158. 168. 219. 220; von Spionen verfolgt 157. 159; in Tibet 160 fg.; in Ghanema 164; Verhandlungen mit dem Magpun 165. 166; Verhandlung mit den Tarjum von Barfa 170—176; Verrathen 176. 177; scheinbare Rückkehr 178; Trennung der Expedition 182—193; Abschied von Wilson 193; Begegnung mit Räubern 201. 202. 233—236; Proviantmangel 206; im Lager verchanzt 210; Furcht der Tibetaner vor ihm 213. 214; Preis auf seinen Kopf 217; Mordanschlag der Träger 217. 218; Yakkauß 235. 236; am Rakastal 228; am Manjarowar 249; in der Lamajerei 261—266; Entlassung von Trägern 289. 290; Flucht der letzten zwei Träger 304. 305; die letzten zwei Getreuen 305; Verlust des Gepäcks 376—379; Plan des Marsches nach Thassa 384; Pferdekauf 385. 386; Gefangen 387 fg.; im Verhör 398. 399; im Marterfattel 414; Mordanschlag der Tibetaner 417. 420; Folterung 421—448; in der Streckfolter 433; Fluchtversuch 435. 436; auf dem Rücktransport 449 fg.; in Tuder 251. 252. 253. 287. 288. 458; wieder unter Freunden 470 fg.; auf indischem Boden 475; Wunden 475. 476. 477. 486. 487. 489. 494. 495.
- Laprang, Lamahaus 262.
- Larkin, Steuereinnnehmer 7. 11. 61. 477. 478. 479. 480; amtlicher Bericht 496—503. 504. 505.
- Lebung-Paß 128.
- Leberbearbeitung bei Tibetanern 298.
- Leichenverbrennung bei Schofas 94 fg.; in Tibet 362.
- Lhakang, Lamatempel 262.
- Lhassa 214. 220. 241. 270. 300. 329. 331. 332. 383. 402.
- Lippu-Paß 34. 47. 58. 86. 205. 383. 462. 479.
- Lissar, Fluß und Berg 35. 36.
- Lumpiya-Gletscher 152.
- Lumpiya-Paß 80. 150. 151. 462. 463.
- Mafan-tsho, See (Manjarowar) 223.
- Magnetismus, thierischer 271.
- Magpun, Feldherr, Rang 402; von Ghanema 166. 167. 177. 178.
- Mainum-Paß 220. 330. 331. 332. 335.
- Mangshan-Berg 205. 485.
- Mangshan-Fluß 140. 141.
- Mangshan-Gletscher 141.
- Mangshan-Paß 80. 139.
- Mani-Steine, Wände 272. 304.
- Manjarowar-See 26. 48. 223. 248. 259. 260; Trennung vom Rakastal 232; Heiligung durch Bab 260; Pilgerfahrt 260; Opfer für Götter 259.
- Man Sing, Landor's Diener 125. 127. 132. 136. 221. 305. 313. 370—372. 380. 385. 388. 410. 430. 432. 434. 449. 450. 481. 482.
- Massage in Tibet 281.

- Menschenknochen, Verwendung zu Geräthen 275.
 Mesmerismus 271.
 Metallbearbeitung in Tibet 299. 300.
 Methodisten-Mission 32. 33.
 Milam, Ort 163.
 Moskitolager 367.
- Nabi** Schankom, Berg 74.
 Naini-Tal, Ort 3. 7. 481.
 Nanda Devi, Berg 36.
 Nari Chorsum, Theil von Tibet 36. 332.
 Nattu, Sandor's Träger 139. 219. 290. 305.
 Rebelbild 145. 146.
 Nepal 14. 30. 36.
 Nerba, Privatsekretär des Tarjum von Tokschim 390. 417. 422. 425. 426. 473. 474.
 Nerpani, Bergpfad 52—55. 477; Anlage des Weges 52. 53.
 Nesseln als Nahrung 208.
 Nirvana 265.
 Niveauänderung des Rakastal 229. 248.
 Nonnenkloster in Tibet 275.
- Obo**, Steinpyramide 162. 331. 332.
 Om mani padme hum 227. 272; Bedeutung 227.
 Optische Erscheinung 222.
- Painchanda**, Bezirk 36.
 Fest in Bombay 2.
 Pferde, wilde s. Kiang.
 Photographiren, Mißtrauen gegen 117. 118.
 Pilgerfahrt um den Berg Kelas 225; um den Manjarowar 260.
 Pithoragarh, Ort 12. 13.
 Pombo, Großlama 395. 396. 397. 416. 423. 424. 441; Tanz 443—446.
 Proviand für die Reise 4. 5.
 Puku, tibetanische Schüsseln 348.
 Pungo, Ort 38.
 Pyjama, indische Hosen 9.
- Rabbi-Ziege** 369.
 Raji, s. Raot.
 Rajiwar, indischer Fürst 14. 23. 26. 30. 477; Palast 14.
 Rakastal, See 80. 167. 223. 226. 248; Sage 226; Rücken zwischen Rakastal und Manjarowar 232. 247. 248; Niveauänderung 229. 248.
 Rakjang 347.
 Rambang, Clubhaus der Schokas 57. 89—92.
 Raot, Stamm 14 fg. 481; Dorf 19. 20; Außeres 17. 21. 22. 23; Geräte 20; Nahrung 20. 21. 23; Frauen 21. 23. 24; Beschäftigung 23; Kleidung 21; Schmuck 21; Abstammung 21. 24; Leichenbestattung 24; Ehe 24; Aberglauben 24; Abstammung 24.
 Ratton, Ziege 369.
 Regierung, indische, Schwäche 36. 37. 59. 62. 63.
 Regierung, russische 1.
 Regierung, der Nordwest-Provinzen, Sommeritz der 3.
 Rhabarber 225.
 Rongba, Stamm 32.
 Royal Geographical Society 1. 5.
 Rupun, tibetanischer Offizier 400. 401. 403. 406. 411.
- Sättel** in Tibet 301. 302.
 Schabi, Lama-Klasse 269. 270.
 Schankula, Ort 48.
 Schigatse, Stadt 241. 300. 329. 402.
 Schirlangtschu, Fluß 182.
 Schirm, Bedeutung in Tibet 173.
 Schleier der Freundschaft s. Kata.
 Schneeleopard 225.
 Schoka, Stamm 30; Aberglaube 84. 85. 115; Abschiedsgebräuche 107; Charakter 63. 68. 183; Gebete 42. 43; Gastfreundschaft 66. 67. 71; Clubhäuser (Rambang) 57. 89—92; Dorf 38; Ehe 92. 93; Gesang 90. 91; Getränke 72; Gewebe 40. 41; Häuser

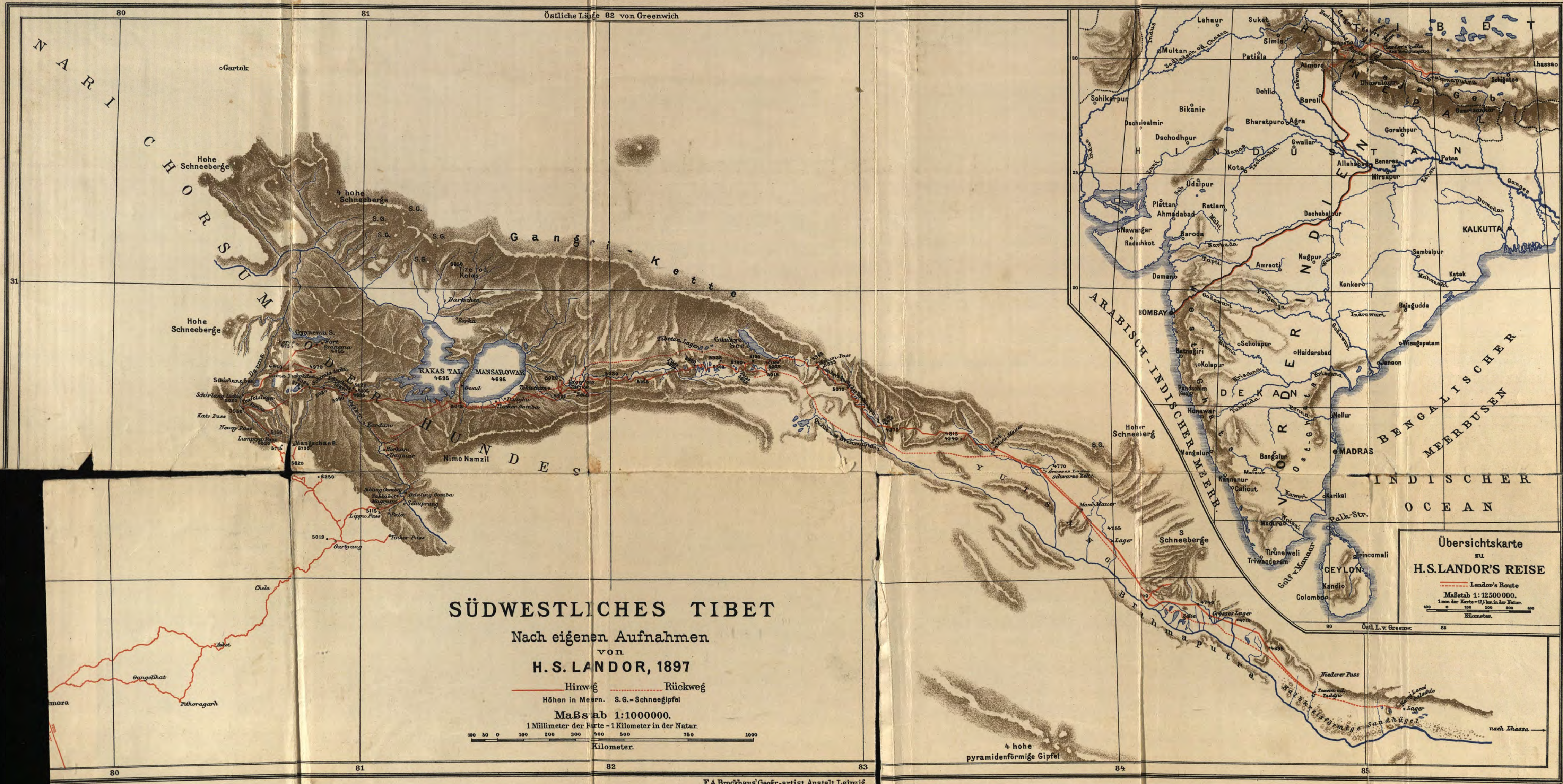
- 57; Leichenbestattung 94—105; Leiden unter den Tibetanern 58. 59. 60. 62; Mädchen 38; Sage 136. 137; Wassermühle 32; Webstühle 39; Sommerwohnungen 30; Winterwohnungen 30. 32. 481.
- Schreckenslager 212.
- Schwefelquellen, heiße 33.
- Serai, tibetanisches Fremdenhaus 253.
- Sheldon, Miß, Dr. med. 33. 44. 45.
- Sirka, Ort 33. 44.
- Spione, tibetanische 86. 87. 157. 159. 180. 183.
- Stiefel in Tibet 240. 241. 242.
- Sturt, engl. Offizier 61.
- Takla-Char 207.
- Taklatot, tibetanische Festung 205. 207. 470.
- Tänze der Lamas 270. 271.
- Taram, Folterwerkzeug 424.
- Tarbar, Ort 372. 374.
- Tarjum von Barka 170. 173. 174. 175. 176; von Tokschim 457. 473.
- Teufelslager 188.
- Teufelssee s. Rakastal.
- Thar, Gemse 82. 25.
- Thee nach tibetanischer Art 68. 347.
- Tibet 3. 145. 152. 194; Name 36; Wege und Pässe nach 7. 34. 86; Verbot des Besuches 48; Klima 240; Klarheit der Luft 205; Südostwind 194; Ziegen 369.
- Tibetaner, Außerer 297. 350. 351; Aberglauben 163. 243. 244. 245. 247. 400; Abnormitäten im Körperbau 282; Amulette 243. 257; Armuth des Volkes 268; Beamte 467; Checeremonien 357; Ehebruch 360. 361; Ehescheidung 359; Eigenschaften 243. 268. 351; Feigheit 297. 366; Frauen 230. 231. 244. 350. 351. 357; Fußbekleidung 240. 241. 242; Gebete 42. 405; Gebetsräder 272; Gesundheitszustand 173; Grausamkeit 58. 59; Gruf 135; Geräthe 347. 348. 349; Häuser 287. 288; Handelsartikel 34; Heilkunst 276—286; Haartracht 243. 244. 355; Herd 347; Hierarchie 270. 395; Heerwesen 329. 401, Offiziere 324. 402, Soldaten 160. 169. 324. 365. 366. 416, Fort 164, Wachthaus 160, Waffen s. d.; Kannibalismus 275. 363; Kleidung 230. 236. 239. 240. 296. 351. 352; Lamas s. d.; Leichenbegängniß 362—364; Lederbearbeitung 298; Metallbearbeitung 299. 300; Reiskünste 442. 443; Religion s. Lamas; Religion, schamanistische 268; Schmuck 243. 244. 254. 257; Sättel 298. 301. 302; Schleiern 292; schwarze Salbe 230; Tödtung eines Yaks 105; Töpferwaaren 257. 258; Tortur 408; Unterricht 243; Uebergriffe 36. 37. 59. 60. 61. 62; Vielmännerei 356; Vielweiberei 357; Vorliebe für Spirituosen 176; Vornehmheit, Kennzeichen 173; Waffen 240. 299. 300. 329. 349. 402; Wohlthätigkeit 458; Zahnärzte 277. 278; Zelte 343. 344. 347; Zeltaltar 349.
- Tinker, Dorf 477.
- Tize, siehe Kelas.
- Tonga, indischer Wagen 3.
- Tongbo, Butterfaß 307.
- Togem, Ort 383. 449.
- Trisul, Berg 36.
- Tsangpu (Brahmaputra) 332.
- Tschai-Lek, Paß 56.
- Tschanden Sing, Dandor's Diener 8—11. 37. 38. 39. 41. 64. 88. 112. 140. 157. 168. 186. 187. 202. 231. 259. 260. 305. 380. 381. 385. 388. 394. 396. 400. 413. 449. 450. 482.
- Tschantschub, tibetanische Heilige 265.
- Tschaudas, Bezirk 36. 38.
- Tscheto-Paß 56.
- Tschiram, Gräberplatz 74.
- Tschitbu-Ziege 369.
- Tschofden, Bauwerk 162. 287. 364. 469.

- Tschongur, Brücke über den 108. 110.
 Tschukki, Frauenkopfsuß in Tibet 352.
 Tuder, Dorf 248. 251. 257. 258. 287.
 288. 458.
- Wadschra, Gebetszepter 274.
 Wielmännerei 356. 357. 358.
- Waldbrände 12.
 Waldmenschen, siehe Raot.
 Wiedergeborene im Lamaismus 270.
 Wiedergeburten im Buddhismus 265.
 Wilson, Reverend Dr. S. 33. 58. 59.
 73. 117. 127. 140. 142. 149. 173.
 174. 179. 184. 185. 462. 471. 472.
474. 475; begleitet Landor 117; Ab-
 scheid von Landor 193; Wiedersehen
 mit Landor 471; Bericht 488—89.
 Wolf, schwarzer 231.
 Wunderdoctor, tibetanischer 283.
- Yak, als Lastthier 236; Sättel 302.
 Yu-tsang, tibetanische Provinz 332.
- Zamindar 14.
 Zahnärzte in Tibet 277. 278.
 Zeheram 67. 106. 107.
 Zelt für Reise 6. 50.
 Ziegen in Tibet 369.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





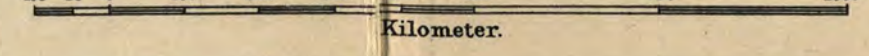
SÜDWESTLICHES TIBET

Nach eigenen Aufnahmen
 von
H. S. LANDOR, 1897

— Hinweg — Rückweg
 Höhen in Metern. S.G. = Schneegipfel

Maßstab 1:1000000.

1 Millimeter der Karte = 1 Kilometer in der Natur.



Übersichtskarte
 zu
H.S. LANDOR'S REISE

— Landor's Route

Maßstab 1:12500000.
 1 mm der Karte = 25 km in der Natur.

Kilometer.

26